Soc
4836
6.5

Bebel.

HD WIDENER
HW RAPH

Ki
2117

Soc 4836.6.5

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

GIFT OF THE
Department of Economics

DIE FRAU

IN DER

VERGANGENHEIT, GEGENWART

UND

ZUKUNFT

VON

AUGUST BEBEL

VIII. UNVERÄNDERTE AUFLAGE

LONDON
GERMAN COOPERATIVE PRINTING AND PUBLISHING CO.
1890

Soc 4836.6.5
~~Econ 4836.6.5~~
HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF THE
DEPARTMENT OF ECONOMICS
JUNE 17, 1933

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Einleitung 1
Die Frau in der Vergangenheit 5
Die Frau in der Gegenwart.
Der Geschlechtstrieb. Die Ehe. Ehehemm- und Hindernisse . . 36
Weitere Ehehemm- und Hindernisse. Das Zahlenverhältniss der Geschlechter; seine Ursachen und Wirkungen 59
Die Prostitution eine nothwendige soziale Institution der bürgerlichen Welt 77
Die Erwerbsstellung der Frau. Ihre geistigen Fähigkeiten. Der Darwinismus und der Sozialzustand der Gesellschaft 89
Die rechtliche Stellung der Frau. Ihre Stellung zur Politik. . . 116
Staat und Gesellschaft 129
Die Sozialisirung der Gesellschaft 149
Die Frau in der Zukunft 192
Internationalität 195
Uebervölkerung 198
Schluss 214

Vorwort zur dritten Auflage.

Die wider Erwarten günstige Aufnahme, welche die vorliegende Schrift gefunden hat, machte schon vor Monaten eine dritte Auflage nöthig, die nunmehr vorliegt. Dieser Erfolg ist um so grösser, da die Verbreitung der Schrift über die Parteiverbindungen hinaus durch das in Deutschland auf Grund des Sozialistengesetzes erfolgte Verbot wesentlich erschwert wurde. Und doch hat dieselbe in die weitesten Kreise sich Bahn gebrochen.

Dieser Erfolg ist ganz wesentlich zu danken den Angriffen, welche die Schrift im Januar dieses Jahres im sächsischen Landtag durch den Vertreter der sächsischen Regierung, Herrn von Ehrenstein, und im März dieses Jahres im deutschen Reichstag, anlässlich der Berathung der Verlängerung des Sozialistengesetzes, durch den preussischen Minister des Innern, Herrn v. Puttkamer, erfuhr.

Die eigenthümliche Kritik, welche diese Herren zum Theil unter offenbarer Missachtung der von mir in der Einleitung ausgesprochenen nachdrücklichen Verwahrung gegen tendenziöse Entstellung, meiner Schrift angedeihen liessen, hat auch die Aufmerksamkeit der gegnerischen Kreise auf dieselbe gelenkt und hat zu ihrer Verbreitung erheblich beigetragen.

In Rücksicht auf diesen unfreiwilligen Liebesdienst unterlasse ich es hier, des Näheren auf diese Kritiken einzugehen. Zudem hatte ich sowohl im sächsischen Landtag als im Reichstag Gelegenheit, beiden Herren genügend zu antworten. Der Leser, dem jene Angriffe ohne die Vertheidigung bekannt geworden sind, mag an der Hand der Schrift selbst beurtheilen, in wie weit jene Angriffe berechtigt waren. Feststeht — was sowohl der bisherige Erfolg wie auch theilweise die mir zugekommenen Besprechungen in der Presse und zahlreiche briefliche Zustimmungs-Erklärungen beweisen — die in der Schrift entwickelten Anschauungen haben eine lebhafte Anregung zum Nachdenken

gegeben, gar manches Vorurtheil überwunden und vielfach begeisterte Anhänger gefunden.

Das ist vorläufig genug, auf einen Hieb fällt kein Baum.

Zum Schluss möchte ich noch kurz erwähnen, dass eine Reihe offiziöser Blätter, an der Spitze das Leiborgan des Fürsten Bismarck, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", eine schamlose, tendenziös entstellte Inhaltsdarlegung meiner Schrift in einer Reihe von Artikeln gaben. Mein Appell in der Einleitung an das Anstandsgefühl der Gegner war also in diesem Falle vergeblich, worüber Niemand sich wundern wird, der die moralische Qualifikation der Redakteure jener Blätter kennt.

Borsdorf-Leipzig, Juni 1884.

A. Bebel.

Einleitung.

In den letzten Jahrzehnten unserer Entwickelung macht sich in allen Gesellschaftsschichten eine immer stärker hervortretende Bewegung und Unruhe der Geister bemerkbar. Eine Menge von Fragen sind aufgetaucht, über deren Lösung für und wider gestritten wird. Eine der wichtigsten ist unstreitig die sogenannte Frauenfrage.

Die Frage, welche Stellung die Frau in unserm sozialen Organismus einnehmen soll, damit sie ein volles, gleichberechtigtes, tüchtig wirkendes Glied der menschlichen Gesellschaft werde, ihre Kräfte und Fähigkeiten voll und nach allen Seiten entwickeln könne, trifft zusammen mit der Frage, welche Gestalt und Organisation die menschliche Gesellschaft überhaupt erhalten muss, um an Stelle von Unterdrückung, Ausbeutung, Noth und Elend in hunderterlei Gestalt, freies Menschenthum, physische und soziale Gesundheit der Gesellschaft zu setzen. Die sog. Frauenfrage ist also nur eine Seite der allgemeinen sozialen Frage, welche gegenwärtig alle Köpfe und Geister in Bewegung bringt, sie kann nur mit dieser ihre endgültige Lösung finden.

Der Umstand, dass bei der Frauenfrage die zunächst Interessirten, die Frauen, die grösserc Hälfte der menschlichen Gesellschaft — wenigstens in Europa — bilden, rechtfertigt von selbst eine spezielle Behandlung dieser Frage. Sie ist wohl des „Schweisses der Edlen" werth.

Natürlich gibt es in der Frauenfrage wie in der sozialen Frage überhaupt verschiedene Parteien, die von ihrem jeweiligen sozialen und politischen Standpunkte die Frage ansehen und beurtheilen und demnach Mittel zu ihrer Lösung vorschlagen. Die Einen behaupten, wie bei der sozialen Frage, welche vorzugsweise die Arbeitermassen in Bewegung setzt, dass es keine Frauenfrage gebe, da die Stellung, welche die Frau jetzt und in Zukunft einzunehmen habe, durch ihren „Naturberuf", der sie zur Gattin und Mutter bestimme und auf den Kreis der Häuslichkeit beschränke, vorgezeichnet sei. Was jenseits ihrer vier Pfähle oder nicht im nächsten sichtbarsten Zusammenhang mit ihren häuslichen Pflichten vorgehe, das gehe sie nichts an.

Die Anhänger dieser Ansicht sind, wie man sieht, rasch mit der Antwort bei der Hand und glauben die Sache damit abgethan. Dass Millionen Frauen nicht in der Lage sind, den ihnen vindizirten „Naturberuf" als Hauswirthinnen und Kindergebärerinnen zu erfüllen, aus

Gründen, die später des ausführlichen entwickelt werden sollen, dass andere Millionen diesen Beruf zu einem guten Theil verfehlt haben, weil die Ehe für sie zum Joch, zur Sklaverei geworden ist, sie in Elend und Noth ihr Leben dahin schleppen müssen, das kümmert diese Weisen nicht. Sie verschliessen vor diesen unliebsamen Thatsachen ebenso gewaltsam die Augen und Ohren, wie vor der Noth des Proletariers, sich und Andere tröstend, dass es „ewig" so gewesen sei und „ewig" so bleiben werde. Sie wollen nichts davon hören, dass die Frau ein Recht habe, an den Kulturerrungenschaften Theil zu nehmen, diese für die Erleichterung und Verbesserung ihrer Lage auszunutzen und ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten so gut zu entwickeln und zu ihrem Besten zu verwenden als der Mann. Hören sie nun gar, dass die Frau auch materiell unabhängig sein wolle, um es körperlich und geistig sein zu können und nicht mehr von dem „Wohlwollen" und der „Gnade" des andern Geschlechts abzuhängen, dann hat ihre Geduld ein Ende. Ihr Zorn entbrennt und ein Strom von heftigen Anklagen und Schimpfworten über die „Verrücktheit der Zeit" und „die wahnwitzigen emanzipatorischen Bestrebungen" folgt.

Das sind die Philister männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich aus dem engen Kreis der Vorurtheile nicht heraus zu finden vermögen. Es ist das Geschlecht der Käutzchen, die überall sind, wo Dämmerung herrscht und erschreckt aufschreien, wenn ein Strahl von Licht in das ihnen behagliche Dunkel fällt.

Andere können vor den laut redenden Thatsachen ihre Augen und Ohren allerdings nicht verschliessen; sie geben zu, dass kaum in einem Zeitalter zuvor die Frauen im allgemeinen sich im Vergleich zum Stande der gesammten Kulturentwickelung in so schlimmer Lage befunden haben, als gegenwärtig, dass es darum nothwendig sei, zu untersuchen, wie man ihre Lage verbessern könne, in so fern sie auf sich selbst für ihr Leben angewiesen bleiben. Für die in den Hafen der Ehe Eingelaufenen erscheint ihnen die Frage gelöst.

Dementsprechend verlangen sie, dass der Frau alle Arbeitsgebiete, für die ihre Kräfte und Fähigkeiten sich eignen, erschlossen werden, damit sie mit dem Manne in den Wettbewerb eintreten könne. Die Weitergehenden unter ihnen fordern, dieser Wettbewerb solle sich nicht bloss auf das Gebiet der gewöhnlichen niederen Beschäftigungs- und Berufsarten erstrecken, sondern auch auf die Gebiete der höheren Berufe, die Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Sie beanspruchen die Zulassung der Frauen zum Studium auf allen höheren Bildungsanstalten, namentlich den Universitäten, die bisher den Frauen verschlossen waren. Ihr Hauptaugenmerk ist gerichtet auf die verschiedenen Lehrfächer, den medizinischen Beruf und die Anstellungen im Staatsdienst (Post, Telegraphie, Eisenbahndienst), für die sie die Frauen besonders geeignet halten, und zwar mit Hinweis auf die praktischen Resultate, die besonders in den Vereinigten Staaten durch Frauenverwendung bereits erzielt wurden. Eine kleine Minorität auf dieser Seite stellt auch die Forderung politischer Rechte für die Frau auf. Die Frau sei so gut Mensch und Staatsbürger als der Mann, die bisherige aus-

schliessliche Handhabung der Gesetzgebung durch die Männer beweise, dass dieselben dieses Privilegium nur zu ihren Gunsten ausgebeutet, die Frau in jeder Beziehung bevormundet hätten.

Bemerkenswerth an all den hier kurz gekennzeichneten Bestrebungen ist, dass sie nicht über dem Rahmen der heutigen Gesellschaft hinausgreifen. Es wird nicht die Frage aufgeworfen: ob denn diese Ziele, wenn verwirklicht, genügend und gründlich die Lage und Stellung der Frau verbessern. Man ist sich nicht bewusst, dass das Ziel, soweit es die ungehinderte Zulassung der Frauen zu den gewerblichen und industriellen Berufsarten betrifft, thatsächlich erreicht ist, aber unter den gegebenen sozialen Zuständen auch bedeutet, dass der Konkurrenzkampf der Arbeitskräfte noch wilder wüthet und die nothwendige Folge ist: Verringerung des Einkommens beider Geschlechter, handle es sich nun um Lohn oder Gehalt.

Diese Halbheit und Unklarheit in den Zielen erklärt sich daraus, dass die „Frauenfrage" bisher fast ausschliesslich von Frauen der höheren Klassen in die Hand genommen wurde, die nur den engen Kreis der Frauen, in dem sie lebten, im Auge hatten und wesentlich nur für diese ihre Forderungen geltend machten. Ob aber einige hundert oder einige tausend Frauen aus den bedrängten mittleren Ständen in das höhere Lehrfach, die ärztliche Praxis und die Beamtenlaufbahn eindringen und dort leidliche oder auskömmliche Stellungen finden, ändert an der Gesammtlage der Frauen gar nichts. Die Beherrschung des Geschlechts durch die Männer, die materielle Abhängigkeit der ungeheuren Mehrheit und die daraus folgende Geschlechtssklaverei in der heutigen Ehe oder durch die Prostitution wird damit nicht aufgehoben. Die Frage ist also somit auch nicht gelöst. Für eine bruchstückweise, halbe Lösung wird sich auch die Frauenwelt in ihrer Mehrzahl nicht begeistern, kleine Ziele erwärmen nicht und reissen die Menge nicht mit fort. Am allerwenigsten aber werden für eine solche Lösung sich jene einflussreichen Kreise der männlichen Gesellschaft erwärmen, die in einem Eindringen der Frauen in die besser bezahlten und angeseheneren Stellen nur eine höchst unliebsame Konkurrenz für sich und ihre Söhne erblicken. Diese werden sich mit allen Mitteln, und, wie die Erfahrung bereits gelehrt hat, nicht immer mit anständigen und ehrenwerthen, dagegen stemmen. Diese höheren Männerkreise haben zwar nicht das Geringste dagegen einzuwenden, wenn die Frauen alle sogenannten niederen Berufe überschwemmen; sie finden dies sogar in der Ordnung und begünstigen es, weil es die Arbeitskräfte billig macht. Aber die Frau darf nicht verlangen, in ihre, der Männer, höhere soziale und amtliche Stellung eindringen zu wollen, dann schlägt ihre Ansicht um.

Auch dürfte der heutige Staat, nach den bereits gemachten Erfahrungen sehr wenig geneigt sein, die Frauen weiter zum Staatsdienst zuzulassen, am allerwenigsten zu höheren Stellen, möchten auch ihre Fähigkeiten sie vollkommen dazu geeignet machen.

Der Staat und die höheren Klassen haben alle Schranken gegen die Konkurrenz im Gewerbe und unter der Arbeiterklasse niedergerissen,

aber in Bezug auf die höheren Berufsarten sind sie bestrebt, die Schranken eher zu erhöhen. Es macht dem unbetheiligten Zuschauer einen seltsamen Eindruck, zu sehen, mit welcher Entschiedenheit Gelehrte und höhere Beamtenkreise, Aerzte und Juristen sich wehren, wenn „Unberufene" es wagen, an den gezogenen Schranken zu rütteln. Als die Unberufensten von Allen werden aber in diesen Kreisen die Frauen angesehen. Diese Kreise sehen sich gern als besonders „von Gott Begnadete" an, da das geistige Fassungsvermögen, das sie zu besitzen glauben, nach ihrer Meinung nur ganz ausnahmsweise vorhanden ist, das gewöhnliche Menschenkinder, und besonders die Frauen, sich nicht anzueignen im Stande sind.

Es ist klar, dass, wenn diese Schrift nichts weiter bezweckte, als die Nothwendigkeit der Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne auf dem Boden der heutigen Gesellschaft darzuthun, es besser wäre, die Arbeit zu unterlassen. Sie wäre nur Stückwerk und zeigte nicht den Weg zu einer wirklichen Lösung der Frage. Die volle und ganze Lösung der Frauenfrage — worunter zu verstehen ist, dass die Frau dem Manne gegenüber nicht nur von Gesetzes wegen gleich steht, sondern auch ökonomisch frei und unabhängig von ihm und in geistiger Ausbildung ihm möglichst ebenbürtig sei — ist unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen ebenso unmöglich wie die Lösung der Arbeiterfrage.

Hier bin ich zu einer Erklärung genöthigt.

Meine Gesinnungsgenossen, die Sozialisten, werden mit diesem Satze einverstanden sein, ich kann dies aber vorläufig nicht sagen von der Art und Weise, wie ich mir seine Verwirklichung denke. Die Leser, und insbesondere meine Gegner, wollen also die nachfolgenden Ausführungen als meine persönlichen Ansichten betrachten und ihre etwaigen Angriffe auch gegen meine Person allein richten, wobei ich nur den Wunsch ausspreche, im Angriff ehrlich zu sein, meine Worte nicht zu verdrehen und das Verleumden zu unterlassen. Die meisten Leser werden dies für selbstverständlich halten, allein ich weiss auf Grund vieljähriger Erfahrungen, wie es mit der Ehrlichkeit vieler meiner Herren Gegner bestellt ist. Ich bezweifle sogar stark, dass trotz meiner ausgesprochenen Aufforderung dieselbe von einem gewissen Theile derselben befolgt wird. Mögen sie thun, was ihre Natur sie zu thun zwingt. Ich werde in diesen Ausführungen alle Konsequenzen, auch die äussersten, ziehen, welche die nach Prüfung der Thatsachen erlangten Resultate erfordern.

Die Stellung der Frau in der Vergangenheit.

Die Frau und der Arbeiter haben beide gemein, seit uralter Zeit die Unterdrückten zu sein, und dass trotz aller Aenderung in den Formen der Unterdrückung die Unterdrückung selbst stets blieb; dass die Frau wie der Arbeiter im langen Laufe der Geschichte nur selten zum klaren Bewusstsein ihrer Knechtschaftsstellung kamen, und zwar die Frau noch seltener als der Arbeiter, weil sie noch tiefer stand als dieser, und von ihm selbst als unterbürtig angesehen und behandelt wurde und wird. Eine hunderte von Generationen dauernde Knechtschaft wird schliesslich zur Gewohnheit. Ererbung und Erziehung lassen sie als „naturgemäss" beiden Theilen erscheinen. So nimmt die Frau ihre untergeordnete Stellung als etwas so Selbstverständliches hin, dass es nicht wenig Mühe kostet, ihr zu beweisen, dass diese eine unwürdige ist, dass sie dahin streben muss, ein dem Manne gleichberechtigtes, in jeder Beziehung ebenbürtiges Mitglied der Gesellschaft zu werden.

Wenn gesagt wurde, die Frau und der Arbeiter hätten gemein, seit uralter Zeit die Unterdrückten zu sein, so muss dies in Bezug auf die Frau noch verschärft werden. Die Frau ist das erste menschliche Wesen, das die Knechtschaft zu kosten bekam. Die Frau war Sklavin, ehe noch der Sklave existirte.

Der Grund aller Unterdrückung wurzelt in der ökonomischen Abhängigkeit vom Unterdrücker. In dieser Lage befindet sich bis heute die Frau.

Soweit wir in die menschliche Vergangenheit zurückzublicken vermögen, erkennen wir als erste menschliche Gemeinschaft die Horde. Die Horde, die gleich der Viehherde ihre geschlechtlichen Triebe ohne Scheidung nach Paaren und ohne Ordnung befriedigte. Dass in diesem Urzustande die Männer den Weibern an Kraft oder an Geistesfähigkeiten überlegen waren, ist kaum anzunehmen*). Dagegen spricht nicht blos die Wahrscheinlichkeit sondern auch die Beobachtungen, die wir an

*) Tacitus z. B. behauptet ausdrücklich von den Germanen, dass die Frauen an Körpergrösse und Kraft den Männern nichts nachgaben, und diese befanden sich damals schon auf höherer Kulturstufe.

noch vorhandenen wilden Völkerschaften machen. Nicht nur ist bei allen wilden Völkern das Gewicht und die Grösse des Gehirns zwischen Mann und Weib weit geringer verschieden, als bei unsern modernen Kulturvölkern, auch an körperlicher Kraft geben die Frauen den Männern wenig oder nichts nach, ja es giebt noch heute einzelne Stämme im Inneren Afrika's, wo die Frauen stärker sind, als die Männer und dementsprechend das Regiment führen*). Ebenso gibt es noch heute unter den Afghanen einen Volksstamm, wo die Frauen den Krieg führen und auf die Jagd reiten und die Männer die häuslichen Arbeiten verrichten. Der König der Aschantis in Westafrika und der König von Dahomey im Innern Afrikas besitzen weibliche Leibgarden, vollständig aus Weibern rekrutirte und befehligte Regimenter, die sich durch Tapferkeit und Blutdurst vor den männlichen Kriegern auszeichnen. („Da werden Weiber zu Hyänen.")

Anders als auf rein physischem Uebergewicht begründet lassen sich auch die Erscheinungen nicht erklären, dass es in alter Zeit am schwarzen Meere und in Asien sogenannte Amazonenstaaten gegeben haben soll, die nur aus Frauen bestanden. Diese sollen theilweise noch zu Alexander's des Grossen Zeit existirt haben, da nach Diodor die Königin eines Amazonenstaates, Thalestris, zu ihm ins Lager kam, um Mutter durch ihn zu werden.

Bestanden solche Amazonenstaaten wirklich, so konnten sie dies nur durch strenge Fernhaltung der Männer, sonst war ihre Existenz gefährdet. Dementsprechend suchten sie die Befriedigung ihrer geschlechtlichen Triebe und ihre Fortpflanzung in der Art zu erlangen, dass sie an gewissen Tagen im Jahre mit den Männern benachbarter Staaten sich vereinigten.

Solche Zustände beruhen aber auf Ausnahmeverhältnissen, und dass sie nicht mehr bestehen, beweist ihre Unhaltbarkeit.

Was die Knechtschaft der Frau in der Urzeit begründete, diese im Laufe der Jahrtausende aufrecht erhielt und zu einer wesentlichen Differenzirung in den physischen und geistigen Kräften der beiden Geschlechter führte, wodurch das Abhängigkeitsverhältniss der Frau noch mehr verstärkt wurde, das sind ihre Eigenthümlichkeiten als Geschlechtswesen. Das Weib der Urzeit war selbst bei gleicher Ausbildung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte mit denen des Mannes gegen diesen doch insofern im Nachtheil, als die Perioden der Schwangerschaft, der Gebärung, der Kinderaufzucht sie auf die Hülfe, die Unterstützung und den Schutz des Mannes hinwiesen. Diese Hülfsbedürftigkeit der Frau zu gewissen Zeiten führte in der Urzeit, wo die physische Kraft allein geachtet wurde und der Kampf um's Dasein seine rohesten, wildesten Formen besass, zu mancherlei Gewaltthätigkeiten gegen das weibliche Geschlecht, sie führte zur Tödtung der weiblichen Geburten und zum Frauenraub.

Indem die einzelnen Horden, später die Stämme (Clans), be-

*) L. Büchner: Die Frau. Ihre natürliche Stellung und gesellschaftliche Bestimmung. „Neue Gesellschaft," Jahrgang 1879 und 80.

ständig sich im Kampf um die Existenz befanden, Viehzucht und Ackerbau noch unbekannt waren, also Nahrungsmangel keine Seltenheit war, musste die Horde, der Stamm, darauf sehen, sich von jedem Nachkommen zu befreien, der grosse Sorge bereitete, im Kampfe und auf der Flucht ein Hinderniss bildete, oder später nur geringen Vortheil versprach. Als solche erscheinen die weiblichen Neugebornen in erster Linie, von denen man sich also nach ihrer Geburt nach Möglichkeit zu befreien suchte. Man liess nur wenige, die sich durch besondere Kräftigkeit auszeichneten und die man zur Fortpflanzung unbedingt haben musste, am Leben. Dies die einfache Erklärung für den auch heute noch bei vielen wilden Völkerschaften Hinterasiens und Afrika's bestehenden Brauch, die meisten Mädchen sofort nach ihrer Geburt zu tödten. Ein Brauch, den man mit Unrecht auch den heutigen Chinesen zuschrieb.

Neben den Kindern weiblichen Geschlechts theilten diejenigen des männlichen das gleiche Schicksal, die sich von Geburt als verkrüppelt, missgestaltet zeigten, also nur eine Last zu werden drohten. Diese wurden gleichfalls getödtet. Eine Sitte, die bekanntlich auch in manchen Staaten Griechenlands, z. B. Sparta, bestand.

Ein weiterer Grund, der die Tödtung weiblicher Neugeborner herbeiführte war, dass bei den ewigen Kämpfen die Männerzahl einer Horde, eines Stammes, stets bedeutend schmolz und man ein Missverhältniss der Geschlechter vermeiden wollte. Dann fand man es aber auch weit bequemer, die Frauen zu rauben, statt sie gross zu ziehen.

Anfangs und für lange Zeit bestand zwischen einem bestimmten Mann und Weib keine dauernde Verbindung, es herrschte wilde Vermischung (Promiscuität), die Weiber waren Eigenthum der Horde, des Stammes, es stand ihnen den Männern gegenüber weder Wahl noch Wille zu. Man bediente sich ihrer wie irgend eines andern gemeinsamen Eigenthums. Diese willkürliche Vermischung beweist deutlich das Vorhandensein des Mutterrechts (Ginaikokratie), das unter manchen Völkerschaften sich ziemlich lange erhielt, nach Strabo bei den Lydiern und Lokrern bestand, und bis in die heutige Zeit sich auf der Insel Java, bei den Huronen und Irokesen und bei manchen Völkern Innerafrika's erhalten hat. Hiernach waren die Kinder in erster Linie Eigenthum der Mutter, da sich bei Männerwechsel der Vater nicht nachweisen lässt. Die Vaterschaft beruht, wie Göthe in seinen „Wanderjahren" Friedrich sagen lässt, „überhaupt nur auf gutem Glauben." Das Mutterrecht hatte sich bei einigen Völkern gewohnheitsmässig noch dann erhalten, als schon eine höhere Kulturstufe erreicht war, Privateigenthum existirte und ein ausgeprägtes Erbrecht bestand und hatte so die Wirkung, dass nur die weibliche Erbfolge galt. Andrerseits war das Bestehen des Mutterrechts unzweifelhaft die Ursache, dass bei einzelnen Völkern schon frühzeitig Frauen an die Herrschaft kamen. Man darf annehmen, dass ziemlich von Anfang an zwischen den im Stamm gebornen und den geraubten Frauen ein Unterschied im Rang gemacht wurde; dass allmählig die Häuptlingschaft in gewissen Familien erblich wurde und wenn männliche Nachkommen

fehlten, man dort, wo eine tüchtige Frau vorhanden war, dieser die Herrschaft überliess. Einmal zugelassen, wurde sie leicht gewohnheitsmässig und schliesslich ward die Erblichkeit der Häuptlingschaft für Frauen eben so gut anerkannt, wie jene der Männer.

Das Weib musste ferner auch dort ein gewisses Gewicht erlangen, wo ihr Geschlecht in der Minderzahl war, also statt der Vielweiberei (Polygamie) die Vielmännerei (Polyandrie) sich entwickelte. Dieser Zustand besteht ebenfalls heute noch auf Ceylon, auf den Sandwichs- und Marquesas-Inseln, im Congo- und Loangogebiet. Verschiedene Männer zu besitzen war ferner als Privilegium den Königstöchtern im Inkareich (Peru) eingeräumt. Dabei macht sich als eine Art Naturgesetz geltend, dass in Gesellschaften mit Vielmännerei die Zahl der Geburten männlichen Geschlechts die des weiblichen bedeutend übersteigt und dadurch der Zustand gewissermassen verewigt wird.

Abgesehen von diesen Ausnahmen, die als Abnormitäten gelten können, hat überall sonst der Mann die Herrschaftsstellung übernommen. Das musste insbesondere von dem Augenblick an geschehen, wo zwischen dem einzelnen Mann und dem einzelnen Weibe eine dauernde Verbindung eintrat, die vermuthlich von des Mannes Seite herbeigeführt wurde. Mangel an Frauen, der Gefallen an einer besonderen, liessen in ihm das Verlangen nach dauerndem Besitz aufkommen. Der männliche Egoismus regte sich. Er nahm eine Frau in Besitz mit oder ohne Zustimmung der übrigen Männer, die dann dem Beispiel folgten. Er legte dem Weibe die Verpflichtung auf, nur seine Liebkosungen hinzunehmen, dafür übernahm er die Verpflichtung, die Frau als sein Weib anzusehen und ihre Kinder als die seinen zu hüten und zu schützen. Die grössere Sicherheit dieses Zustandes liess der Frau dieses Verhältniss als vortheilhafter erscheinen; so entstand die Ehe*).

Der Grund zur Bildung des Privat-Eigenthums, der Familie, des Stamms, des Staats, war gelegt.

Der Besitz von Weib und Kindern liess dem Urmenschen einen festen Wohnsitz als wünschenswerth erscheinen. Bisher schweifte er in den Wäldern, schlief die Nacht auf Bäumen oder in Höhlen, wenn ihn nicht wilde Thiere vertrieben. Jetzt baute er sich eine Hütte, nach der er von der Jagd, dem Fischfang zurückkehrte. Die

*) Hiermit ist natürlich nicht gesagt, dass ein Einzelner die Ehe „erfand“ und diese schuf, so ungefähr wie „Gott Vater den ersten Menschen, den Adam, schuf“. Neue Ideen sind nie das Eigenthum eines Einzelnen, sie sind Produkt der Abstraktion aus dem Zusammenwirken Vieler. Zwischen dem Erfassen einer Idee und ihrer Formulirung, oder ihrer Verwirklichung in eine praktische That ist ein weiter Weg. Aber ein Weg, auf dem sich Viele begegnen. Daher die Erscheinung, dass man so häufig die Ideen eines Andern als seine eignen Ideen erkennt, und umgekehrt. Finden Ideen einen gut vorbereiteten Boden, d. h. drücken sie ein allgemein empfundenes Bedürfniss aus, so kommen sie rasch zur Geltung. Das darf man von der Bildung der Ehe annehmen. „Schuf“ also niemand die Ehe, so gab es doch wohl Einen, „der angefangen hat“ und dessen Beispiel rasch allgemeine Nachahmung fand.

Arbeitstheilung begann. Der Mann lag der Jagd, dem Fischfang und dem Kampfe ob, die Frau besorgte die häuslichen Angelegenheiten, wenn man diesen Ausdruck für jene primitive Zeit anwenden darf. Die Unsicherheit des Jagdertrags, Ungunst der Jahreszeiten, zwang mit zunehmender Familie zur Zähmung von Thieren, deren Milch und Fleisch man verbrauchte. Aus dem Jäger wurde ein Hirte. Die Kinder wuchsen heran, verbanden sich untereinander — denn der Begriff der Blutschande gehört einer sehr viel späteren Periode an — und so entstand die patriarchalische Familie, aus ihr die kommunistische Gemeinde, der Stamm*). Der Stamm zweigte sich ab, es wurden verschiedene Stämme, die bei grösser werdender Zahl sich schliesslich um die Weideplätze zankten Der Streit um die Weideplätze, das Verlangen in guter und angenehmer Gegend, auch bei stärkerer Zahl zu bleiben, rief den Ackerbau hervor.

In all diesen Entwickelungsphasen spielte die Frau eine besondere Rolle; sie war des Mannes vornehmste Arbeitskraft, sie pflegte nicht nur die Kinder, sondern besorgte auch den Haushalt, weidete das Vieh, fertigte die Kleidung, baute die Hütte oder das Zelt, schlug es ab und schleppte es, wenn die Familie den einen Platz verliess, um auf einem andern sich niederzulassen. Als der Ackerbau begann und der erste Pflug erfunden war, ward die Frau das erste Zugthier; ihr lag auch vorzugsweise die Hereinbringung der Ernte ob.

Der Mann spielte den Herrn; die Art seiner Obliegenheiten regte mehr das Denken an und weckte den Scharfsinn. So entwickelte er sich körperlich und geistig, während die Frau unter der Last ihres Doppeljochs, der Arbeit und entsprechender Behandlung, physisch sich überanstrengen musste, geistig zurückblieb.

Der Mann, an's Herrschen gewohnt, zwang ihr auch die völlige Entfremdung gegen andere Männer auf; sie musste sich von denselben entfernt halten, sie bekam ihren besonderen Raum in der Hütte angewiesen und er zwang sie schliesslich, um jeder Versuchung eines lüsternen Nachbarn zu begegnen, sich zu verhüllen und zu verschleiern. Im Morgenland, wo in Folge des Klima's die geschlechtlichen Begierden sich von jeher am stärksten zeigten und am ausschweifendsten waren, musste die Absperrung der Frau von dem fremden Mann naturgemäss ihren höchsten Grad erreichen.

Aus diesem Herrschaftsverhältniss des Mannes über die Frau ergaben sich verschiedene Folgen.

*) Max Stirner in „der Einzige und sein Eigenthum", ist entrüstet über diese Wandlung in den Ansichten über die Blutschande, denn das sei eine Sache, die jeder mit seinem Gewissen auszumachen habe. Die einen eiferten für den „heil. Gott", die anderen für das „heilige Gute". Das Verschweigen der Blutschande bringt auch die Bibelgläubigen in die Klemme. Nachdem Gott das erste Menschenpaar erschaffen und dessen Sohn Kain den Abel erschlagen hatte, konnte die weitere Fortpflanzung des Menschengeschlechts nur stattfinden, indem entweder Gott den Schöpfungsakt mit der Eva wiederholte, oder Kain sich mit einer Schwester einliess, die er aber nach der Bibel, die das erste Menschenpaar als Malthusianer (Zweikindersystemler) beginnen lässt, nicht besass. So ging Kain und nahm sich ein Weib. Aber woher? Und dieser Brudermörder wurde dann als einziger Nachkomme Adams der Stammvater des Menschengeschlechts.

Die Frau war nicht mehr blosses Objekt für den Geschlechtsgenuss und die Geschlechtsvermehrung, wie in der Horde, sie war die Gebärerin von Erben, in denen der Mann mit seinem Eigenthum fortlebte, sich sozusagen verewigte; sie war aber auch werthvolle Arbeitskraft. So erlangte sie einen Werth; sie wurde für den Mann ein gesuchtes Tauschobjekt, das er von seinem Besitzer, dem Vater des jungen Weibes, gegen andere Tauschobjekte, Vieh, Jagdthiere, Waffen, Feldfrüchte zu erhandeln suchte. Daher sehen wir bis auf den heutigen Tag bei allen rückständigen Völkern die Jungfrau gegen andere Werthobjekte eintauschen. Sie wird damit wie andere Dinge Eigenthum des Mannes, über das er frei verfügt; er kann sie nach Belieben behalten oder verstossen, misshandeln oder schützen. Daraus folgte weiter, dass die Jungfrau, sobald sie das väterliche Haus verliess, zu diesem alle Beziehungen abbrach; ihr Lebenslauf wurde sozusagen in zwei vollständig getrennte Theile zerlegt, der erste im väterlichen Hause, der zweite in dem des Eheherrn. Diese absolute Trennung vom Vaterhause fand bei den alten Griechen ihren symbolischen Ausdruck darin, dass der schön geschmückte zweirädrige Wagen, der die Jungfrau und ihre Habe vor des Mannes Haus brachte, vor der Thür desselben verbrannt wurde.

Auf höherer Kulturstufe verwandelte sich die Kaufsumme in ein Geschenk, das aber nicht mehr die Eltern, sondern die Braut als Lohn für ihre Hingabe empfing, und dieses hat sich als Symbol bekanntlich bis auf unsere Tage in allen Kulturstaaten erhalten.

War also der Besitz einer Frau begehrenswerth, so frug man auf tieferer Kulturstufe auch nicht darnach, wie man dazu gelangte. Die Frau zu rauben war wohlfeiler, als sie zu kaufen, und der Raub war nothwendig, wenn bei neu sich bildenden Stämmen oder Völkern, Frauenmangel vorhanden war. Das klassische Beispiel des Frauenraubs im Grossen bietet die Historie vom Raub der Sabinerinnen durch die Römer. Auch der Frauenraub hat sich bis in die heutige Zeit symbolisch z. B. bei den Araukanern im südlichen Chile erhalten. Während die Freunde des Bräutigams mit dem Vater der Braut unterhandeln, schleicht sich der Bräutigam mit seinem Pferde in die Nähe des Hauses, sucht die Braut zu erhaschen, wirft sie auf's Pferd und flieht mit ihr nach dem nahen Walde. Weiber, Männer, Kinder suchen durch Geschrei und Lärm die Flucht zu verhindern. Sobald der Bräutigam mit seiner Braut das Dickicht des Waldes erreicht hat, wird die Ehe als geschlossen angesehen. Dies gilt auch dann, wenn die Entführung wider den Willen der Eltern stattfand. Das Dickicht des Urwaldes ist die Hochzeitskammer, dessen Betreten die Ehe schliesst.

Da nun die möglichst starke Fortpflanzung der Art ein jedem lebenden Wesen tief innewohnender Naturdrang ist und um so leichter und ungezügelter stattfinden kann, wo es fruchtbaren Boden im Ueberfluss giebt; da ferner die Frau ein stets wünschbares Genussobjekt für den Mann war, das er gerne wechselte, wenn er konnte, auch ihre eigene Arbeitskraft, wie die der kommenden Kinder seinen

Reichthum und sein Ansehen vermehrte, so war Anlass zur Vielweiberei (Polygamie) hinlänglich gegeben. Da aber von Natur die Zahl der Frauen von jener der Männer fast nicht verschieden ist — wie später wird dargethan werden — so kaufte man sie von fremden Stämmen oder Völkern, oder noch besser, man raubte sie. Frauenraub wurde die vornehmste Kriegsbeute.

Bei allen Völkern auf einer gewissen Kulturstufe war das Kommuneigenthum an Grund und Boden vorhanden, doch dergestalt, dass Wald, Weideland und Wasser gemeinschaftlich waren, dagegen der für den Ackerbau bestimmte Theil, in Loose eingetheilt wurde, die der Familienvater nach der Kopfzahl zugetheilt erhielt Hierbei trat nun ein neuer Unterschied hervor, der deutlich zeigt, wie die Frau nur als Mensch zweiter Klasse angesehen wurde.

In der Regel waren die Töchter von der Zutheilung der Loose gänzlich ausgeschlossen, sie traf nur die Söhne und so ist klar, dass der Vater von vornherein die Geburt eines Sohnes mit andern Augen ansah, als die Geburt einer Tochter. Nur bei den Inkas*) und einigen andern Völkern erhielt die Tochter ein halbes Loos. Entsprechend dieser Auffassung von der Unterordnung der Frau waren auch die Töchter bei den alten Völkern, und sind es bei vielen auf rückständiger Kulturstufe noch lebenden, vom Erbrecht ausgeschlossen. Andererseits führte bei Völkern, die, wie die Germanen, in Einehe lebten, eine andere Einrichtung zu den schlimmsten Missständen. Die Sitte, dass Söhne, sobald sie heiratheten, ihr Loos vom Gemeindeland zugetheilt erhielten, veranlasste häufig die Väter, ihre unmündigen kaum zehn und zwölfjährigen Söhne an mannbare Jungfrauen zu verheirathen. Da aber hierbei ein eigentliches Eheleben ausgeschlossen war, so missbrauchte der Vater die väterliche Gewalt, und vertrat an Stelle des Sohnes den Ehemann**). Zu welcher Ausartung der Familienzustände dies führen musste, liegt nahe. Das „keusche Verhältniss" in der Ehe unserer Vorfahren ist, wie so vieles, was aus jenen Zeiten Günstiges behauptet wird, eine schöne Fabel.

Die Tochter hatte, so lange sie im väterlichen Hause war, sich durch schwere Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben; verliess sie das Haus als die Frau eines Mannes, so hatte sie nichts mehr zu beanspruchen, sie war gegenüber der Gemeinschaft eine Fremde. Diese Zustände bestanden überall, in Indien, Aegypten, Griechenland, Rom, Deutschland, England, im Azteken- und Inkareich u. s. w. Und sie bestehen noch heute in Kaukasien, in vielen Gegenden Russlands, Indiens. Hatte der Verstorbene keinen Sohn oder keinen Brudersohn, so fiel das Grundeigenthum an die Gemeinde zurück. Erst in späterer Zeit wurde den Töchtern ein Erbrecht an dem Hausrath oder an den Herden zugestanden, oder es wurde ihnen eine Mitgift zugebilligt; noch viel später erlangten sie das Erbrecht an Grund und Boden.

Eine andere Form der Erwerbung der Frau als Eigenthum des

*) Laveleye: Das Ureigenthum. Uebersetzung v. Dr. Bücher.
**) Laveleye: Das Ureigenthum. Uebersetzung v. Dr. Bücher.

Mannes finden wir in der Bibel, wo Jakob die Lea und dann die Rahel sich erdient. Eine Reihe zugebrachter Dienstjahre bei Laban war der Kaufpreis, wobei bekanntlich der schlaue Laban den Jakob übervortheilte, indem er ihm statt der Rahel zuerst die Lea gab und ihn so zwang, um die zweite Schwester noch einmal sieben Jahre zu dienen. Wir sehen hier zwei Schwestern zugleich als Frauen eines Mannes, also nach unsern heutigen Begriffen ein blutschänderisches Verhältniss. Auch wird dem Jakob bereits ein Theil des nächsten jungen Wurfs der Herde als Mitgift versprochen; er soll, so entscheidet der egoistische Laban, die jungen gesprenkelten Schafe erhalten — die erfahrungsmässig die geringere Zahl sind — Laban die einfarbigen. Aber diesesmal war Jakob der Geriebenere. Wie er seinen Bruder Esau um das Erstgeburtsrecht geprellt, so prellte er jetzt Laban um die Lämmer. Er hatte bereits lange vor Darwin Darwinismus studirt; er fertigte, wie die Bibel erzählt, künstlich gesprenkelte Stecken, die er an die Trankstätten und Salzlecken der Schafe stellte, deren beständiger Anblick auf die trächtigen Mutterschafe die Wirkung hatte, dass sie meist gesprenkelte Junge zur Welt brachten. So ward Israel durch die Schlauheit eines seiner Erzväter gerettet.

Ein anderer Zustand, der aus dem Herrschaftsverhältniss des Mannes über die Frau sich ergab und bis auf den heutigen Tag in immer fühlbarer werdender Weise sich erhielt — ist die Prostitution. Wenn bei allen Völkern der Erde auf höherer Kulturstufe der Mann von seiner Frau strengste geschlechtliche Zurückhaltung andern Männern gegenüber verlangte und eine Uebertretung oft mit den grausamsten Strafen züchtigte — die Frau war sein Eigenthum, Sklavin, er konnte in diesem Fall über Tod und Leben derselben verfügen — so war er keineswegs gewillt, sich den gleichen Zwang aufzuerlegen. Er konnte zwar mehrere Frauen kaufen, oder im Kampfe als Sieger sie vom Besiegten rauben, aber das bedingte, dass er sie auch dauernd zu ernähren vermochte. Das war in späterer Zeit bei sehr ungleich gewordenen Eigenthumsverhältnissen nur einer kleinen Minderzahl möglich, und die beschränkte Zahl namentlich schöner Frauen erhöhte ihren Preis. Aber der Mann ging auch auf Kriegszüge und machte Reisen aller Art, oder er wünschte überhaupt Abwechselung im Liebesgenuss. Da bot sich ihm die Preisgabe Unverheiratheter, der Wittwen und verstossenen Frauen, oder auch der Frauen Armer; sie kaufte er zu vorübergehendem Genuss.

Wurde der verheiratheten Frau strengste Zurückhaltung aufgezwungen, so war das lange Zeit, wenigstens im Oriente, bei den unverheiratheten Frauen nicht der Fall. Die jungfräuliche Keuschheit ist eine Forderung, die erst in späterer Zeit die Männerwelt stellte; sie repräsentirt eine Kulturperiode von höherem Raffinement. Die Preisgabe war der Unverheiratheten nicht nur gestattet, sie wurde in Babylon, bei den Phöniziern, Lydiern etc. als religiöses Gebot verlangt. Es lag hier offenbar die in der Urzeit vorherrschende Sitte der Weibergemeinschaft zu Grunde, die sich in der Gestalt religiöser Opferung der Jungfrauschaft an den ersten Besten, der den Preis der Priester-

schaft bezahlte, erhalten hatte. Aehnliche Sitten bestehen noch heute, wie Bachofen berichtet, bei verschiedenen Stämmen Hinterindiens, in Südarabien, auf Madagaskar, Neuseeland, wo die Braut vor ihrer Vermählung dem Stamme Preis gegeben wird. Auf Malabar zahlt der Bräutigam dem, der seiner Braut die Jungfrauschaft nimmt, einen Lohn. „Manche Caimars dingen Patamaren, um ihren Frauen die Blüthe zu nehmen. Dadurch gelangt diese Sorte Leute zu hohem Ansehen und schliesst vorerst einen Vertrag über den Lohn . . . ." „Der oberste Priester (Namburi) ist verpflichtet, dem König (Zamorin), bei seiner Verehelichung diesen Dienst zu leisten, und wird für denselben noch mit fünfzig Goldstücken bezahlt"*). Ein geiles Priesterthum fand bei solchen Einrichtungen und Gebräuchen in doppelter Richtung seine Rechnung und ward darin von einer gleichgearteten Männerwelt unterstützt. So wurde die Prostituirung der unverheiratheten Frau zu einem Gebot religiöser Pflichterfüllung gemacht. Die öffentliche Opferung der Jungfrauschaft versinnbildlichte die Empfängniss und die Fruchtbarkeit der Muttererde und geschah zu Ehren der Göttin der Fruchtbarkeit, die unter den Völkern der alten Welt unter dem Namen der Aschera-Astarte, Mylitta, Aphrodite, Venus, Kybele verherrlicht wurde. Diesen zu Ehren wurden besondere Tempel gebaut, versehen mit Anbauten aller Art, in denen man in der bezeichneten Weise den Göttinnen opferte. Das Geldopfer, das die Männerwelt zu erlegen hatte, floss in die priesterlichen Beutel. Als Jesus die Wechsler und Händler als Tempelschänder aus dem Tempel zu Jerusalem trieb, gab es auch dort die bezeichneten Anbauten, in welchen den Göttinnen der Liebe geopfert wurde.

Nach dieser, unsern heutigen Begriffen unerhört scheinenden Blosstellung der intimsten, aber auch natürlichsten Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander konnte es in den Augen der Männerwelt jener Zeiten, die damals wie heute allein die „öffentliche Meinung" machte und beherrschte, nicht unsittlich oder unanständig erscheinen, wenn Frauen sich Preis gaben. Daher gab es Frauen in Menge, welche die grössere Freiheit, die ihnen der unverheirathete Stand als Hetären (Buhlweiber) bot, der Ehe vorzogen, ihre Preisgabe geschäftsmässig, als Lebensunterhalt, betrieben. Im freien Umgang mit den Männern eigneten sich die intelligenteren der Hetären, die auch oft aus höherem Stande entsprossen sein mochten, eine grössere Gewandtheit und Bildung an, als sie die Ueberzahl der in Unwissenheit und Knechtschaft erhaltenen verheiratheten Frauen besass. Sie übten dadurch neben den Künsten, womit sie den Buhldienst betrieben, einen grösseren Reiz auf die Männer aus. So erklärt sich die Thatsache, dass manche derselben bei den angesehensten und bedeutendsten Männern Griechenlands ein Ansehen und einen Einfluss genossen, wie keine der legitimen Frauen. Die Namen gar mancher dieser Hetären sind als berühmt auf die Nachwelt gekommen, während nach den Namen der legitimen Frauen man vergeblich fragt.

*) K. Kautsky: Die Entstehung der Ehe und Familie. „Kosmos. 1883."

Unter solchen Umständen war die Stellung der Frau in der alten Welt eine äusserst gedrückte; sie wurde physisch und noch in weit höherem Grade geistig zurückgehalten und zurückgedrängt. Im Hauswesen stand die Frau unmittelbar über dem Gesinde, die eigenen Söhne traten als Herren gegen sie auf, ihnen hatte sie zu gehorchen. Sehr gut schildert dieses Verhältniss die Odyssee, wo Telemach, sich mannbar fühlend, unter die Freier tritt und seiner Mutter Penelope gebietet, nach ihrem Wohnraum zu gehen, ein Befehl, dem sie schweigend gehorcht. Telemach verspricht auch den Freiern, nach einem Jahre seine Mutter einem Manne zum Weibe zu geben, wenn bis dahin sein Vater nicht zurückgekehrt sei. Ein Versprechen, das die Freier ganz in der Ordnung finden. Hingegen wird die Stellung der Frau in dem so hoch stehenden Griechenland gut geschildert in der „Iphigenia auf Tauris", wo Iphigenia klagt:

„Der Frauen Zustand ist der schlimmste von allen Menschen. Will dem Manne das Glück, so herrscht er und erfährt im Felde Ruhm; und haben ihm die Götter Unglück bereitet, fällt er, der Erstling von den Seinen, in den schönen Tod. Allein des Weibes Glück ist eng gebunden: sie dankt ihre Wahl stets Andern, öfters Fremden, und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift, fährt sie aus rauchenden Trümmern, durch's Blut erschlagener Liebsten, ein Ueberwinder fort."

Nach alledem darf es nicht Wunder nehmen, dass bei manchen Völkern und zu manchen Zeiten die Frage ganz ernsthaft diskutirt wurde, ob die Frauen volle Menschen seien und eine Seele besässen. So glauben Chinesen und Inder nicht an die volle Menschlichkeit der Frau und die Frage, ob die Frauen eine Seele besässen und Menschen seien, diskutirte sehr ernsthaft im 6. Jahrhundert unserer Zeit das Konzil zu Maçon und wurde die Frage nur mit geringer Mehrheit bejaht. Das Weib ist ja nicht Subjekt, sondern Objekt, man „gebraucht" und „missbraucht" es, wie man eine Sache gebraucht und missbraucht. Es war also eine Frage, an der sich die christlich-römischen Casuisten die Zähne wetzen konnten. Es ist nach alle dem erklärlich, dass die Frau bis auf den heutigen Tag in Abhängigkeit erhalten wurde, dass wohl die Formen ihrer Unterdrückung sich änderten, aber die Unterdrückung blieb.

Wie die Formen dieser Unterdrückung sich ferner gestalteten und allmählig änderten, wird die weitere Darlegung zeigen.

Unterthänige des Mannes in allen sozialen Beziehungen, war die Frau es erst recht in Bezug auf seine geschlechtlichen Begierden, die in dem Maasse stärker werden, wie die Wärme des Klima's das Blut heisser und rascher fliessen macht, die Fruchtbarkeit des Bodens aber ihn der Sorge des Kampfes um das Dasein enthebt. Daher war der Orient seit uralter Zeit die Pflanzstätte aller geschlechtlichen Laster und Ausschweifungen, denen die Reichsten wie die Aermsten, die Weisesten wie die Unwissendsten sich überliessen. Daher war auch die öffentliche Preisgabe der Frauen in den alten Kulturländern des Orients schon sehr frühzeitig eingeführt.

Wie in Babel, der mächtigen Hauptstadt des babylonischen Reichs,

die Vorschrift bestand, dass jede Jungfrau wenigstens einmal nach dem Tempel der Göttin Mylitta wallfahrten musste, um sich dort, zu Ehren der Göttin, der freien Wahl der herzuströmenden Männer Preis zu geben, so auch in Armenien, wo unter dem Namen der Göttin Anaïtis in gleicher Weise geopfert wurde. Aehnlich religiös organisirt war der Geschlechtskultus in Aegypten, Syrien, Phönizien, auf der Insel Cypern, in Carthago und selbst in Griechenland und Rom. Auch die Juden blieben, wovon das alte Testament genügendes Zeugniss ablegt, diesem Kultus und der Preisgabe der Frau nicht fern. Abraham verlieh seine Sara ohne Skrupel an andere Männer, und zwar an Stammeshäuptlinge (Könige), die ihn besuchten und ihn reichlich belohnten. Der Erzvater der Juden, der Urahn Jesu, fand also in diesem nach unseren Begriffen höchst schmutzigen und unanständigen Handel durchaus nichts Anstössiges. Merkwürdig ist nur, dass unsere Kinder noch heute in der Schule in der höchsten Verehrung dieses Mannes erzogen werden. Jakob besass, wie bekannt ist und schon erwähnt wurde, Lea und Rahel, Schwestern, zu Frauen, die ihm auch noch ihre Mägde beilegten. Und die jüdischen Könige David, Salomon und Andere verfügten über ganze Harems, ohne bei Jehova die Gunst einzubüssen. Es war Sitte (sittlich), und die Frauen fanden es in der Ordnung.

In Lydien, Carthago und auf Cypern bestand die Sitte, dass junge Mädchen sich Preis geben durften, um sich ihre Mitgift für die Ehe zu verdienen. Von König Cheops von Aegypten wird behauptet, er habe aus den Erträgnissen der Prostituirung seiner Tochter die Kosten des Baues einer Pyramide bestritten. Vom König Rhampsinit — der um 2000 vor unserer Zeitrechnung lebte — wird erzählt, er habe, als er in seiner Schatzkammer einen in raffinirter Weise ausgeführten Diebstahl entdeckte, um dem Diebe auf die Spur zu kommen, bekannt machen lassen, dass seine Tochter sich Jedem Preis gebe, der ihr eine besonders interessante Geschichte zu erzählen wisse. Unter den Bewerbern, berichtet die Fama, befand sich auch der Dieb. Nachdem er seine Erzählung beendet und den Lohn dafür in Empfang genommen, wollte ihn die Königstochter festhalten. Aber statt seiner Hand behielt sie die abgeschnittene Hand einer Leiche. Dieser geschickte Streich veranlasste den König, öffentlich zu erklären, ihm jede Bestrafung zu erlassen und ihm seine Tochter zur Frau zu geben, wenn er sich melde; was auch geschah.

Aus solchen Verhältnissen erhielt sich denn wie bei den Lydiern die Sitte, dass die Abstammung der Kinder durch die Mutter legitimirt wurde. Auch bestand bei vielen alten Völkern die Uebung, die auch bei den alten Germanen, wie J. Scherr behauptet, Geltung gehabt haben soll, dass dem Gaste als Zeichen der Gastfreundschaft die Frau oder Tochter für die Nacht überlassen wurde.

In Griechenland waren frühzeitig öffentliche Frauenhäuser allgemein vorhanden. Solon führte sie in Athen, um 594 vor unserer Zeitrechnung, als staatliche Institution ein und wurde dafür von einem Zeitgenossen also besungen: „Solon sei gepriesen! Denn Du kauftest

öffentliche Frauen für das Heil der Stadt, der Sitten einer Stadt, die erfüllt ist von kräftigen jungen Männern, welche sich ohne Deine weise Einrichtung den störenden Verfolgungen der besseren Frauenklasse überlassen hätten." So wurde für die Männerwelt als naturgemässes Recht durch Staatsgesetz anerkannt, was, von den Frauen gethan, verachtungswürdig und als ein Verbrechen galt. Ja in diesem selben Athen ward durch denselben Solon bestimmt: „dass die Frau, die sich mit einem Liebhaber abgebe, für ihren Frevel mit Freiheit oder Leben büssen müsse." Der Mann konnte sie als Sklavin verkaufen. Und dieser Geist ungleicher Beurtheilung besteht noch heute fort.

In Athen war der Göttin Hetära ein prachtvoller Tempel geweiht. Zur Zeit Plato's — 400 v. Chr. — gab es in dem damals wegen seiner Ueppigkeit in ganz Griechenland berühmten Korinth am Tempel der Aphrodite (Venus) nicht weniger als 1000 Freudenmädchen (Hierodulen). Korinth hatte zu jener Zeit in der griechischen Männerwelt einen ähnlichen Ruf, wie ihn in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland Hamburg genoss. Durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist berühmte Hetären, wie Phryne, Laïs von Korinth, Gnathaena, Aspasia, die spätere Gattin des berühmten Perikles, erfreuten sich in der angesehensten griechischen Männerwelt der allgemeinsten Verehrung; sie hatten zu ihren Zusammenkünften und Gelagen Zutritt, wohingegen die ehrbaren griechischen Frauen ausschliesslich auf das Haus angewiesen waren. Die ehrbare griechische Frau durfte nirgends öffentlich erscheinen, sie ging auf der Strasse stets verschleiert und war höchst einfach gekleidet. Sie besass nur sehr geringe Bildung, denn diese wurde bei ihr mit Absicht vernachlässigt, sie sprach schlecht und besass weder „Raffinement noch Politesse". Es gibt auch heute nicht wenig Männer, welche die Gesellschaft einer schönen Sünderin der Gesellschaft ihrer legitimen Frau vorziehen, und auch zu „den Stützen des Staats", den „Säulen der Ordnung" gehören, welche über die „Heiligkeit der Ehe und Familie" zu wachen haben.

Demosthenes, der grosse Redner, präzisirte das geschlechtliche Leben der Männer Athens kurz dahin: „Wir heirathen das Weib, um eheliche Kinder zu erhalten und im Hause eine treue Wächterin zu besitzen; wir halten Beischläferinnen zu unserer Bedienung und täglichen Pflege, die Hetären zum Genuss der Liebe." So war die Frau blosser Kindergebärapparat, ein treuer Hund, der das Haus bewacht. Der Herr des Hauses lebte nach seinem bon plaisir, seiner Willkür. Plato entwickelt in seinem „Staat" von der Frau und dem Geschlechtsverhältniss nach unserer heutigen Anschauung sehr rohe Begriffe. Er verlangt Frauengemeinschaft, die Kinderzeugung durch Zuchtwahl geordnet. Aristoteles denkt bürgerlicher. Die Frau soll, nach seiner „Politik", zwar frei aber dem Mann untergeordnet sein, doch solle sie das Recht haben „einen guten Rath zu ertheilen". Thukydides spricht eine Ansicht aus, die den Beifall aller Philister von heute hat. Er sagt: diejenige Gattin verdiene das höchste Lob von der man ausserhalb des Hauses weder Gutes noch Böses höre.

Er verlangt also, dass die Frau eine Art pflanzlichen Stilllebens führe, das die Zirkel des Mannes nach keiner Richtung stört.

Die meisten griechischen Staaten waren nur Städte mit geringem Landbesitz, ausserdem lebten die Griechen auf Kosten ihrer Sklaven*) — eine allzustarke Vermehrung der Herrschenden liess also die Gefahr aufkommen, dass dann die gewohnte Lebensweise nicht beibehalten werden könne. Dieser Anschauung entsprechend, rieth Aristoteles die Fernhaltung von den Frauen an, befürwortete dagegen die Männer- und Knabenliebe Sokrates sah die Knabenliebe als ein Vorrecht und ein Zeichen höherer Bildung an. Diese Auffassung theilte die griechische Männerwelt und lebte darnach. Es gab ebenso Häuser mit männlichen Prostituirten, wie es solche mit weiblichen gab. In solcher gesellschaftlicher Atmosphäre konnte der bereits erwähnte Thukydides den Ausspruch thun, dass die Frau schlimmer sei, als die sturmgepeitschte Meereswoge, als des Feuers Gluth, der Sturz des wilden Bergwassers. „Wenn es ein Gott ist, der die Frau erfand, wo immer er sei, er wisse, dass er der unselige Urheber des höchsten Uebels ist“**).

In den ersten Jahrhunderten nach der Gründung Roms besassen die römischen Frauen keinerlei Recht. Ihre Stellung war ebenso gedrückt wie in Griechenland. Erst als der Staat gross und mächtig wurde und der römische Patrizier grossen Reichthum erwarb, änderte sich allmählig das Verhältniss und erlangten die Frauen wenigstens gesellschaftlich, wenn auch nicht rechtlich, grössere Freiheit. Das gab dem älteren Cato Veranlassung zu der Klage: „wenn jeder Hausvater nach dem Beispiel der Vorfahren sein Weib in der gehörigen Unterwürfigkeit zu erhalten strebte, so würde man öffentlich mit dem ganzen Geschlecht nicht so viel zu schaffen haben“***).

Unter dem Kaiserreich erwarb die Frau auch das Erbrecht, aber sie selbst blieb unmündig und konnte ohne Vormund nichts verfügen. So lange der Vater lebte, besass dieser die Vormundschaft, auch wenn die Tochter verheirathet war, oder der von ihm ernannte Vormund. Starb der Vater, so trat der nächste männliche Verwandte, auch wenn er als Agnat unfähig erklärt war, als Vormund ein und besass dieser das Recht, seine Vormundschaft jeden Augenblick einem beliebigen Dritten zu übertragen. Der Mann war nach römischem Recht Eigenthümer der Frau, sie hatte vor dem Gesetz keinen eigenen Willen. Das Recht zur Scheidung besass der Mann allein.

Mit der wachsenden Macht und dem Reichthum Roms traten an Stelle der früheren Sittenstrenge die Laster und die Ausschweifungen. Rom wurde die Centrale für Schwelgerei und sinnliches Raffinement. Die Zahl der öffentlichen Frauenhäuser wuchs, neben ihnen fand die griechische Liebe bei der Männerwelt immer mehr Eingang. Ehe-

*) Wer die Arbeit für Einen verrichtet, ist Sklave, wer für das Publikum arbeitet, Handwerker oder Tagelöhner. Aristoteles „Politik“.

**) Leon Richer: La femme libre.

***) Karl Heinzen: Ueber die Rechte und Stellung der Frauen.

losigkeit und Kinderlosigkeit nahmen unter der herrschenden Klasse zu, und die römischen Damen rächten sich, indem sie, um den schweren Strafen wegen Ehebruchs zu entgehen, sich in die Register der Aedilen eintragen liessen, denen als Polizeibeamten die Ueberwachung der Prostitution zustand.

Da durch Bürgerkriege, in Folge des Latifundiensystems, Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit sich steigerten und die Zahl der römischen Bürger und Patrizier bedeutend abnahm, erliess im Jahre 16 v. Chr. Augustus das sog. Julische Gesetz, das Belohnung für Kinderzeugung, Strafen auf Ehelosigkeit setzte. Wer Kinder besass, sollte dem Kinder- oder Ehelosen im Range vorgehen. Ehelose durften keine Erbschaft, ausser von ihren nächsten Anverwandten annehmen. Kinderlose konnten nur die Hälfte erben. Das übrige fiel dem Staat zu. Darüber macht Plutarch die Bemerkung: die Römer heirathen nicht, um Erben zu bekommen, sondern um zu erben.

Später wurde das Julische Gesetz noch verschärft. Tiberius gebot, dass keine Frau sich für Geld preisgeben dürfe, deren Grossvater, Vater oder Ehemann römischer Ritter gewesen sei. Ehefrauen, die sich in die Register eintragen liessen, sollten als Ehebrecherinnen ausserhalb Italiens verbannt werden. Für die Männer gab's natürlich dergleichen Strafen nicht.

In der Kaiserzeit bestanden verschiedene Eheschliessungsformen. Die erste und feierlichste wurde vor dem obersten Priester im Beisein von mindestens zehn Zeugen geschlossen und ass das Brautpaar, zum Zeichen der Verbindung, gemeinsam einen aus Mehl, Salz und Wasser gebackenen Kuchen. Die zweite Form war die „Besitznehmung", die als geschehen angesehen wurde, wenn eine Frau unter Zustimmung des Vaters oder Vormundes ein Jahr unterm Dache des Mannes mit ihm zusammen lebte. Die dritte Form war eine Art gegenseitigen Kaufs, indem beide sich gegenseitig Geldmünzen und das eheliche Versprechen gaben.

Bei den Juden war die Ehe schon frühzeitig religiös geweiht. Doch besass die Frau kein Recht zur Wahl, der Vater bestimmte ihr den Bräutigam. So schreibt der Talmud: „Wenn deine Tochter mannbar ist, so schenke einem deiner Sklaven die Freiheit und verlobe sie mit ihm." Die Ehe wurde bei den Juden als Pflicht angesehen. (Seid fruchtbar und mehret euch). Und dem entsprechend hat sich die jüdische Rasse allen Verfolgungen und Unterdrückungen zum Trotz fleissig vermehrt. Die Juden sind die geschwornen Gegner des Malthusianismus.

Tacitus sagt von ihnen: „Unter ihnen herrscht hartnäckiges Zusammenhalten und bereitwillige Freigebigkeit, aber gegen alle andern feindseliger Hass. Nie speisen, nie schlafen sie mit Feinden, und obwohl zur Sinnlichkeit äusserst geneigt, enthalten sie sich der Begattung mit Ausländerinnen .... Doch trachten sie auf Vermehrung des Volks. Denn eines der Nachgebornen tödten ist ihnen Sünde; und die Seelen der im Treffen oder durch Hinrichtung Umgekommenen halten sie für unsterblich. Daher die Liebe zur Fortpflanzung neben der Verachtung des Todes."

Tacitus hasst und verabscheut die Juden, weil sie, ihre väterliche (heidnische) Religion verachtend, Gaben und Schätze zusammenhäuften. Er nennt sie die „schlechtesten Menschen", ein „hässliches Volk"*).

Während die Juden unter der Herrschaft der Römer zu immer engerem Anschluss unter sich getrieben wurden und unter der langen Leidenszeit, die sie von da ab fast das ganze christliche Mittelalter hindurch zu erdulden hatten, jenes innige Familienleben erwuchs, das der heutigen bürgerlichen Welt als eine Art Muster gilt, vollzog sich in der römischen Gesellschaft der Zersetzungs- und Auflösungsprozess. Der oft an Wahnsinn grenzenden Ausschweifung trat, als anderes Extrem, die strengste Enthaltsamkeit entgegen. Jetzt nahm die Askese wie früher die Ausschweifung religiöse Formen an und ein schwärmerischer Fanatismus machte Propaganda für sie. Die alle Schranken niederreissende Schwelgerei und Ueppigkeit stand im grellsten Gegensatz zu der Noth und dem Elend der Millionen und aber Millionen, die das erobernde Rom aus allen Ländern der damals bekannten Welt nach Italien in die Sklaverei geschleppt hatte. Unter ihnen waren zahllose Frauen, die vom häuslichen Herd, vom Mann getrennt, von den Kindern gerissen, das Elend am tiefsten empfanden und alle nach Erlösung sich sehnten. Zahlreiche römische Frauen befanden sich in kaum besserer Lage und waren in ähnlicher Geistesverfassung. Ferner. Die Eroberung Jerusalems und des jüdischen Reichs durch die Römer, die Vernichtung aller nationalen Selbstständigkeit hatte unter den asketischen Sekten jenes Landes Schwärmer erzeugt, die die Entstehung eines neuen Reiches, das Allen Freiheit und Glück bringen werde, verkündigten.

Das Christenthum entstand. Es predigte in seinen menschenfeindlichen Lehren die Enthaltsamkeit, die Vernichtung des Fleisches. Mit seinen doppelsinnigen, auf ein himmlisches und ein irdisches Reich bezüglichen Redewendungen fand es in dem Sumpfboden des römischen Reichs einen fruchtbaren Untergrund. Die Frau, wie alle Elenden, auf Befreiung und Erlösung aus ihrer Lage hoffend, schloss sich ihm eifrig und bereitwillig an. Hat doch bis heute keine grosse bedeutungsvolle Bewegung in der Welt sich vollzogen, in der nicht auch Frauen als Kämpferinnen und Märtyrerinnen hervorragend thätig waren. Diejenigen, die das Christenthum als eine grosse Kulturerrungenschaft preisen, sollten nicht vergessen, dass es gerade die Frau war, der es einen grossen Theil seiner Erfolge zu danken hat. Ihr Bekehrungseifer spielte in der ersten Zeit des Christenthums im Römerreiche wie unter den barbarischen Völkern des Mittelalters eine gewichtige Rolle und die Mächtigsten wurden durch sie bekehrt. So war es unter Anderen Chlotilde, welche Chlodwig, den Frankenkönig, zur Annahme des Christenthums bewog; Bertha, Königin von Gent, und Gisela, Königin von Ungarn, welche das Christenthum in ihren Ländern einführten. Fraueneinfluss ist ferner die Bekehrung des

*) Tacituts: Historien 5. Buch.

Herzogs von Polen und des Czars Jarislaws und vieler anderer Hochgestellter zu danken.

Aber das Christenthum lohnte der Frau schlecht. Es enthält in seinen Lehren dieselbe Verachtung der Frau, wie alle alten Religionen des Orients; es degradirt sie zur gehorsamen Dienerin des Mannes, und das Gelöbniss des Gehorsams muss sie ihm heute noch vor dem Altare ablegen.

Hören wir, wie die Bibel und das Christenthum von der Frau und der Ehe sprechen.

Schon in der Schöpfungsgeschichte wird der Frau anbefohlen, dem Manne unterthan zu sein. Die zehn Gebote des alten Testaments richten sich eigentlich nur an den Mann, denn die Frau wird im neunten Gebot mit dem Gesinde und den Hausthieren zugleich genannt. War doch die Frau ein Stück Eigenthum, das der Mann gegen eine Kaufsumme oder gegen Dienstleistungen erwarb. Jesus, einer Sekte angehörend, die sich strengste Askese (Enthaltsamkeit), namentlich in geschlechtlichen Dingen, auferlegte, verachtete die Ehe und predigte: „Es gibt Männer, die Verschnittene von Mutterleibe sind; andere gibt es, die durch die Menschen verschnitten wurden; es gibt endlich solche, die sich im Angesicht des himmlischen Reiches selbst verschnitten haben." Seiner Mutter antwortete er bei dem Hochzeitsmahle zu Kanan, als sie demüthig bei ihm Hülfe suchte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!"

Und Paulus, der in höherem Grade als selbst Jesus der Gründer des Christenthums genannt werden kann, Paulus, der dieser Lehre erst den internationalen Charakter gegeben und sie der beschränkten jüdischen Sektirerei entriss, predigte: „Die Ehe ist ein niedriger Stand; heirathen ist gut, nicht heirathen besser". „Wandelt im Geist und widersteht den Wünschen des Fleisches. Das Fleisch verschwört sich wider den Geist und der Geist wider das Fleisch". „Diejenigen, die Christus erworben hat, haben ihr Fleisch gekreuzigt, mitsammt seinen Leidenschaften und Begierden." Er selbst befolgte seine Lehren und heirathete nicht. Dieser Hass gegen das Fleisch, das ist der Hass gegen die Frau, die als die Verführerin des Mannes — siehe die Paradiesszene, die mit Bezug hierauf ihren tiefen Sinn hat — dargestellt wird. In diesem Geiste predigten die Apostel und die Kirchenväter, in diesem Geiste wirkte die Kirche das ganze Mittelalter hindurch, indem sie die Klöster schuf, und sie wirkt noch heut in diesem Geiste.

Die Frau ist nach dem Christenthum die Unreine, die Verführerin, welche die Sünde in die Welt brachte und den Mann zu Grunde richtete. Daher haben die Apostel und die Kirchenväter die Ehe stets nur als ein nothwendiges Uebel angesehen, so wie man das heute von der Prostitution sagt. So ruft Tertullian: „Weib, du solltest stets in Trauer und Lumpen gehen, dem Blick deine Augen voll Thränen der Reue darbietend, um vergessen zu machen, dass du das Menschengeschlecht zu Grunde gerichtet hast. Weib! Du bist die Pforte zur Hölle!" Hieronymus sagt: „Die Ehe ist immer ein Laster, alles was man thun kann, ist, sie zu entschuldigen und zu heiligen", wess-

halb man sie zum kirchlichen Sakrament machte. Origenes: „Die Ehe ist etwas unheiliges und unreines, Mittel der Sinnenlust", und um der Versuchung zu widerstehen entmannte er sich. Tertullian: „Ehelosigkeit muss gewählt werden, wenn auch das Menschengeschlecht zu Grunde geht." Augustin: „Die Ehelosen werden glänzen am Himmel wie leuchtende Sterne, während ihre Eltern (die sie gezeugt) den dunklen Sternen gleichen." Eusebius und Hieronymus stimmen darin überein, dass der Ausspruch der Bibel: „Seid fruchtbar und mehret euch", nicht länger der Zeit mehr entspreche und die Christen nicht kümmere. Es liessen sich noch hunderte von Zitaten der gewichtigsten Kirchenlichter anführen, welche alle in der gleichen Richtung lehrten und durch ihr fortgesetztes Predigen jene unnatürlichen Anschauungen über geschlechtliche Dinge und über den Verkehr der beiden Geschlechter verbreitet haben, der doch ein Gebot der Natur und dessen Erfüllung eine der wichtigsten Pflichten des Lebenszwecks ist. An diesen Lehren krankt die heutige Gesellschaft noch schwer und sie erholt sich nur langsam davon.

Den Frauen ruft Petrus mit Nachdruck zu: „Frauen seid gehorsam euren Männern." Paulus schreibt an die Epheser: „Der Mann ist das Oberhaupt des Weibes, wie Christus das Oberhaupt der Kirche"; und an die Korinther: „Der Mann ist das Ebenbild und der Ruhm Gottes und die Frau der Ruhm des Mannes". Darnach kann sich jeder Pinsel von Mann für besser halten als die ausgezeichnetste Frau, und in der Praxis ist es bis heute so.

Auch gegen die höhere Erziehung und Bildung der Frau erhebt Paulus seine gewichtige Stimme, denn er sagt: „Einem Weibe gestatte man nicht, dass sie erziehe oder lehre, sondern sie gehorche, diene und sei stille".

Solche Lehren waren dem Christenthum allerdings nicht allein eigenthümlich. Wie das Christenthum ein Gemisch von Judenthum und griechischer Philosophie ist, und diese wieder ihre Wurzeln in den älteren Kulturen der Aegypter, Babylonier und Inder finden, so war auch die untergeordnete Stellung, welche das Christenthum der Frau anwies, eine der ganzen alten Kulturwelt gemeinsame. Und diese untergeordnete Stellung der Frau ist bei der zurückgebliebenen Kulturentwickelung des Orients bis heute mehr noch als im Christenthum erhalten worden. Was in der sogenannten christlichen Welt ihre Stellung allmählig verbesserte, war nicht das Christenthum, sondern die trotz des Christenthums vorgeschrittene Kultur des Abendlandes.

Das Christenthum ist also unschuldig, wenn heute die Stellung der Frau eine höhere ist, als zur Zeit seiner Entstehung. Es hat nur widerwillig sein wahres Wesen in Bezug auf die Frau verleugnet und that dies nur gezwungen. Schwärmer für die die „Menschheit befreiende Mission des Christenthums" sind in dieser wie in vieler anderer Beziehung anderer Ansicht. Sie behaupten dreist, das Christenthum habe die Frau aus der früheren niederen Stellung befreit und sie stützen sich dabei insbesondere auf den später im Christenthum auftauchenden Marien-, Mutter-Gotteskultus, ein Kultus, der dem weiblichen Geschlecht

als solchem gegolten habe. Dagegen dürfte die katholische Kirche, die diesen Kultus bis heute pflegt, entschieden protestiren. Die bereits zitirten Heiligen und Kirchenväter, die leicht sehr vermehrt werden könnten — darunter die ersten und grössten — sprechen sich sammt und sonders frauenfeindlich aus. Das bereits zitirte Konzil zu Maçon, das im 6. Jahrhundert darüber stritt, ob die Frau eine Seele habe oder nicht, spricht ebenfalls gegen jene frauenfreundliche Auffassung. Die Einführung des Cölibats durch Gregor VII.*), das Wüthen der Reformatoren namentlich Calvins gegen des „Fleisches Lüste" und vor allen Dingen die Bibel selbst in ihren zahlreichen frauen- und menschenfeindlichen Aussprüchen, lehren das Gegentheil.

Indem die katholische Kirche den Marienkultus einführte, schob sie mit kluger Berechnung ihren eignen Göttinkultus an Stelle des heidnischen Göttinnenkultus unter, der bei allen Völkern, über die das Christenthum sich ausbreitete, vorhanden war. Maria trat an die Stelle der Kybele, Mylitta, Aphrodite, Venus etc. der südlichen Völker, an die Stelle der Edda, Freya etc. der germanischen Völker, nur wurde sie christlich-spiritualistisch idealisirt.

Die urwüchsigen, physisch gesunden, zwar rohen, aber unverdorbenen Völkerschaften, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von Osten und Norden, wie ungeheure Meereswogen, heranflutheten und das erschlaffte römische Weltreich, in dem das Christenthum allmählig sich zum Herrn aufgeworfen, überschwemmten, widerstanden mit aller Kraft den asketischen Lehren der christlichen Prediger, und wohl oder übel mussten sie diesen gesunden Naturen Rechnung tragen. Mit Verwunderung sahen die Römer, dass die Sitten jener Völkerschaften ganz andere, als die ihrigen waren. Tacitus zollte dieser Thatsache seine Anerkennung, der er in Bezug auf die Deutschen also Ausdruck gab: „Ihre Ehen sind sehr strenge und keine ihrer Sitten ist mehr zu loben als diese, denn sie sind fast die einzigen Barbaren, welche sich mit einem Weibe begnügen; sehr wenig hört man bei diesem zahlreichen Volke von Ehebruch, der aber auch auf der Stelle bestraft wird, welches den Männern selbst erlaubt ist. Mit abgeschnittenen Haaren jagt der Mann die ehebrecherische Frau nackt vor den Verwandten aus dem Dorfe, denn verletzte Sittsamkeit findet keine Nachsicht. Weder durch Schönheit, noch durch Jugend oder Reichthum findet eine solche Frau einen Mann. Dort lacht Niemand über das Laster; auch wird dort das Verführen oder Verführtwerden nicht als Lebensart bezeichnet. Spät verheirathen sich die Jünglinge und daher behalten sie ihre Kraft; auch die Jungfrauen werden nicht eilfertig verheirathet, und bei ihnen findet sich dieselbe Jugendblüthe, die gleiche körperliche Grösse. Von gleichem Alter,

*) Ein Schritt, gegen den die Pfarr-Geistlichen der Diözese Mainz unter anderem sich beschwerend äusserten: Ihr Bischöfe und Aebte besitzt grosse Reichthümer, eine königliche Tafel, üppige Jagdequipagen, wir armen, einfachen Priester haben zu unserer Tröstung nur eine Frau. Die Enthaltsamkeit mag eine schöne Tugend sein, aber sie ist in Wahrheit „schwer und hart". Yves Guyot: Les theories sociales du Christianisme. II. Aufl. Paris.

gleich kräftig, vermählen sie sich und die Stärke der Eltern geht auf die Kinder über."

Man darf nicht übersehen, dass Tacitus, um den Römern ein Muster vorzuhalten, die ehelichen Zustände der alten Germanen etwas rosig malte, oder auch nicht genügend kannte. Wenn es richtig ist, dass die Ehebrecherin strenge bestraft wurde, so gilt dasselbe nicht von dem ehebrecherischen Manne. Die germanische Frau war der absoluten Gewalt des Mannes unterworfen, er war ihr Herr; die Frau versah die schwersten Arbeiten und sorgte für den Haushalt, während der Mann dem Kampf und der Jagd nachging oder auf der Bärenhaut liegend sich dem Spiel und dem Trunk ergab, oder die Tage verträumte.

Bei den alten Deutschen war wie bei allen Völkern, die patriarchalische Familie die erste Gesellschaftsbildung. Aus ihr entwickelte sich die Gemeinde, die Mark- und Stammesgenossenschaft. Das Familienoberhaupt war der geborene Herr dieser Gemeinschaft, hinter ihm kamen die männlichen Glieder. Frauen, Töchter, Schwiegertöchter waren vom Rath und von der Leitung ausgeschlossen.

Wohl geschah es, dass durch besondere Umstände begünstigt, auch eine Frau die Leitung eines Stammes in die Hände bekam — was Tacitus mit grossem Abscheu und mit verächtlichen Bemerkungen berichtet — aber dies waren Ausnahmen.

Anfangs waren die Frauen nicht erbberechtigt, erst später wurde ihnen ein Theilerbrecht zugestanden.

Jeder freigeborne Deutsche hatte ein Anrecht auf einen Theil des gemeinsamen Grund und Bodens, der, soweit er nicht als Wald, Weide oder Wasser in gemeiner Nutzung stand, in Loosen unter die Gemeinde- und Markgenossen vertheilt war. Sobald der junge Germane sich verheirathete, bekam er sein Loos an Grund und Boden zugewiesen, bekam er Kinder, so hatte er ein weiteres Anrecht auf ein Stück Land. Auch war allgemein eingeführt, dass junge Eheleute besondere Gewährungen für die Gründung ihres Hausstandes erhielten, z. B. ein Fuder Buchenholz und das Holz zum Blockhaus. Die Nachbaren halfen bereitwillig beim Anfahren und Zimmern und der Herstellung des Haus- und Ackergeräths. Wurde den Eheleuten eine Tochter geboren, so hatten sie Anrecht auf ein Fuder Holz, war das Neugeborne dagegen ein Sohn, auf zwei*). Man sieht, das weibliche Geschlecht wurde nur als halbwerthig angesehen.

Die Eheschliessung war einfach. Von einer religiösen Handlung war keine Rede, die beiderseitige Willenserklärung genügte, und sobald das Paar das Ehebett beschritten, war die Ehe perfekt. Die Sitte, dass die Ehe zu ihrer Gültigkeit

*) Eyn iglich gefurster man, der ein kindbette hat, ist sin kint eyn dochter, so mag er eyn wagen vol bornholzes von urholz verkaufen of den samstag. Ist iz eyn sone, so mag he iz tun of den dinstag und of den samstag von ligendem holz oder von urholz und sal der frauwen davon kaufen, win und schon brod dyeweile sie kintes june lit. G. L. v. Maurer: Geschichte der Markenverfassung in Deutschland.

auch eines kirchlichen Aktes bedürfe, kam erst im neunten Jahrhundert auf und sie wurde erst im sechzehnten durch das Trienter Konzil für ein kirchliches Sakrament erklärt. Kein Geschichtsschreiber berichtet, dass die frühere so einfache Form der Eheschliessung, wonach diese ein einfacher Privatvertrag zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts war, irgend welche Nachtheile für das Gemeinwesen oder die „Sittlichkeit" gehabt habe. Die Gefahr für die Sittlichkeit bestand nicht in der Form des Ehebündnisses, sondern darin, dass der Freie als Herr über Sklaven (Leibeigene) und Hörige seine Macht über den weiblichen Theil derselben, auch in geschlechtlicher Beziehung, missbrauchen konnte und ungestraft durfte.

Unter der Leibeigenschaft und Hörigkeit besass der Grundherr die unbeschränkte Verfügung über seine Leibeigenen, die fast unbeschränkte Verfügung über seine Hörigen. Dem Grundherrn stand das Recht zu, jeden Mann, sobald er 18 Jahre, und jedes Mädchen, sobald es 14 Jahre alt war, zu einem Ehebündniss zu zwingen. Er konnte dem Mann die Frau, der Frau den Mann vorschreiben. Dasselbe Recht hatte er gegen Wittwen und Wittwer. Auch besass der Grundherr das sogenannte jus primae noctis (Recht der ersten Nacht), auf das er indess gegen Leistung einer bestimmten Abgabe, die schon durch den Namen ihre Natur verrieth, (Bettmund, Hemdschilling, Jungfernzins, Schürzenzins, Bunzengroschen etc.) Verzicht leisten konnte**).

Nun lagen die Eheschliessungen im Interesse des Grundherrn, weil die daraus erwachsenden Kinder zu ihm in dasselbe Unterthänigkeitsverhältniss wie ihre Eltern traten, seine Arbeitskräfte wurden vermehrt und damit stieg sein Einkommen. Daher begünstigten geistliche wie weltliche Grundherren die Eheschliessungen ihrer Unterthanen. Anders gestaltete sich das Verhältniss für die Kirche in den Fällen, wo diese Aussicht hatte, durch Eheverhinderungen Land und Leute als Vermächtniss in kirchlichen Besitz zu bringen. Dies betraf aber nur die Freien und zwar meist die niederen, deren Lage im Laufe der Zeit durch Umstände, deren Darlegung hierher nicht gehört, eine immer unhaltbarere wurde, und die, religiösen Einflüsterungen und Vorurtheilen häufig folgend, ihr Besitzthum an die Kirche abtraten und hinter den Klostermauern Schutz und Frieden suchten. Andere Grundeigenthümer wieder, die sich zu schwach fühlten, der Gewalt der grossen Grundherren zu widerstehen, traten gegen Leistung gewisser Abgaben und Dienste unter den Schutz der Kirche. Ihre Nachkommen

*) Dies „Recht" wird neuerdings bestritten; es habe nie bestanden. Wie mir scheint sehr überflüssiger Weise. Dass ein solches „Recht" nicht geschrieben war, nicht paragraphirt bestand, ist sicher; es ging, ohne geschrieben zu sein, aus der Natur des Abhängigkeitsverhältnisses hervor. Geñel dem Herrn die Leibeigene, brauchte er sie, wenn nicht, nicht. In Ungarn, Siebenbürgen und den Donaufürstenthümern besteht auch kein geschriebens jus primae noctis, man höre aber Kenner von Land und Leuten, wie die Grundherren mit dem weiblichen Theil des Volkes verfahren. Dass Abgaben unter den aufgeführten Namen erhoben wurden, kann nicht bestritten werden, und ihr Name ist deutlich genug.

verfielen aber häufig auf diesem Wege demselben Loos, dem ihre Vorfahren entrinnen wollten, sie kamen in Abhängigkeit und Hörigkeit der Kirche, oder man machte sie zu Proseliten für die Klöster, um ihr Eigenthum einsacken zu können.

Die im Mittelalter aufblühenden Städte hatten in den ersten Jahrhunderten ein lebhaftes Interesse, den Bevölkerungszuwachs zu begünstigen, indem sie die Niederlassung und die Eheschliessung möglichst erleichterten. Aber mit der Zeit änderten sich diese Verhältnisse. Sobald die Städte Macht erlangt hatten, ein durchgebildeter und in sich organisirter Handwerkerstand vorhanden war, wuchs die Feindseligkeit gegen Neuhinzuziehende, in denen man nur unbequeme Konkurrenten erblickte. Mit der steigenden Macht des Bürgerthums vervielfältigten sich auch die Schranken, die man gegen den Neuanziehenden aufrichtete. Hohe Niederlassungsgebühren, kostspielige Meisterprüfungen, Beschränkungen eines jeden Gewerbes auf eine gewisse Kopfzahl von Meistern und Gesellen zwangen Tausende zur Unselbstständigkeit, zum ausserehelichen Leben und zur Vagabondage.

Als dann die Blüthezeit der Städte vorüber war und der Verfall begann, lag es in den beschränkten Anschauungen jener Zeit, dass die Hindernisse zur Niederlassung und Selbstständigmachung sich sogar noch vermehrten. Andere Ursachen wirkten ebenfalls demoralisirend.

Die Tyrannei der Grundherren wuchs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dergestalt, dass viele ihrer Unterthanen vorzogen, dieses Hundeleben mit dem des Bettlers, des Landstreichers oder Räubers, das durch die grossen Wälder und den schlechten Zustand der Verkehrswege sehr begünstigt wurde, zu vertauschen. Oder sie wurden Landsknechte (Söldner), die sich dorthin verkauften, wo der Sold am grössten war und die Beute die reichlichste schien. Es entstand ein zahlreiches, männliches und weibliches Lumpenproletariat, das zur wahren Landplage wurde. Die Kirche trug zur allgemeinen Verderbniss redlich bei. Lag schon in der cölibatärischen Stellung der Geistlichen die Hauptursache zur Förderung aller geschlechtlichen Ausschweifungen, so wurden diese durch den unausgesetzten Verkehr mit Rom und Italien noch begünstigt.

Rom war nicht blos die Hauptstadt der Christenheit und die Residenz des Papstthums, es war auch das neue Babel, die europäische Hochschule der Unsittlichkeit, und der päpstliche Hof ihr vornehmster Sitz. Das römische Reich hatte bei seinem Zerfall dem christlichen Europa mehr seine Laster als seine Tugenden hinterlassen, und erstere wurden in Italien besonders gepflegt und drangen von dort, wesentlich durch den Verkehr der Geistlichkeit, nach Deutschland. Die ungeheuer zahlreiche Geistlichkeit, meist aus kräftigen Männern bestehend, deren geschlechtliches Bedürfniss durch träges und üppiges Leben aufs äusserste gesteigert, aber durch die erzwungene Ehelosigkeit auf die Befriedigung in der geschlechtlichen Wildniss oder auf widernatürliche Wege angewiesen war, trug die Sittenlosigkeit in alle Kreise der Gesellschaft und wurde für die Moral des weiblichen Geschlechts in Städten und Dörfern eine pestartige Gefahr. Mönchs- und Nonnenklöster unterschieden sich

von öffentlichen Häusern nur dadurch, dass das Leben darin noch zügelloser und ausschweifender war, und die zahlreichen Verbrechen, namentlich Kindermorde, um so leichter verborgen gehalten werden konnten, da diejenigen dort allein die Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, die an der Spitze dieser Verderbniss standen. Die Bauern auf dem Lande suchten ihre Frauen und Töchter vor geistlicher Verführung in der Art sicher zu stellen, dass sie keinen als „Seelenhirten" annahmen, der sich nicht verpflichtete, eine Konkubine zu nehmen. Ein Umstand, der einen Bischof von Konstanz veranlasste, den Pfarrern seiner Diözese eine Konkubinensteuer aufzuerlegen. So erklärt sich die Thatsache, dass in dem von blöden Romantikern uns als so fromm und sittsam dargestellten Mittelalter z. B. auf dem Konzil zu Konstanz, 1414, nicht weniger als 1500 fahrende Frauen erschienen.

Die Lage der Frauen jener Zeit wurde dadurch noch besonders ungünstig, dass neben all den Hindernissen, welche die Verehelichung und die Niederlassung erschwerten, auch ihre Zahl die der Männer bedeutend überwog. Hierfür waren die besonderen Ursachen die zahlreichen Kämpfe und Fehden, die gefahrvollen Handelsreisen, grössere Sterblichkeit der Männer in Folge von Unmässigkeit und Völlerei und die wieder aus dieser Lebensweise hervorgehende grössere Sterblichkeitsrate bei den zahlreichen pestartigen Krankheiten, die das ganze Mittelalter hindurch wütheten. So zählte man in dem Zeitraum von 1326—1400 zweiunddreissig, von 1400—1500 einundvierzig, von 1500—1600 dreissig Pestjahre*).

Schaaren von Frauen trieben sich als Gauklerinnen, Sängerinnen, Spielerinnen, in Gesellschaft von fahrenden Schülern und Klerikern auf den Landstrassen umher, überschwemmten die Messen und Märkte und wo sonst Massenansammlungen und Festlichkeiten vorkamen. In den Heeren der Landsknechte bildeten sie besondere Abtheilungen mit ihrem eignen Weibel. Hier wurden sie nach Schönheit und Alter, dem Zunftcharakter der Zeit entsprechend, den verschiedenen Chargen zugewiesen und durften bei schwerer Strafe sich ausserhalb dieses Kreises Keinem hingeben. In den Lagern mussten sie mit den Trossbuben Heu, Stroh und Holz herbeischleppen, Gräben, Teiche und Gruben ausfüllen, die Reinigung des Lagers besorgen. Bei Belagerungen hatten sie mit Reisig, Wellen und Büscheln die Gräben auszufüllen, um das Stürmen zu erleichtern, sie waren behülflich, die Geschütze in Position zu bringen, oder wenn diese in den grundlosen Wegen stecken blieben, mussten sie helfen, sie herauszubringen.

Um dem Elend der zahlreichen hülfslosen Frauen einigermassen zu steuern, errichtete man in vielen Städten sog. Bettinenanstalten (Gotteshäuser), die unter städtischer Verwaltung standen. Hier wurden sie untergebracht und waren gehalten, einen anständigen Lebenswandel zu führen. Aber weder die Menge dieser Anstalten noch die zahlreichen Frauenklöster waren im Stande, alle Hülfesuchenden aufzunehmen.

---

*) Dr. Karl Bücher: Die Frauenfrage im Mittelalter. Tübingen.

Da nach der Auffassung des Mittelalters kein Gewerbe, und war es das verächtlichste, ohne bestimmte Regeln betrieben werden durfte, so ward auch das Prostitutionswesen zünftlerisch organisirt. Es gab in allen Städten Frauenhäuser, die städtisches oder landesfürstliches, selbst kirchliches Regal waren, deren Reinerträge in die bezüglichen Kassen flossen. Die Frauen dieser Häuser hatten eine eigne selbstgewählte Altmeisterin, welche über Zucht und Ordnung zu wachen hatte und eifrig darauf sah, dass nicht die „Bönhasen", nichtzünftigen Konkurrentinnen, das Geschäft verdürben. Diese wurden im Falle des Ertappens bestraft und wüthend verfolgt. Die Frauenhäuser genossen besonderen Schutz; Ruhestörungen in ihrer Nähe wurden doppelt hart bestraft. Auch hatten die weiblichen Zunftgenossen das Recht, bei Prozessionen und Festlichkeiten, wo die Zünfte überhaupt regelmässig mitwirkten, im Zuge zu erscheinen, und wurden sie nicht selten zu fürstlichen und Rathstafeln als Gäste gezogen.

Doch fehlt es, namentlich in früherer Zeit, auch nicht an gewaltthätigsten Verfolgungen gegen die Freudenmädchen, ausgehend natürlich von derselben Männerwelt, die durch ihr Verhalten und ihr Geld sie unterhielt. Was soll man sagen, wenn Kaiser Karl der Grosse verordnete, dass eine Prostituirte nackt auf den Markt geschleppt und ausgepeitscht werden sollte, während er selber, der „allerchristlichste" König und Kaiser, nicht weniger als sechs Frauen auf einmal hatte!

Dieselben Gemeinwesen, die offiziell das Bordellwesen organisirten, es unter ihren Schutz nahmen und den Priesterinnen der Venus allerlei Privilegien einräumten, hatten die härtesten und grausamsten Strafen für eine arme, verlassene Gefallene. Die Kindesmörderin die aus Verzweiflung ihre Leibesfrucht getödtet hatte, ward in der Regel den grausamsten Todesstrafen unterworfen, nach dem gewissenlosen Verführer krähte kein Hahn. Er sass vielleicht mit im Gericht, welches das Todesurtheil über das arme Opfer fällte. Und das kommt noch heute vor*).

In Würzburg schwor im Mittelalter der Frauenwirth dem Magistrat: „Der Stadt treu und hold zu sein und Frauen zu werben". Aehnlich war es in Nürnberg, Ulm, Leipzig, Köln, Frankfurt und anderwärts. In Ulm, wo 1537 die Frauenhäuser aufgelöst wurden, beantragten 1551 die Zünfte wieder ihre Einführung, „um grösseres Unwesen zu verhüten!" Hohen Fremden wurden auf Stadtkosten Freudenmädchen zur Verfügung gestellt. Als König Ladislaus 1452 in Wien einzog, sandte ihm der Magistrat eine Deputation von öffentlichen Dirnen entgegen, die nur mit leichter Gaze bekleidet, die schönsten Körperformen zeigten. Bei seinem Einzug in Brügge wurde Kaiser Karl V.

*) Leon Richer berichtet in „La femme libres" einen Fall, wonach in Paris ein Dienstmädchen wegen Kindesmordes durch den Vater ihres eignen Kindes, einen angesehenen frommen Advokaten, der mit im Schwurgericht sass, verurtheilt wurde. Noch mehr. Jener Advokat war selber der Mörder und sie vollkommen unschuldig, wie das heroische Mädchen erst nach ihrer Verurtheilung vor dem Gericht aussagte.

von einer Deputation ganz nackter Mädchen begrüsst. Solche Fälle kamen in jener Zeit nicht selten vor, ohne grossen Anstoss zu erregen.

Phantasiereiche Romantiker und Leute von schlauer Berechnung haben den Versuch gemacht, das Mittelalter als besonders „sittlich" und von wahrer Frauenverehrung beseelt darzustellen. Dazu musste besonders die Zeit der Minnesänger in Deutschland — von Ende des 12. Jahrhunderts bis zum 14. Jahrhundert — die Folie hergeben. Jener Minnedienst (Liebesdienst) des Ritterthums, den das französische, italienische und deutsche Ritterthum zunächst bei den Mauren in Spanien und auf Sicilien hatte kennen gelernt, soll Zeugniss für die hohe Achtung ablegen, in welcher zu jener Zeit die Frau stand. Da sei nun zunächst an Einiges erinnert. Erstens bildete das Ritterthum nur einen geringen Prozentsatz der Bevölkerung überhaupt und dementsprechend die Ritterfrauen von den Frauen; zweitens hat nur ein kleinerer Theil der Ritterschaft den eigentlichen Minnedienst geübt, drittens ist die wahre Natur dieses Minnedienstes arg übertrieben und verkannt oder absichtlich entstellt worden. Das Zeitalter, in dem dieser Minnedienst blühte, war zugleich das Zeitalter des schlimmsten Faustrechts in Deutschland, wo auf dem Lande wenigstens alle Bande der Ordnung gelöst waren und das Ritterthum der Wegelagerei, dem Raub und der Brandschatzung ungezügelt sich hingab. Dass eine solche Zeit der brutalsten Gewaltthätigkeiten keine Zeit ist, wo in besonderem Maasse milde und poetische Gefühle vorherrschen können, ist selbstverständlich. Im Gegentheil. Diese Zeit trug dazu bei, etwa vorhandene Achtung vor dem weiblichen Geschlecht nach Möglichkeit zu zerstören. Die Ritterschaft, auf dem Lande wie in den Städten, bestand zum grössten Theil aus rohen, wüsten Gesellen, deren vornehmste Leidenschaft neben Fehden und unmässigem Trinken die zügelloseste Befriedigung geschlechtlicher Begierden war. Alle Chroniken aus damaliger Zeit wissen nicht genug von Nothzucht und Gewaltthat zu erzählen, deren sich der Adel auf dem Lande wie insbesondere auch in den Städten, wo er bis zum 13. und 14. Jahrhundert das Stadtregiment ausschliesslich in der Hand hatte, zu Schulden kommen liess, ohne dass die so empörend Behandelten die Mittel besassen, sich Recht zu verschaffen. Denn in der Stadt besetzten die Junker die Schöffenbank und auf dem Lande war der Grundherr, dem der Blutbann zustand, der Ritter oder Bischof. Es ist also ganz unmöglich, dass die Ritterschaft mit solchen Sitten und Gewohnheiten eine besondere Achtung vor ihren eignen Frauen und Töchtern gehabt und sie als eine Art höherer Wesen auf den Händen getragen hätte.

Insoweit dieser Minnedienst geübt wurde, und es mochte eine kleine Minderheit vorhanden sein, die aufrichtige Schwärmer für Frauenschönheit waren, ging er auch nicht selten von Menschen aus, die, wie jener Ulrich von Lichtenstein, ihrer Sinne nicht mächtig waren, bei denen christlicher Mystizismus und christliche Askese mit der angebornen und anerzognen Sinnenlust ein eigenthümliches Eheverhältniss eingingen. Andere, die nüchterner waren, verfolgten realere Zwecke. Im ganzen aber war jener Minnedienst die Vergötterung der Liebsten auf Kosten —

der legitimen Frau, ein ins christliche übertragener Hetärismus, wie er zur Zeit des Perikles in Griechenland geschildert wurde. In der That war im Mittelalter die gegenseitige Verführung der Frauen in der Ritterschaft ein stark geübter Minnedienst, ganz so wie sich heute ähnliches in gewissen Kreisen unserer Bourgeoisie wiederholt.

Dies über die „Romantik" des Mittelalters und seine Hochschätzung der Frau.

Unzweifelhaft lag in dem offenen Rechnungtragen der Sinnenlust, wie sie im Mittelalter vorhanden war, die Anerkennung, dass der in jeden gesunden und reifen Menschen eingepflanzte Naturtrieb die Berechtigung hat, befriedigt zu werden, und liegt darin ein Sieg der gesunden Natur über die Askese des Christenthums. Andrerseits muss immer wieder hervorgehoben werden, dass diese Anerkennung und Begünstigung nur dem einen Geschlecht zu Gute kam, dass man hingegen das andere behandelte, als könnte und dürfte es nicht die gleichen Triebe haben, und wurde die geringste Uebertretung gegen die von der Männerwelt vorgeschriebenen Moralgesetze auf das härteste bestraft. Das weibliche Geschlecht hat in Folge fortgesetzter Unterdrückung und eigenartiger Erziehung durch das andere Geschlecht sich so in den Ideengang seines Beherrschers hineingelebt, dass es diesen Zustand ganz natürlich und in der Ordnung findet.

Gab es nicht auch Millionen von Sklaven, welche die Sklaverei natürlich fanden und sich nie befreit hätten, wenn nicht aus der Klasse der Sklavenhalter selbst die Befreier erstanden wären? Petitionirten nicht preussische Bauern, als sie nach 1807 in Folge der Stein'schen Gesetzgebung aus der Hörigkeit befreit wurden, sie darin zu lassen, „denn wer solle für sie sorgen, wenn sie krank würden oder alt seien?"

Und ist es bei der gegenwärtigen Arbeiterbewegung nicht ähnlich! Wie viel Arbeiter lassen sich nicht noch von ihren Ausbeutern nasführen?

Der Unterdrückte bedarf des Anregers und Anfeuerers, da ihm selbst die Macht und die Fähigkeit zur Initiative fehlt. So war es bei der Sklaverei, bei der Leibeigenschaft und Hörigkeit, so war und ist es bei der modernen Proletarierbewegung und so ist's bei dem Kampf für die Befreiung und Emanzipation der Frau. Sogar dem in seinem Befreiungs-Kampfe vergleichsweise günstig gestellten modernen Bürgerthum brachen adelige und geistliche Wortführer die Bahn.

Welche Mängel und Fehler auch das Mittelalter naturgemäss hatte, wahr ist, dass es eine gesunde Sinnlichkeit besass, die das Christenthum nicht zu unterdrücken vermochte, dass ihm aber die heuchlerische Prüderie, Blödigkeit und versteckte Lüsternheit unserer Zeit, die sich scheut und sperrt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, über natürliche Dinge auch natürlich zu sprechen, fremd war. Es kannte auch nicht jene pikante Zweideutigkeit, worin man Dinge, die man aus mangelnder Natürlichkeit und aus Sitte gewordener Prüderie nicht offen nennen will, einhüllt und damit nur um so ge-

fährlicher macht, weil diese Sprache reizt, aber nicht befriedigt, nur ahnen lässt, aber nicht klar ausspricht. Unsere gesellschaftliche Unterhaltung, unsere Romane und unsere Theater sind voll dieser pikanten Zweideutigkeiten und die Wirkung liegt zu Tage. Dieser Spiritualismus, der nicht der Spiritualismus des transzendenten Philosophen, sondern der des Roué ist, und sich hinter den religiösen Spiritualismus versteckt, hat heute eine gewaltige Macht.

Die gesunde Sinnlichkeit des Mittelalters fand in Luther ihren klassischen Dollmetsch. Mit dem religiösen Reformator habe ich es hier nicht zu thun, über diesen lautet mein Urtheil anders wie über Luther als Mensch. In letzterer Beziehung trat Luthers kräftige urwüchsige Natur unverfälscht hervor; diese zwang ihn rückhaltlos und treffend sein Liebes- und Genussbedürfniss auszusprechen. Seine Stellung als ehemaliger römischer Geistlicher hatte ihm die Augen geöffnet, hatte ihn die Unnatur des Mönchs- und Nonnenlebens in der Praxis, so zu sagen am eigenen Leibe, kennen gelehrt. Daher die Wärme, mit der er das priesterliche und klösterliche Cölibat bekämpfte. Seine Worte gelten auch heute noch allen Jenen, die da glauben, wider die Natur sündigen zu dürfen und meinen mit ihren Begriffen von Moral und Sittlichkeit es vereinigen zu können, wenn die staatlichen und die gesellschaftlichen Einrichtungen Millionen verhindern, ihren Naturzweck zu erfüllen. Luther sagte: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebenso wenig entrathen als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursach ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur Kinder zu zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüsse und Alles was dazu dient, gegeben und eingesetzt. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und was thut er anders, denn er will wehren, dass Natur nicht Natur sei, dass Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe?“

Indem so Luther die Befriedigung des Geschlechtstriebs als ein Gebot der Natur anerkannte und durch die Beseitigung des Cölibats der Geistlichen, die Aufhebung der Klöster Millionen die Möglichkeit gewährte, diesem Naturtrieb gerecht zu werden, blieben dennoch andere Millionen ausgeschlossen. Die Reformation war der erste Protest des im Entstehen begriffenen Grossbürgerthums gegen die Gebundenheit der feudalen Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft; es strebte nach Befreiung aus den engen Banden der Zunft-, Hof- und Bannrechte, nach Zentralisation des Staatswesens, Vereinfachung des verschwenderisch ausgestatteten Kirchenwesens, nach Aufhebung der zahlreichen Sitze müssiger Menschen und verlangte deren Verwendung im praktischen Erwerb. Indem also die feudale Form des Eigenthums und des Erwerbes aufgehoben wurde, sollte die bürgerliche Form an deren Stelle treten, d. h. an Stelle des genossenschaftlichen Schutzes kleiner abgeschlossener Kreise, sollte der freie individuelle Kampf im Wettbewerb sich entfalten.

Luther war auf religiösem Gebiete der Repräsentant dieser Bestrebungen. Und wenn er für die Freiheit der Ehe eintrat, so meinte er darunter nur die bürgerliche Ehe, wie sie in Deutschland vollkommen erst in unserm Zeitalter durch das Zivilehegesetz und die damit verbundene bürgerliche Gesetzgebung, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit sich entwickelt hat. Wie weit dadurch die Stellung der Frau gebessert wurde, wird sich später zeigen. Einstweilen waren in der Reformationszeit die Dinge noch nicht so weit gediehen. Wenn durch die bezeichneten Massregeln der kirchlichen Reformation Vielen die Ehemöglichkeit gegeben wurde, ward andrerseits durch die stärkste Verfolgung dem freien Geschlechtsverkehr nachgestellt. Hatte die katholische Geistlichkeit gegen die geschlechtlichen Ausschweifungen eine grosse Laxheit gezeigt, so eiferte jetzt die protestantische, nachdem sie selbst versorgt war, um so wüthender dagegen. Den öffentlichen Frauenhäusern wurde der Krieg erklärt, sie wurden „als Höhlen des Satans" geschlossen, die Prostituirten als „Töchter des Teufels" verfolgt und jede Frau, die einen „Fehltritt" beging, als Ausbund aller Schlechtigkeit an den Pranger gestellt.

Aus dem lebenslustigen Kleinbürger des Mittelalters, der lebte und leben liess, wurde jetzt ein bigotter, sittenstrenger, finstrer Spiessbürger, der möglichst „sparte", damit seine grossbürgerlichen Nachkommen im 19. Jahrhundert um so flotter leben und um so mehr verschwenden konnten. Der ehrsame Bürger mit seiner steifen Cravatte, seinem engen Gesichtskreis, seiner strengen Moral ward das Prototyp der Gesellschaft.

Die legitime Frau, der die katholische Sinnlichkeit des späteren Mittelalters schon lange nicht behagt hatte, war mit dem puritanischen Geiste des Protestantismus sehr einverstanden. Für die Frauen im allgemeinen war es nicht besser geworden. Die Umwandlung der Produktions-, Geld- und Absatzverhältnisse, wie sich solche durch die Entdeckung von Amerika und den Seeweg nach Ostindien speziell in Deutschland vollzogen, erzeugte zunächst eine grosse Reaktion auf sozialem Gebiete.

Deutschland hörte auf, der Mittelpunkt des europäischen Verkehrs und Handels zu sein. Spanien, Portugal, Holland, England übernahmen, rasch hintereinander sich folgend, die Führung und letzteres behielt sie bis in unsere Zeit. So gerieth das deutsche Gewerbswesen, der deutsche Handel in Verfall. Zugleich hatte die kirchliche Reformation die politische Einheit der Nation zerstört. Die Reformation ward der Deckmantel, unter welchem das deutsche Fürstenthum sich von der Kaisergewalt zu emanzipiren suchte. Gleichzeitig versuchte dieses Fürstenthum sich die Adelsgewalt zu unterjochen und begünstigte, um dieses zu erreichen, die Städte, die es mit Rechten und Privilegien aller Art bedachte. Nicht wenige Städte begaben sich auch Angesichts der immer trüber werdenden Zeitläufte freiwillig unter die Herrschaft der Fürsten. Die Wirkung von alledem war, dass das durch den Rückgang in seinem Erwerb erschreckte Bürgerthum nur immer höhere Schranken errichtete, um sich vor unliebsamer Konkurrenz zu schützen. Die Verknöcherung der Zustände nahm zu, aber auch die Verarmung.

Die seit der Reformation in allen deutschen Gebieten losbrechenden religiösen Kämpfe und Verfolgungen, an denen sich protestantische wie katholische Fürsten und Herren mit gleicher Intoleranz und gleichem Fanatismus betheiligten, die darauf folgenden Religionskriege, wie der schmalkaldische und der dreissigjährige Krieg halfen die Zerrissenheit Deutschlands, seine politische Ohnmacht und seine ökonomische Schwäche und Verkümmerung auf Jahrhunderte besiegeln.

Waren im Mittelalter vielfach Frauen in den verschiedensten Berufsarten als Arbeiterinnen und auch als Selbständige zugelassen — es gab z. B. weibliche Kürschner in Frankfurt und in den schlesischen Städten, Bäcker in den mittelrheinischen Städten, Wappensticker und Gürtler in Köln und Strassburg, Riemenschneider in Bremen, Tuchscheerer in Frankfurt, Lohgerber in Nürnberg, Goldspinner und Goldschläger in Köln — so wurden sie jetzt überall zurückgedrängt. Und wie es immer ist, wenn ein sozialer Zustand im Zerfall begriffen ist: dass seine Vertheidiger grade die Massregeln ergreifen, die das Uebel noch verschärfen, es entstand eine lächerliche Furcht vor Uebervölkerung und das Bestreben, sowohl die Zahl der selbstständigen Existenzen wie die Eheschliessungen immer mehr zu hindern. Obgleich ehemals blühende Städte wie Nürnberg, Augsburg, Köln u. a. vom 16. Jahrhundert ab an Bevölkerungszahl abnahmen, weil Handel und Verkehr sich andere Bahnen gesucht, obgleich der dreissigjährige Krieg Deutschland in der furchtbarsten Weise entvölkerte, dennoch hatte jede Stadt, jede Zunft vor der Zunahme ihrer Angehörigen Angst; ging es doch den vorhandenen Zunftgenossen nicht zum besten. Die Bestrebungen absoluter Fürsten konnten dagegen eben so wenig ausrichten, wie seiner Zeit die römischen Ehebelohnungsgesetze gegen die Verminderung der römischen Bürger. Ludwig XIV. setzte, um mehr Einwohner und Soldaten zu bekommen, Eltern, die zehn Kinder hatten, Gnadengehalte aus, die erhöht wurden, wenn sie deren zwölf hatten, und sein General, der Marschall v. Sachsen, ging noch weiter und machte ihm den Vorschlag, Ehen nur auf fünfjährige Dauer zuzulassen. Friedrich der Grosse schrieb fünfzig Jahre später in demselben Geiste: „Ich betrachte die Menschen wie ein Rudel Hirsche im Thiergarten eines grossen Herrn, denen weiter nichts obliegt, als den Park zu bevölkern und auszufüllen"*). Das schrieb Friedrich 1741. Er hat später durch seine Kriege den „Hirschpark" stark entvölkert.

Die Lage der Frauen war unter solchen Zuständen die denkbar schlimmste. Von der Ehe als „Versorgungsanstalt" wie zur Befriedigung ihres Naturtriebs zahlreich ausgeschlossen, in Folge der Verkümmerung der sozialen Zustände vom Erwerb möglichst ferngehalten, um mit der vor sich selbst bange gewordenen Männerwelt nicht zu konkurriren, mussten sie in den niedrigsten Dienst- und Arbeitsverhältnissen, die aufs elendeste bezahlt wurden, kümmerlich leben. Da aber der Naturtrieb sich nicht unterdrücken lässt und ein Theil der Männerwelt

*) Dr. C. Bücher: Die Frauenfrage im Mittelalter.

unter ähnlichen Verhältnissen lebte, so entstanden trotz aller Polizeischerereien, Konkubinatsverhältnisse in Masse und die Zahl der unehelichen Kinder war zu keiner Zeit grösser als in jener, wo das „väterliche Regiment" der unumschränkten Landesherren in christlicher Einfalt herrschte.

Die verheirathete Frau lebte in der strengsten Zurückgezogenheit; die Zahl ihrer Verrichtungen war eine so grosse, dass sie als gewissenhafte Hausfrau von früh bis spät auf dem Posten sein musste, um ihre Pflichten zu erledigen und nur mit Hülfe der Töchter war ihr dies vollkommen möglich. Da waren nicht blos die täglichen häuslichen Arbeiten zu beendigen, die auch noch heute die bürgerliche Hausfrau zu besorgen hat, sondern noch eine Menge anderer, von denen die Frau heute durch die moderne Entwickelung der Industrie und des Verkehrs vollständig befreit ist. Da musste sie spinnen, weben und bleichen, die Wäsche und die Kleider ohne Ausnahme selber fertigen, Seife kochen, Lichter ziehen und Bier brauen. Daneben gab es wo möglich noch landwirthschaftliche Arbeiten, Gärtnerei, Vieh und Geflügel zu besorgen. Kurz sie war das reine Aschenbrödel und ihre einzige Erholung der Kirchgang am Sonntag. Die Eheschliessungen kamen nur innerhalb ein und desselben gesellschaftlichen Kreises vor, der strengste und lächerlichste Kastengeist beherrschte alle Verhältnisse und duldete keine Ueberschreitung. Die Töchter wurden in demselben Geiste erzogen, sie wurden in strenger häuslicher Klausur gehalten, ihre geistige Ausbildung war gleich Null und reichte nicht über den Rahmen der engsten häuslichen Beziehungen hinaus. Zu alledem kam ein leeres und hohles Formenwesen, das Bildung und Geist zu ersetzen hatte und machte das ganze Leben, insbesondere das der Frau, zu einem wahren Tretmühlengang.

So artete der Geist der Reformation in das ärgste Zopfthum aus und wurden die natürlichen Triebe im Menschen und seine Lebensfreudigkeit unter einem Wust von „würdig" vorgetragenen aber banalen Lebensregeln und Gewohnheiten zu ersticken versucht.

Eine insbesondere der Frauenwelt auf dem Lande im Mittelalter eingeräumte Freiheit ging nach der Reformation ebenfalls verloren. Es bestand namentlich im Westen und Süden Deutschlands, im Elsass etc. die Sitte, dass den Frauen aus dem Volke alljährlich einige Tage gewährt wurden, wo sie ganz unter sich vergnügt und fröhlich sein konnten, und wozu kein Mann sich hinzudrängen durfte, bei Gefahr, übel empfangen zu werden. In dieser naiven Sitte lag, dem Volke selbst unbewusst, das Anerkenntniss von der Knechtschaft der Frau, der man diese Knechtschaft für einige Tage im Jahre vergessen machen wollte.

Bekanntlich verfolgten die römischen Saturnalien und ihnen folgend der Fasching des Mittelalters einen ähnlichen Zweck. Während der römischen Saturnalien gestattete der Herr seinen Sklaven, sich mehrere Tage lang als Freie zu fühlen und nach Geschmack zu leben, dann

*) Karl Kautsky: Der Einfluss der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft. Wien, 1880.

wurde das alte Joch von Neuem auferlegt. Das römische Papstthum, das für alle Volksgebräuche ein aufmerksames Auge hatte und sie in seinem Interesse auszunutzen verstand, setzte die Saturnalien unter dem Namen des Fasching fort. Im Fasching war der Leibeigene, der Hörige drei Tage lang, bevor die langen Fasten bis zur christlichen Leidenswoche begannen, sein eigner Herr. Es war dem Volke gestattet, alle ihm zur Verfügung stehenden Freuden bis auf die Hefe zu geniessen, menschliche und kirchliche Anordnungen und Zeremonien auf das allerderbste zu persifliren und zu verspotten. Ja die Geistlichkeit liess sich selbst herbei, den Schabernack mitzuspielen und Profanationen zu dulden und zu begünstigen, die zu jeder andern Zeit die schwersten Kirchen- und weltlichen Bussen nach sich gezogen hätten. Warum auch nicht? Das Volk, das eine so kurze Zeit sich Herr fühlte und nach Herzenslust sich austobte, war für diese Freiheit dankbar und nur um so gefügiger, sich freuend auf das nächste Jahr, wenn es wieder losgehe.

Aehnlich verhielt es sich mit jenen Frauenfesten, über deren Ursprung nichts näher bekannt ist, wobei es aber oft toll und ausgelassen zugegangen sein soll. Der nüchterne asketisch-puritanische Geist der nachreformatorischen Zeit hat sie, so weit er die Macht hatte, unterdrückt. Anderwärts hob sie allmählig die veränderte Sitte auf.

Mit der Entwickelung der Grossindustrie, durch das Aufkommen der Maschinerie und der Anwendung der Technik und der Naturwissenschaften im Produktionsprozess, in Handel und Verkehr wurden die alten überlebten sozialen Einrichtungen gesprengt. Diese Beseitigung alter unhaltbarer Einrichtung konnte für Deutschland in dem Moment als vollzogen gelten, wo es seine politische Einheit erlangte und mit der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit auch die Verehelichungsfreiheit ihren Einzug hielt*).

---

*) Verzopfte Reaktionäre erwarteten von diesen Massregeln den Untergang aller Sitte und Moral. Der verstorbene Bischof Ketteler von Mainz jammerte schon 1865, also bevor die neuere Gesetzgebung noch Platz gegriffen, „dass die Niederreissung der vorhandenen Schranken der Eheschliessungen die Auflösung der Ehe bedeute, denn nunmehr sei es den Ehegenossen möglich, nach Belieben auseinander zu laufen". Ein hübsches Eingeständniss, dass die moralischen Bande der heutigen Ehe so schwach seien, dass nur Zwang die Ehe zusammenhalten könne.

Der Umstand nun, dass die naturgemäss jetzt zahlreicher eingegangenen Ehen einerseits eine rasche Bevölkerungszunahme bewirkten und andrerseits, dass das sich unter der neuen Aera riesenhaft entfaltende Industriesystem allerlei früher nie gekannte Uebelstände schuf, lässt wiederum das Gespenst der Furcht vor Uebervölkerung eintreten. Konservative und liberale bürgerliche Oekonomen ziehen an dem gleichen Strang. Ich werde am Schlusse dieser Schrift zeigen, was diese Furcht zu bedeuten hat und sie auf ihre Ursachen zurückführen. Prof. A. Wagner gehört gleichfalls zu Jenen, die an der Uebervölkerungsangst kranken und Einschränkung der Ehefreiheit, namentlich für die Arbeiter, verlangen. Diese heiratheten im Vergleich zur Mittelklasse zu früh. Nun, die Mittelklasse benützt vorzugsweise die Prostitution; verweigert man den Arbeitern die Heirath, so verweist man sie ebenfalls auf dieselbe. Dann schweige man aber auch und schreie nicht über „Verfall der Moral" und wundere sich nicht, wenn die Frauen, welche die gleichen Triebe haben wie die Männer, in „illegitimen" Verhältnissen die Befriedigung des Naturtriebs suchen.

Bereits waren Jahrzehnte zuvor in dem einen und dem andern deutschen Staate Schritte geschehen, die in dieser Richtung weiter drängten. So war eine neue Zeit herangekommen, auch eine neue Zeit für die Frau, in sofern auch ihre Lage als Geschlechtswesen und als soziales Individuum sich änderte. Die Gesetze über die Eheerleichterung erlaubten einer grösseren Zahl die Erreichung ihres Naturzwecks; die Gesetze über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit erweiterten erheblich das Gebiet für ihre Erwerbsthätigkeit und machten sie selbstständiger gegenüber dem Mann. Auch hat sich ihre rechtliche Stellung nicht unwesentlich verbessert. Aber wurde sie wirklich frei und unabhängig? Hat sie die volle Entwickelung ihres Wesens, die normale Bethätigung aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten erreicht? Das sollen die Untersuchungen der nächsten Abschnitte zeigen.

Die Frau in der Gegenwart.

Der Geschlechtstrieb. Die Ehe. Ehehemm- und Hindernisse.

Im Eingang dieser Schrift wurde die Ansicht aufgestellt, die Frau habe ihre untergeordnete Stellung gegenüber der Männerwelt den Eigenschaften ihres Geschlechts zu verdanken, wodurch sie in die ökonomische Abhängigkeit vom Manne gekommen sei.

Da wird Mancher altklug den Einwand machen: der Naturtrieb, den wir als Geschlechtstrieb bezeichnen, lasse sich überwinden, ihn zu befriedigen sei nicht nothwendig, folglich auch die angebliche Abhängigkeit leicht zu vermeiden. Nun, der einzelne mag ihn, durch Naturanlage begünstigt, wenn auch schwer genug, überwinden, das Geschlecht nicht, zudem ist das Geschlecht da, um die Gattung zu erhalten. Auch können nicht Einzelne einen bestimmten Sozialzustand ändern. Der Einwand ist also unstichhaltig und oberflächlich. Vollkommen richtig hat Luther das Wesen des Naturtriebs gekennzeichnet, als er, wie bereits erwähnt, sagte: „Wer nun dem Naturtrieb wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und muss, was thut er anders denn er will wehren, dass Natur nicht Natur sei, dass Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe". Das sind Worte, die man in Stein über die Thüren unserer Kirchen meisseln sollte, worin gegen das „sündhafte Fleisch" gepredigt wird. Treffender kann kein Arzt und kein Physiologe die Nothwendigkeit der Befriedigung des Liebesbedürfnisses im gesunden Menschen, das durch den Geschlechtstrieb erweckt wird, bezeichnen.

Es ist ein Gebot des Menschen gegen sich selbst, das er mit Strenge erfüllen muss, wenn er in normaler und gesunder Weise sich entwickeln will, kein Glied seines Körpers in der Uebung zu vernachlässigen, keinem natürlichen Trieb seine Befriedigung zu versagen. Jedes Glied soll die Funktionen, für die es von Natur bestimmt ist, vollziehen, bei Strafe der Verkümmerung und der Schädigung des ganzen Organismus. Die Gesetze der physischen Entwickelung des Menschen müssen ebenso genau studirt und befolgt werden, wie die Gesetze der geistigen Entwickelung. Die geistige Thätigkeit des Menschen ist der Ausdruck der physischen Beschaffenheit seiner Organe. Die volle Gesundheit der ersteren hängt mit der Gesundheit der letzteren

auf das innigste zusammen. Eine Störung in dem einen Theil muss auch störend auf den andern wirken. Die sogenannten thierischen Leidenschaften nehmen keine tiefere Stufe ein wie die sogenannten geistigen, die einen wie die andern sind Wirkung desselben Gesammtorganismus, und die einen sind von den andern beständig beeinflusst.

Daraus folgt, dass die Kenntniss der physischen Eigenschaften der Geschlechtsorgane so nothwendig ist, wie jener Organe, welche die geistige Thätigkeit erzeugen, dass der Mensch ihrer Entwickelung dieselbe Sorgfalt angedeihen lassen muss. Er muss begreifen, dass Organe und Triebe, die jedem Menschen eingepflanzt sind, einen sehr wesentlichen Theil seiner Natur ausmachen, ja in gewissen Lebensperioden ihn vollständig beherrschen, nicht Gegenstand der Geheimnisstuerei, falscher Scham, kompleter Unwissenheit sein dürfen. Daraus folgt weiter, dass die Kenntniss der Physiologie und Anatomie, die Kenntniss der geschlechtlichen Organe und ihrer Funktionen bei Männern wie Frauen ebenso verbreitet sein sollte, wie irgend ein anderer Zweig menschlichen Wissens. Ausgestattet mit dieser Kenntniss unserer physischen Natur würden wir viele Lebensverhältnisse mit ganz anderen Augen als jetzt ansehen. Es würde sich die Frage nach Beseitigung von Uebelständen von selbst aufdrängen, an denen gegenwärtig die Gesellschaft schweigend in heiliger Scheu vorübergeht, die aber fast in jeder Familie sich unwillkürlich aufzwingen. Ueberall sonst gilt Wissen für eine Tugend, als das erstrebenswertheste, menschlich schönste Ziel, nur nicht das Wissen in den Dingen, die mit dem Charakter, der Gesundheit unseres eigenen Ichs, mit der Grundlage aller gesellschaftlichen Entwickelung in engster Beziehung stehen.

Kant sagt: „Mann und Frau bilden erst zusammen den vollen und ganzen Menschen, ein Geschlecht ergänzt das andere". Schopenhauer erklärt: „Der Geschlechtstrieb ist die vollkommenste Aeusserung des Willens zum Leben, mithin Konzentration alles Wollens". Und an einer andern Stelle: „Die Bejahung des Willens zum Leben konzentrirt sich im Zeugungsakt und dieser ist ihr entschiedenster Ausdruck". In Uebereinstimmung damit sagt Mainländer: „Der Schwerpunkt des menschlichen Lebens liegt im Geschlechtstrieb. Er allein sichert dem Individuum das Leben, welches es vor Allem will ..... Der Mensch widmet keiner Sache einen grösseren Ernst, als dem Zeugungsgeschäft und zur Besorgung keiner andern Geschäfte verdichtet und konzentrirt er in so auffallender Weise die Intensität seines Willens, wie im Zeugungsakt." Und noch vor diesen allen äusserte Buddha: „Der Geschlechtstrieb ist schärfer als der Haken, womit man wilde Elephanten zähmt; heisser als Flammen, er ist wie ein Pfeil, der in den Geist des Menschen getrieben wird"*).

Bei solcher Intensität des Geschlechtstriebs darf es nicht verwundern, dass geschlechtliche Enthaltsamkeit in reifen Jahren derart auf das Nervenleben und den ganzen Organismus des Menschen einwirkt, dass sie zu den grössten Störungen und Verirrungen, und unter

*) Mainländer: Philosophie der Erlösung. II. Band, 12 Essays.

Umständen zu Wahnsinn und jammervollem Tode führt. In dem Maasse, wie die Triebe und Lebensäusserungen bei den Geschlechtern sich ausprägen, in organischer und seelischer Ausbildung, in Form und Charakter zum Ausdruck kommen, ist der Mensch vollkommener, sei er Mann oder Frau. Jedes Geschlecht ist dann zur höchsten Vollendung seiner selbst gekommen. „Bei dem sittlichen Menschen", sagt Klencke in seiner Schrift „Das Weib als Gattin", „ist allerdings der Zwang des Gattungslebens unter die Leitung des von der Vernunft diktirten sittlichen Prinzips gestellt, aber es wäre selbst der höchstmöglichsten Freiheit nicht möglich, die zwingende Mahnung der Gattungserhaltung, welche die Natur in den normalen organischen Ausdruck beider Geschlechter legte, gänzlich zum Schweigen zu bringen, und wo gesunde männliche oder weibliche Individuen dieser Pflicht gegen die Natur zeitlebens nicht nachkommen, da war es nicht der freie Entschluss des Widerstandes, auch wo er als solcher ausgegeben oder in Selbsttäuschung als Willensfreiheit bezeichnet werden sollte, sondern die Folge sozialer Hemmungen und Folgerungen, die das Naturrecht schmälerten und die Organe verwelken lassen, aber auch dem Gesammtorganismus den Typus der Verkümmerung, des geschlechtlichen Gegensatzes sowohl in der Erscheinung als im Charakter aufdrücken und durch Nervenverstimmung krankhafte Richtungen und Zustände des Gemüths und Körpers hervorrufen. Der Mann wird weibisch, das Weib männlich in Gestalt und Charakter, weil der Geschlechtsgegensatz nicht zur Verwirklichung im Naturplane gelangte, der Mensch einseitig blieb und nicht zur Ergänzung seiner selbst, nicht zum vollen Höhepunkte seines Daseins kam." Und Dr. Elisabeth Blackwall sagt in ihrer Schrift: „The moral education of the young in relation to sex": „Der Geschlechtstrieb existirt als eine unerlässliche Bedingung des Lebens und der Begründung der Gesellschaft. Er ist die stärkste Kraft in der menschlichen Natur. Was immer auch verschwinde, dieser besteht fort. Unentwickelt, kein Gegenstand der Gedanken, aber nichts destoweniger das Zentralfeuer des Lebens ist dieser unvermeidliche Trieb der natürliche Hüter vor jeder Möglichkeit der Vernichtung."

So stimmt die moderne Philosophie mit den Ansichten der exakten Wissenschaft und mit dem gesunden Menschenverstande Luthers überein. Daraus folgt, dass jedes menschliche Wesen den Anspruch hat, Triebe nicht bloss befriedigen zu dürfen, sondern auch befriedigen zu können, ja befriedigen zu müssen, welche mit seinem innersten Sein auf's innigste verknüpft, das Sein selbst sind. Wird es daran verhindert, wird ihm dies durch die gesellschaftlichen Einrichtungen oder Vorurtheile unmöglich gemacht, so folgt daraus, dass es in der Entwickelung seines Seins gehemmt, auf die Verkrüppelung, Rückbildung angewiesen ist. Was die Folgen davon sind, darüber wissen unsere Aerzte, unsere Spitäler, Irrenhäuser, Gefängnisse zu erzählen, von den tausenden gestörter Familienleben zu schweigen.

Einige anzuführende Thatsachen mögen näheren Aufschluss geben. Dr. med. Hegerisch, der Uebersetzer von Malthus' „Versuch über die

Bevölkerung", sagt über die Folgen der gewaltsamen Unterdrückung des Geschlechtstriebes bei Frauen folgendes: „Den Werth der tugendhaften Enthaltsamkeit mit Malthus anerkennend, muss ich als Arzt doch die traurige Bemerkung machen, dass die moralische Enthaltsamkeit der Frauen, welche in unsern Staaten allerdings eine Tugend höherer Art, der Natur aber darum nichts destoweniger ein Vergehen ist, nicht selten durch die fürchterlichsten Krankheiten gerächt wird. So gewiss es Gespensterfurcht ist, sich vor schlimmen Folgen der männlichen Enthaltsamkeit und einer gewissen nahegelegenen Befriedigungsweise des männlichen Geschlechtstriebs zu fürchten, so gewiss ist, dass tugendhafte Enthaltsamkeit der Frauen kein geringes ursächliches Moment zur Erzeugung der furchtbaren Metamorphosen der Brüste, der Eierstöcke und der Gebärmutter abgibt. Diese Uebel sind beinahe unter allen die quälendsten, da sie von Systemen, die den Zentralpunkten des individuellen Lebens weniger verwandt sind, ausgehend, die Kranken schier von unten auf rädern. Die unglücklichen Opfer dieser Uebel, meist ausgezeichnete Frauen, die trotz des schwierigsten Kampfes mit einem glühenden Temperament obsiegten, mögen leicht unter allen empörenden Schauspielen, das empörendste darbieten. Auf seinem Lager härmt sich das verlassene Mädchen, die frühzeitige Wittwe .....!" Er führt dann an, wie namentlich bei Nonnen sich die geschilderten Uebel und Krankheiten einstellen.

Wie Männer und Frauen leiden, wenn der Geschlechtstrieb unterdrückt wird und selbst die mangelhaft ausgestattete Ehe besser ist als Ehelosigkeit, darüber belehren uns folgende Zahlen. In Bayern gab es 1858 4899 Geisteskranke und zwar 2576 Männer (53%) und 2323 Frauen (47%). Die Männer waren also stärker vertreten als die Frauen. Von der Gesammtzahl betrug aber die Zahl der Unverheiratheten beider Geschlechter 81%, die der Verheiratheten 17%, von 2% war der Zivilstand unbekannt. Etwas abschwächend bei diesem erschreckend ungünstigen Verhältniss wirkt, dass eine nicht geringe Zahl von jugendauf Blödsinniger sich unter den Unverheiratheten befanden. In Hannover stellte sich nach einer Zählung im Jahre 1856 das Verhältniss der Geisteskranken zu den verschiedenen Ständen der Bevölkerung so, dass ein Geisteskranker auf 457 Unverheirathete, auf 564 Verwittwete und 1316 Verheirathete kam. In Sachsen kamen auf eine Million lediger Männer 1000 ledige Selbstmörder, auf eine Million verheiratheter Männer nur 500 Selbstmörder. Unter den Frauen, die überhaupt weniger Selbstmord als die Männer begehen, gab es auf eine Million Unverheirathete 260, auf eine Million Verheirathete nur 125 Selbstmörderinnen. Aehnlich lautende Resultate liegen aus vielen andern Staaten vor. Bei den weiblichen Selbstmördern ist die Zahl derselben im Alter von 16—21 Jahren ungewöhnlich gross, es ist also klar, dass unbefriedigter Geschlechtstrieb, Liebesgram, heimliche Schwangerschaften, Betrug seitens der Männerwelt, hauptsächlich in Frage kommen. Dieselben Ursachen erzeugen auch den Wahnsinn, und zwar in gleich ungünstig lautendem Verhältnisse.

So gab es 1882 in Preussen auf je 10,000 Einwohner des gleichlautenden Zivilstandes unverheirathete männliche Wahnsinnige 33,2, weibliche 29,3, verheirathete männliche Wahnsinnige nur 9,6, weibliche 9,5, verwittwete männliche Wahnsinnige 32,1, weibliche 25,6.

Unzweifelhaft ist, dass die Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebs auf die körperliche und geistige Verfassung von Männern und Frauen den allerschlimmsten Einfluss ausübt und soziale Zustände als gesund nicht angesehen werden können, die eine normale Befriedigung der Naturtriebe verhindern.

Es entsteht nun die Frage: Hat die gegenwärtige Gesellschaft die Anforderungen an eine vernünftige Lebensweise der Menschen, insbesondere des weiblichen Geschlechts erfüllt? Kann sie dieselbe erfüllen? Und wenn: nein! wie können dieselben erfüllt werden?

„Die Ehe ist die Grundlage der Familie, die Familie die Grundlage des Staats, wer die Ehe angreift, greift die Gesellschaft und den Staat an und untergräbt beide", so rufen die Vertheidiger der heutigen „Ordnung". Gewiss ist die Ehe die Grundlage gesellschaftlicher Entwickelung. Es fragt sich nur, welche Ehe die sittlichere, d. h. die dem Zweck der Menschheitsentwickelung und des Menschenwesens entsprechendere ist. Ob die auf das bürgerliche Eigenthum gegründete Zwangsehe, mit ihren zahlreichen Auswüchsen und der meist unvollkommenen Erreichung ihres Zwecks, eine soziale Einrichtung, die für Millionen unerreichbar bleibt; oder ob die auf freier ungehinderter Liebeswahl gegründete Ehe, wie sie vollkommen nur die sozialistische Gesellschaft ermöglicht.

Mit Bezug auf die heutige Ehe ruft sogar John Stuart Mill, den Niemand im Verdacht haben wird, ein Kommunist zu sein: „Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, welche das Gesetz kennt".

Nach der Lehre Kants bilden Mann und Frau erst den ganzen Menschen. Auf der normalen Verbindung der Geschlechter beruht die gesunde Entwickelung des Menschengeschlechts. Die naturgemässe Ausübung des Geschlechtstriebs ist eine Nothwendigkeit für die tüchtige physische und geistige Entwickelung des Mannes wie der Frau. Da aber der Mensch kein Thier ist, sondern Mensch, so genügt ihm für die volle Befriedigung seines energischsten und ungestümsten Triebes nicht die blos physische Stillung, er verlangt auch die geistige Anziehungskraft und Uebereinstimmung mit dem Wesen, mit dem er seine Verbindung eingeht. Ist diese nicht vorhanden, so vollzieht sich die geschlechtliche Vermischung rein mechanisch und man nennt eine solche Verbindung mit Recht eine unsittliche. Sie genügt nicht höheren menschlichen Anforderungen, die in der gegenseitigen persönlichen Zuneigung zweier Geschlechtswesen die geistige Veredelung eines auf rein physischen Gesetzen beruhenden Verhältnisses erblicken. Der höherstehende Mensch verlangt, dass die gegenseitige Anziehungskraft der beiden Geschlechtswesen auch über die Vollziehung des Geschlechtsaktes hinaus dauere, und seine veredelnde Wirkung auch auf

das aus der beiderseitigen Verbindung entspriessende Lebewesen ausdehne*).

Rücksichten und Verpflichtung gegen die Nachkommenschaft wie die Freude an derselben sind es also, die das Liebesverhältniss zweier Menschen unter allen gesellschaftlichen Formen zu einem dauernden machen. Jedes Paar, das in geschlechtliche Verbindung treten will, soll sich die Frage vorlegen, ob seine gegenseitigen physischen und moralischen Eigenschaften sich zu einer Verbindung eignen. Soll diese Antwort unbeeinflusst erfolgen können, so ist zweierlei nothwendig. Erstens: die Fernhaltung jedes fremden Interesses, das mit dem eigentlichen Zweck der Verbindung: Befriedigung des Naturtriebs und Fortpflanzung des eignen Wesens in der Fortpflanzung der Race nichts zu thun hat; zweitens ein Maass von Einsicht, das die blinde Leidenschaft zügelt. Da beide Bedingungen in der gegenwärtigen Gesellschaft in ungemein zahlreichen Fällen fehlen, so ergibt sich daraus, dass die heutige Ehe vielfach entfernt ist, ihren wahren Zweck zu erfüllen und dann weder als „heilig", noch als „sittlich" gelten kann.

Wie gross die Zahl der Ehen heute ist, die von ganz andern Anschauungen als den dargelegten ausgehend, geschlossen werden, lässt sich statistisch nicht beweisen. Die Betheiligten sind interessirt, ihre Ehe vor der Welt anders erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Auch hat der heutige Staat, als Repräsentant der Gesellschaft, kein Interesse, auch nur versuchsweise Untersuchungen anzustellen, deren Resultat sein eigenes Thun in ein merkwürdiges Licht stellen könnte. Die Maximen, die er in Bezug auf die Verehelichung grosser Kategorien seiner Beamten und Diener verfolgt, vertragen das Anlegen eines Maassstabes nicht, den er selbst für nothwendig erklärt.

Die Ehe soll also eine Verbindung sein, die zwei Menschen nur aus gegenseitiger Liebe eingehen und um ihren Naturzweck zu erreichen. Dieses Motiv ist aber heute in den seltensten Fällen rein vorhanden. Dagegen wird die Ehe von den allermeisten Frauen als eine Art Versorgungsanstalt angesehen, in die sie um jeden Preis eintreten müssen, wohingegen auch der Mann seinerseits die materiellen Vortheile meist genau abwägt und berechnet. Und selbst in die Ehen, in die niedrige egoistische Motive nicht eingreifen, bringt die rauhe Wirklichkeit so viel Störendes und Auflösendes, dass sie nur in seltenen Fällen die Hoffnungen erfüllen, welche die Eheschliessenden in jugendlichem Enthusiasmus und Liebesfeuer erwarten.

---

*) „Die Stimmungen und Gefühle, mit denen zwei Gatten sich nahen, üben unzweifelhaft einen ausschlaggebenden Einfluss auf die Wirkung des Geschlechtsaktes aus und übertragen gewisse Charaktereigenschaften auf das werdende Wesen." Dr. Elisabeth Blackwall: „The moral education of the young in relation to sex". Siehe auch Göthe's Wahlverwandtschaften, der dort die Wirkung der Gefühle sehr deutlich schildert.

Sehr natürlich. Soll die Ehe für beide Gatten ein befriedigendes Zusammenleben gewähren, so erfordert sie, neben der gegenseitigen Liebe und Achtung, die Sicherung der materiellen Existenz, das Vorhandensein des Maasses von Lebensnothwendigkeiten und Annehmlichkeiten, das sie für sich und ihre Kinder glauben nothwendig zu haben. Die schwere Sorge, der harte Kampf um das Dasein, ist der erste Nagel zum Sarge ehelicher Zufriedenheit und ehelichen Glücks. Die Sorge wird um so schwerer, je fruchtbarer die eheliche Gemeinschaft sich erweist, in je höherem Grade die Ehe ihren Naturzweck erfüllt. Der Bauer, der vergnügt über jedes Kalb ist, das seine Kuh ihm bringt, der mit Behagen die Zahl der Jungen zählt, die ein Mutterschwein ihm wirft und mit Befriedigung das Ereigniss seinen Nachbarn berichtet, derselbe Bauer blickt düster vor sich nieder, wenn seine Frau ihm zu der Zahl seiner Sprösslinge, die er glaubt ohne zu schwere Sorge erziehen zu können — und gross darf diese Zahl nicht sein — einen neuen Zuwachs schenkt, um so düsterer, wenn das Neugeborne das Unglück hat, ein Mädchen zu sein.

Diese einfache Thatsache, dass die Geburt eines Menschen, „Gottes Ebenbild", wie die Religiösen sagen, in so vielen Fällen viel unterwerthiger taxirt wird, als ein neugebornes Hausthier, zeigt den unwürdigen Zustand an, in dem wir uns befinden. Und zwar ist es wieder vorzugsweise das weibliche Geschlecht, das darunter leidet. In mancher Beziehung unterscheiden sich unsere Anschauungen noch wenig von denen alter barbarischer Völker und mancher noch jetzt lebender. Wenn dort überzählige Mädchen getödtet wurden, und sie waren bei den beständigen Vertilgungskriegen stets überflüssig, so tödten wir sie nicht mehr, dafür sind wir zu zivilisirt. Aber sie werden häufig als Parias in der Gesellschaft und in der Familie behandelt. Der stärkere Mann drängt sie überall im Kampfe um das Dasein zurück, und wo sie dennoch, getrieben von der Liebe zum Leben, den Wettkampf aufnehmen, werden sie als unliebsame Konkurrentinnen oft mit Hass von dem stärkeren Geschlecht verfolgt. Darinnen machen die verschiedenen Stände des männlichen Geschlechts durchaus keinen Unterschied. Wenn kurzsichtige Arbeiter die Frauenarbeit gänzlich verboten wissen wollen — die Forderung wurde z. B. 1877 auf dem französichen Arbeiterkongress gestellt, aber mit grosser Majorität abgelehnt — so ist eine solche Engherzigkeit zu entschuldigen, denn diese Forderung kann mit Hinweis auf die unbestreitbare Thatsache begründet werden, dass durch die immer weitere Einführung der Frauenarbeit das Familienleben der Arbeiter gänzlich zu Grunde gerichtet wird, und schliesslich die Degenerirung des Geschlechts unausbleiblich ist. Die Frauenarbeit lässt sich aber durch ein Verbot nicht beseitigen, denn hunderttausende von Frauen sind zur industriellen, wie jeder andern ausserhäuslichen Arbeit gezwungen, weil sie sonst nicht leben können. Ist doch selbst die verheirathete Frau genöthigt, in den Konkurrenzkampf ebenfalls mit einzutreten, weil gar

oft der Verdienst des Mannes allein die Familie nicht mehr erhalten kann *).

Unzweifelhaft ist die heutige Gesellschaft kultivirter als jede frühere. Die Frau steht höher, auch sind die Beschäftigungsweisen der Frau vielfach andere, würdigere geworden, aber die Auffassung in Bezug auf das Verhältniss der beiden Geschlechter ist im Grunde wesentlich dieselbe geblieben. Professor Lorenz von Stein giebt in seiner Schrift: „Die Frau auf dem Gebiete der National-Oekonomie", eine Schrift, die, beiläufig bemerkt, wenig ihrem Titel und den gehegten Erwartungen entspricht, ein poetisch verschönertes Gemälde der heutigen Ehe, wie sie angeblich sein soll, aber auch in diesem Gemälde zeigt sich die unterthänige Stellung der Frau gegen den „Löwen" Mann. Er schreibt unter anderm: „Der Mann will ein Wesen, das ihn nicht blos liebt, das ihn auch versteht. Er will Jemanden, dem nicht blos das Herz für ihn schlägt, sondern dessen Hand ihm auch die Stirne glättet, das in seiner Erscheinung den Frieden, die Ruhe, die Ordnung, die stille Herrschaft über sich selbst und die tausend Dinge ausstrahlt, zu denen er täglich zurückkehrt; er will Jemanden, der um alle diese Dinge jenen unaussprechlichen Duft der Weiblichkeit verbreitet, der die belebende Wärme für das Leben des Hauses ist."

In diesem anscheinenden Lobgesang auf die Frau verbirgt sich ihre Erniedrigung, der niedrigste Egoismus des Mannes. Der Herr Professor malt ganz willkürlich die Frau als ein duftiges Wesen, die dabei doch, mit der nöthigen praktischen Rechenkunst ausgestattet, das Soll und Haben der Wirthschaft im Gleichgewicht zu erhalten versteht, und im übrigen zephirartig, wie holder Frühling, um den Herrn des Hauses, den gebietenden Löwen, schwebt, ihm jeden seiner Wünsche an den Augen absieht und mit der kleinen weichen Hand ihm die Stirne glättet, die er, der „Herr des Hauses", vielleicht im Brüten über seine eigenen Dummheiten gerunzelt. Kurz, der Herr Professor von Stein schildert eine Frau und eine Ehe wie unter hundert kaum eine vorhanden ist und vorhanden sein kann. Von den Tausenden unglücklicher Ehen und ihrem Missverhältniss zwischen Müssen und Wollen, von den zahllosen einzelnen Frauen, die in ihrem Leben nie eine Ehe zu schliessen denken können, von den Millionen, die als Lastthiere neben dem Ehegatten von früh bis spät sich sorgen und abrackern müssen, um das elende bischen Brod für den laufenden Tag zu erwerben, davon sieht und weiss der gelehrte Herr nichts. Bei

*) Herr E., ein Fabrikant, unterrichtet mich, dass er ausschliesslich Frauen bei seinen mechanischen Webstühlen beschäftigt; er gebe verheiratheten Frauen den Vorzug, besonders solchen mit Familien zu Hause, die von ihnen für den Unterhalt abhängen; sie sind viel aufmerksamer und gelehriger als unverheirathete, und zur äussersten Anstrengung ihrer Kräfte gezwungen, um die nothwendigen Lebensmittel beizuschaffen. So werden die Tugenden, die eigenthümlichen Tugenden des weiblichen Charakters zu seinem Schaden verkehrt — so wird alles Sittliche und Zarte ihrer Natur zum Mittel ihrer Sklaverei und ihres Leidens gemacht. Rede des Lord Ashley über die Zehnstunden-Bill, 1844. Siehe Karl Marx: „Das Kapital", II. Auflage.

all diesen Armen streift die herbe rauhe Wirklichkeit die poetische Färbung leichter ab als die Hand den Farbenstaub von den Flügeln des Schmetterlings. Ein Blick auf Jene würde dem Herrn Professor sein poetisch angehauchtes Gemälde recht arg zerstört und ihm das Konzept verdorben haben.

Man sagt so oft: „der beste Maassstab für die Kultur eines Volks ist die Stellung, welche die Frau einnimmt". Wir lassen das gelten, aber es wird sich dann zeigen, dass unsere so gerühmte Kultur noch nicht weit her ist.

In seiner Schrift: „Die Hörigkeit der Frau" — der Titel bezeichnet die Auffassung, welche der Verfasser im allgemeinen von der heutigen Stellung der Frau hat — thut John Stuart Mill den Ausspruch: „Das Leben der Männer ist häuslicher geworden. Die steigende Zivilisation legt dem Manne gegen die Frau mehr Fesseln an". Der erste Satz ist nicht richtig, der zweite nur bedingt. Wo zwischen Mann und Frau ein aufrichtiges eheliches Verhältniss besteht, ist der zweite Satz wohl richtig. Jeder verständige Mann wird es für seine Frau und für sich selbst von Vortheil erachten, wenn die Frau aus dem engen Kreis der häuslichen Thätigkeit mehr in das Leben tritt, mit den Zeitströmungen vertraut wird und ihm dadurch zwar „Fesseln" auferlegt werden, aber keine drückenden. Dagegen ist auch wieder zu untersuchen, ob nicht unser modernes Leben Faktoren in das Eheleben eingeführt hat, die in höherem Grade als früher die Ehe zerstören.

Sicher wurden auch früher überall da, wo die Frau Eigenthum besass, Ehen weit mehr aus materiellen Rücksichten, als aus Liebe und Zuneigung geschlossen — aber dass früher die Ehe in so zynischer Weise, so zu sagen auf offenem Markte allgemein zum Gegenstand der Spekulation und zum blossen Geldgeschäft gemacht wurde wie heute, dafür fehlen die Beispiele. Heute wird der Eheschacher in den besitzenden Kreisen — für die nichtbesitzenden hat er keinen Sinn — sehr häufig mit einer Schamlosigkeit betrieben, der die stetig wiederholte Phrase von der „Heiligkeit" der Ehe als puren Hohn erscheinen lässt. Dieses hat allerdings, wie Alles, seinen zulänglichen Grund. In keinem Zeitalter ist es der grossen Mehrzahl der Menschen schwerer geworden, sich zu einem den allgemeinen Begriffen entsprechenden Wohlstand empor zu schwingen, als gegenwärtig; zu keiner Zeit hat aber auch das an und für sich berechtigte Streben nach menschenwürdiger Existenz und nach Lebensgenuss allgemein so vorgeherrscht als jetzt. Nicht zum Ziel zu kommen wird um so schwerer empfunden, da Alle das gleiche Recht zu geniessen zu haben glauben. Formell besteht kein Stände- und Klassenunterschied. Die Ansicht von der demokratischen Gleichberechtigung zum Genuss hat in Allen das Verlangen erweckt, sie auch in die Wirklichkeit umsetzen zu können. Nun begreift aber die Mehrzahl noch nicht, dass Gleichheit im Genuss wohl möglich ist, wenn Gleichberechtigung und Gleichheit in den sozialen Existenzbedingungen bestehen. Dagegen lehrt die herrschende Anschauung und das Beispiel von oben den Einzelnen,

jedes Mittel zu ergreifen, das, ohne ihn zu sehr zu kompromittiren, nach seiner Meinung zum Ziele führt. So ist vorzugsweise die Spekulation auf die Geldehe ein Mittel zum Emporkommen geworden. Das Verlangen nach Geld, möglichst viel Geld auf der einen, und die Sehnsucht nach Rang, Titeln und Würden auf der andern Seite, findet insbesondere in den sogenannten höheren Schichten der Gesellschaft seine gegenseitige Befriedigung. Die Ehe wird hier am meisten als blosses Geschäft angesehen, sie ist rein konventionelles Band, das beide Theile äusserlich respektiren, während im übrigen jeder Theil nach seinen Neigungen handelt. An die Ehe aus Politik in den höchsten Kreisen sei hier nur der Vollständigkeit halber erinnert. In diesen Ehen hat denn auch in der Regel, und zwar wieder für den Mann in weit höherem Grade als für die Frau, stillschweigend das Privilegium bestanden, sich nach Laune und Bedürfniss ausserehelich schadlos zu halten. Es gab eine Zeit, wo die Maitressenschaft bei einem Regenten zum guten Ton gehörte, wo jeder Fürst sich wenigstens eine Maitresse halten musste; sie gehörte gewissermassen zu seinen fürstlichen Attributen. So unterhielt Friedrich Wilhelm I. von Preussen (1713—1740) wenigstens zum Schein mit einer Generalin ein Verhältniss, dessen Intimität darin bestand, dass er täglich mit ihr eine Stunde auf dem Schlosshof spazieren ging. Dahingegen ist allgemein bekannt, dass der vorletzte König von Italien, der „König Ehrenmann", nicht weniger als 32 uneheliche Kinder hinterliess. Und diese Beispiele könnten sehr vermehrt werden.

Die interne Geschichte der meisten europäischen Fürstenhöfe und Adelsfamilien ist für jeden Wissenden eine fast ununterbrochene chronique scandaleuse, oft durch Verbrechen schlimmster Art verdüstert. Da ist es denn sehr nöthig, dass Geschichte malende Sykophanten die „Legitimität" der verschiedenen sich folgenden „Landesväter und Landesmütter" nicht nur unbezweifelt lassen, sondern auch sich bemühen, alle als Muster häuslicher Tugenden, als getreue Ehemänner und gute Familienväter darzustellen. Die Auguren sind noch nicht ausgestorben und sie leben, wie die römischen, von der Unwissenheit der Massen.

In jeder grösseren Stadt giebt es bestimmte Orte und gewisse Tage, wo die höheren Klassen wesentlich zu dem Zweck sich vereinigen, den Abschluss von Verlobungen und Ehen zu befördern, Zusammenkünfte, die sehr passend die „Ehebörse" genannt werden. Denn wie dort spielen Spekulation und Schacher die Hauptrolle, bleiben Betrug und Schwindel nicht aus. Mit Schulden überladene Offiziere, die aber einen alten Adelstitel präsentiren können; durch die Debauche brüchig gewordene Roué's, die im ehelichen Hafen die ruinirte Gesundheit wieder herstellen wollen und einer Pflegerin bedürfen; am Bankerott und manchmal vor dem Zuchthaus stehende Fabrikanten, Kaufleute oder Banquiers, die „gerettet" sein wollen; endlich alle die nach rascher Erlangung oder Vermehrung von Geld und Reichthum trachten, erscheinen neben Beamten, die Aussicht auf Avancement besitzen, einstweilen aber in Geldnöthen sind, als Kunden

und schliessen den Handel ab, einerlei ob die Frau jung oder alt, hübsch oder hässlich, gesund oder krank, gebildet oder ungebildet, fromm oder frivol, Christin oder Jüdin ist. Wie lautet doch der Ausspruch eines sehr berühmten Staatsmannes: „Eine Ehe zwischen einem christlichen H. und einer jüdischen St. ist sehr empfehlenswerth". Das bezeichnender Weise dem Pferdestall entnommene Bild findet, wie die Erfahrung lehrt, in den hohen Kreisen unserer Gesellschaft lebhaften Beifall. Das Geld gleicht alle Schäden aus und wiegt alle Untugenden auf. Zahlreiche und umfassend organisirte Heirathsbureaux, Kuppler und Kupplerinnen aller Art gehen auf Beute aus und suchen die Kandidaten und Kandidatinnen für den „heiligen Stand der Ehe". Solche Geschäfte sind besonders profitabel, wenn sie für die Glieder der höheren Stände „arbeiten". So fand 1878 in Wien ein Kriminalprozess wegen Giftmischerei gegen eine Kupplerin statt und endete mit ihrer Verurtheilung zu fünfzehn Jahren Zuchthaus, wobei festgestellt wurde, dass der frühere französische Gesandte in Wien, Graf Banneville, diesem Weibe für die Beschaffung seiner Frau 22,000 fl. Kupellohn bezahlte. Andere Mitglieder der hohen Aristokratie wurden gleichfalls in diesem Prozess schwer kompromittirt. Augenscheinlich liessen gewisse staatliche Organe Jahre lang das Weib in seinem dunklen und verbrecherischen Treiben gewähren. Wesshalb? dürfte nach dem Mitgetheilten nicht zweifelhaft sein. Aus der deutschen Reichshauptstadt erzählt man sich ähnliche Geschichten. Wer, sei es Männlein oder Weiblein, heute unter der Hand nichts passendes zur Heirath findet, vertraut sein Herzensbedürfniss frommen konservativen oder moralisch liberalen Zeitungen an, die für Geld und ohne gute Worte sorgen, dass die gleichgestimmten Seelen sich finden. Der Eheverkuppelungs-Unfug hat eine Höhe erreicht, dass die Behörden sich hier und da veranlasst sahen, mit Warnungen und Drohungen gegen die zu deutlich werdenden Schächer vorzugehen. So erliess im Jahre 1876 die Amtshauptmannschaft zu Leipzig eine Bekanntmachung, worin sie auf das unstatthafte gewerbsmässiger Heirathsvermittelung aufmerksam machte und die Polizeibehörden anwies, vorkommende Uebertretungen der gezogenen Grenzen zur Bestrafung zu überweisen. Im Uebrigen nimmt der Staat, der sonst gern als Wächter von „Ordnung und Sittlichkeit" auftritt — z. B. gegen ihm unbequem werdende Parteien — selten genug Veranlassung, gegen das immer ärger werdende Unwesen ernstlich einzuschreiten.

Staat und Kirche spielen bei solch einer „heiligen Ehe" auch noch in anderer Richtung eine nichts weniger als hübsche Rolle. Mag der staatliche Beamte oder der Geistliche, dem die Eheschliessung obliegt, fest überzeugt sein, dass das vor ihm stehende Brautpaar durch die schmutzigsten Praktiken zu einander geführt wurde; mag es offenbar sein, dass sie weder nach ihrem Alter, noch nach ihren körperlichen oder geistigen Eigenschaften im Geringsten zu einander passen; mag also die Braut zwanzig, der Bräutigam siebenzig Jahre alt sein oder umgekehrt; mag die Braut jung, schön, lebenslustig, der Bräutigam alt, mit Gebresten behaftet, mürrisch sein, das ficht

den Vertreter des Staats oder der Kirche nicht an, darnach haben sie nicht zu fragen; der Ehebund wird „gesegnet", und seitens der Kirche mit um so grösserer Feierlichkeit gesegnet, je reichlicher die Bezahlung für die „heilige Handlung" fliesst.

Stellt sich aber dann nach einiger Zeit heraus, dass eine solche Ehe, wie Jedermann vorausgesehen, und das unglückliche Opfer, das in der Regel die Frau bildet, selbst voraussah, eine höchst unglückliche ist, und entschliesst sich der eine Theil zur Trennung, dann erheben Staat wie Kirche, die vorher nicht fragen, ob nur wirkliche Liebe, rein natürliche, moralische Triebe das Band geknüpft, oder nackter, schmutziger Egoismus, die grössten Schwierigkeiten. Staat und Kirche halten sich nicht für verpflichtet, vor der Ehe auf das zu Tage liegende Unnatürliche und darum höchst Unmoralische ihres Bundes hinzuweisen. Jetzt wird als genügender Grund für die Trennung nur selten der moralische Abscheu angesehen, da werden in der Regel handgreifliche Beweise verlangt, Beweise, die immer den einen Theil in der öffentlichen Meinung entehren oder herabsetzen, sonst wird die Trennung nicht ausgesprochen. Dass die katholische Kirche die Ehescheidung überhaupt nicht zulässt, es sei denn durch besonderen Dispens des Papstes, der sehr schwer zu erlangen ist, äussersten Falls sich nur zu einer Trennung von Tisch und Bett versteht, verschlimmert den bestehenden Zustand, unter dem alle katholischen Bevölkerungen schwer leiden.

So werden Menschen aneinandergekettet; der eine Theil wird zum Sklaven des andern gemacht und gezwungen, sich den intimsten Umarmungen und Liebkosungen des andern Theils aus „ehelicher Pflicht" zu unterwerfen, die er vielleicht mehr verabscheut als Schimpfworte und schlechte Behandlung.

Und nun frage ich, ist eine solche Ehe — und es giebt deren sehr viele — nicht schlimmer als Prostitution? Die Prostituirte hat wenigstens bis zu einem gewissen Grade noch die Freiheit, sich ihrem schmählichen Gewerbe zu entziehen, und hat, wenn sie nicht in einem öffentlichen Hause lebt, das Recht, den Kauf der Umarmung desjenigen zurückzuweisen, der ihr aus irgend welchen Gründen nicht zusagt. Aber eine verkaufte Ehefrau muss sich die Umarmung ihres Mannes gefallen lassen, wenn sie auch hundert Gründe hat, ihn zu hassen und zu verabscheuen.

In andern mit der Hauptrücksicht auf materielle Vortheile geschlossenen Ehen sind die Zustände weniger schlimm. Man accommodirt sich, trifft einen modus vivendi, nimmt das einmal Geschehene als unabänderlich hin, weil man den Skandal fürchtet, oder Kinder besitzt, auf die man Rücksicht nehmen muss — obgleich es wieder gerade die Kinder sind, die unter einem kalten, liebelosen Leben der beiden Eltern, das nicht erst in offene Feindschaft, in Hader und Zank auszubrechen braucht, am meisten leiden — oder weil man materiellen Schaden befürchtet. Der Mann, von dem der Stein des Anstosses in der Ehe am öftesten ausgeht, wie die Ehescheidungsprozesse zeigen, weiss, kraft seiner Herrschaftsstellung, sich anderweitig zu entschä-

digen. Die Frau kann die Abwege weit seltener betreten, einmal weil ihr Betreten aus physischen Gründen, als empfangender Theil, gefährlicher ist; dann weil jeder Schritt ausserhalb der Ehe ihr als Verbrechen angerechnet wird, das weder der Mann noch die Gesellschaft verzeiht. Zur Scheidung wird die Frau nur in den schwersten Fällen männlicher Untreue oder schwerer Misshandlung sich entschliessen, weil sie die Ehe überwiegend als eine Versorgungsanstalt ansehen muss. Sie befindet sich meist in einer materiell unfreien, und, als geschiedene Frau, auch gesellschaftlich in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Kommt dennoch die weitaus grössere Zahl der Scheidungsanträge von weiblicher Seite, — in Frankreich z. B. auf 100 Ehescheidungsklagen 88 von Frauen*) — so ist das ein Symptom für die bedenkliche Höhe der ehelichen Uebel für die Frau. Die von Jahr zu Jahr steigende Zahl der Ehescheidungen in fast allen Ländern spricht sehr dafür Es ist also kaum eine Uebertreibung, wenn ein österreichischer Richter nach einem Feuilletonartikel der „Frankfurter Zeitung" vom Jahre 1878 ausrief: „Die Klagen wegen gebrochener Ehen sind so häufig wie die wegen zerbrochener Fensterscheiben".

Die stetig grösser werdende Unsicherheit des Erwerbs, die steigende Schwierigkeit in dem wirthschaftlichen Kampfe Aller gegen Alle, eine halbwegs gesicherte Position zu erringen, giebt keine Aussicht, dass unter dem gegenwärtig herrschenden sozialen System dieser Schacher mit der Ehe aufhöre ode. sich nur vermindere. Es müssen im Gegentheil die ehelichen Uebel immer mehr wachsen und sich vergrössern, da die Ehe mit den bestehenden Eigenthums- und sozialen Zuständen innig verknüpft ist.

Die zunehmende Korruption der Ehe einerseits und andrerseits die Unmöglichkeit für sehr viele Frauen, eine Ehe überhaupt schliessen zu können, lassen Redensarten wie die: die Frau müsse auf die Häuslichkeit beschränkt bleiben, sie müsse als Hausfrau und Mutter ihren Beruf erfüllen, als gedankenlose Phrase erscheinen. Dagegen muss die nothwendig zunehmende Korruption der Ehe, die immer zahlreicheren Ehehinderungsursachen — trotz der Erleichterung der Eheschliessung durch den Staat — die ausserehelliche Uebung des Geschlechtsverkehrs, die Prostitution und die ganze Reihe unnatürlicher Laster vermehren**).

---

*) Anträge auf Scheidung von Tisch und Bett wurden in Frankreich gestellt:

von	1856—1861	durchschnittlich	p. Jahr	von	Frauen	1729, von Männern	184
„	1861—1866	„	„ „	„	„	2135, „ „	260
„	1866—1871	„	„ „	„	„	2591, „ „	330

Bridel: Puissance Maritale.

**) Auch Dr. Karl Bücher beklagt in seiner schon zitirten Schrift „Die Frauenfrage im Mittelalter", den Zerfall der Ehe und des Familienlebens; er verurtheilt die zunehmende Frauenarbeit in der Industrie, und verlangt die „Rückkehr" auf das „eigenste Gebiet der Frau", wo sie allein „Werthe" schaffe, Haus und Familie. Die Bestrebungen der modernen Frauenfreunde erscheinen ihm als „Dilettantismus", und er hofft schliesslich, „dass man bald in richtigere

In den besitzenden Kreisen sinkt die Frau nicht selten, ganz wie im alten Griechenland, zum blossen Gebärapparat für legitime Kinder herab, zur Hüterin des Hauses, Pflegerin des kranken Gatten. Der Mann unterhält zu seinem Vergnügen und für sein Liebesbedürfniss Courtisanen und Hetären — bei uns jetzt Maitressen genannt — aus deren eleganten Wohnungen man in allen grossen Städten die schönsten Stadtviertel zusammenstellen könnte. Daneben führen unnatürliche Eheverhältnisse zu allerlei Verbrechen, wie Gattenmord, künstliche Wahnsinnerzeugung. Gattenmord soll namentlich in Cholerazeiten öfter vorkommen, als man gewöhnlich glaubt, weil die Krankheitssymptome der Cholera mit denen der Vergiftung vielfach übereinstimmen, die allgemeine Aufregung, die Menge der Leichen und die Gefahr der Ansteckung die Sorgfalt der Untersuchung vermindert, aber rasche Fortschaffung und Beerdigung der Leichen nothwendig macht.

In den Kreisen, wo die Mittel zum Halten einer Maitresse nicht zulangen, nimmt man seine Zuflucht zu den öffentlichen und geheimen Lustständen, den Tingeltangels, den Konzert- und Ballsälen, den Frauenhäusern. Die Zunahme der Prostitution ist eine überall wahrgenommene Thatsache.

Entsteht die Zerrüttung der Ehe in den mittleren und oberen Schichten der Gesellschaft durch die Geldheirath, den Ueberfluss, den Müssiggang, die Schwelgerei, verbunden mit entsprechender Nahrung für Geist und Gemüth, frivolen Theateraufführungen, üppiger Musik, unsittlicher Roman- und Zotenlektüre, Bildern gleichen Genres, so wirken in den untersten Schichten ähnliche und andere Ursachen in der gleichen Richtung. Die Möglichkeit, dass der Lohnarbeiter heut zu Tage sich zu einer selbstständigen Stellung emporarbeite, ist eine so geringe, dass sie bei der in Frage kommenden Masse der Arbeiter nicht in Betracht kommt. Die Heirath nach Geld und Gut verbietet sich für ihn wie den weiblichen Theil seiner Schicht von selbst. In der Regel entscheidet für ihn die Neigung zu einer Frau die Ehe, doch spielt auch nicht selten die Berechnung eine Rolle, dass die Frau mit verdienen kann, oder die Aussicht, dass die Kinder sich frühzeitig als Arbeitsinstrumente verwerthen lassen, und so einigermassen ihre Kosten selbst decken. Traurig, aber nur zu wahr. Aber es fehlt auch ausserdem nicht an störenden Ursachen für die Arbeiterehe. Reicherer Kindersegen legt die Arbeitskraft der Frau theilweise oder ganz lahm und vermehrt die Kosten; Handels- und Geschäftskrisen, Einführung neuer Maschinen oder verbesserter Arbeitsmethoden, Kriege, ungünstige Zoll- und Handelsverträge, indirekte Steuern,

---

Bahnen einlenke", ist aber offenbar ausser Stande, auch nur einen erfolgreichen Weg zu zeigen. Dies ist auch vom kleinbürgerlich-demokratischen Standpunkt aus nicht möglich. Von diesem aus muss man die ganze moderne Entwickelung als eine Art falschen Zirkelschlusses ansehen, für einen grossen Bock, den die Kulturentwickelung geschossen. Allein die Völker machen in ihrer Kulturentwickelung keine Böcke, sie vollzieht sich nach immanenten Gesetzen, und Aufgabe des Kulturforschers ist's, diese zu entdecken und an ihrer Hand den Weg zur naturgemässen Beseitigung vorhandener Uebel zu zeigen.

schmälern dem Arbeiter bald kürzere, bald längere Zeit mehr oder weniger den Verdienst, werfen ihn auch gänzlich aufs Pflaster. Solche Schicksalsschläge verbittern und im häuslichen Leben verschafft sich diese Stimmung am ersten Ausbruch, wenn täglich, stündlich Anforderungen von Frau und Kindern für das Allernothwendigste gemacht werden, die der Mann nicht befriedigen kann. Gar zu oft sucht er aus Verzweiflung im Wirthshaus bei ordinärem Fusel Trost, das letzte Geld wird verthan, Zank und Streit nehmen kein Ende. Der Ruin der Ehe und des Familienlebens ist da.

Nehmen wir ein anderes Bild. Mann und Frau gehen zur Arbeit. Die Kinder sind sich selbst oder der Ueberwachung älterer Geschwister überlassen, die selbst aufs nöthigste der Ueberwachung, Erziehung bedürfen. In fliegender Eile wird das sogenannte Mittagessen hinabgeschlungen, vorausgesetzt, dass die Eltern überhaupt Zeit haben nach Hause gehen zu können; müde und abgespannt kehren Abends beide heim. Statt einer freundlichen, anmuthenden Häuslichkeit finden sie ein enges ungesundes Logis, der Luft und des Lichts, oft der nöthigsten Bequemlichkeiten entbehrend. Die Frau hat jetzt alle Hände voll zu thun; Hals über Kopf muss sie arbeiten, um nur das Nothwendigste in Stand zu setzen. Die schreienden und lärmenden Kinder werden eiligst ins Bett gebracht, die Frau sitzt und näht und flickt bis in die späte Nacht. Die so nöthige geistige Unterhaltung und Aufrichtung fehlt. Der Mann ist ungebildet, weiss wenig, die Frau noch weniger, das Wenige, was man sich zu sagen hat, ist rasch erledigt. Der Mann geht ins Wirthshaus und sucht dort die Unterhaltung, die ihm zu Hause fehlt; er trinkt, und ist es auch wenig, was er verbraucht, für seine Verhältnisse ist es viel. Unter Umständen verfällt er auch dem Laster des Spiels, das besonders auch in höheren Kreisen so viele Opfer fordert, er verliert drei und zehnfach mehr als er vertrinkt. Unterdess sitzt die Frau zu Hause und grollt; sie muss arbeiten wie ein Lastthier, eine Ruhepause und Erholung giebt es für sie nicht; der Mann benutzt die Freiheit, die ihm der Zufall giebt, als Mann geboren zu sein. Die Disharmonie ist fertig. Ist aber die Frau weniger pflichtgetreu, sucht sie Abends müde von der Arbeit heimkehrend eine berechtigte Erholung, so geht die Wirthschaft rückwärts und das Elend ist doppelt gross. Ja wir leben in „der besten der Welten".

Durch alle diese Umstände wird heutigen Tages die Ehe des Proletariers immer mehr zerrüttet. Selbst günstige Arbeitszeiten üben ihren zersetzenden Einfluss, denn sie zwingen ihn zur Sonntag- und Ueberstundenarbeit, nehmen ihm die Zeit, die er für seine Familie noch übrig hatte. In tausend Fällen hat er halbe und ganze Stunden bis zur Arbeitsstätte; die Mittagspause zum Heimweg zu benutzen ist häufig ein Ding der Unmöglichkeit; so steht er morgens mit dem frühesten auf, wenn die Kinder noch im tiefsten Schlafe liegen und kehrt erst am Abend spät, wenn sie bereits wieder im gleichen Zustand sich befinden, an den Heerd zurück. Viele Arbeiter, namentlich die Bauarbeiter in den grösseren Städten, bleiben der weiten Entfer-

nung wegen die ganze Woche aus, und kehren erst am Sonntag nach Hause; und bei solchen Zuständen soll das Familienleben gedeihen. Auch nimmt die Frauen- und Kinderarbeit immer mehr überhand, namentlich in der Textilindustrie, die ihre Tausende von Dampfwebstühlen und Spindelmaschinen von billigen Frauen- und Kinderhänden bedienen lässt. Dort hat sich das Verhältniss der Geschlechter und der Lebensalter nahezu umgekehrt. Frau und Kind gehen in die Fabrik, der brotlos gewordene Mann sitzt zu Hause und besorgt die häuslichen Verrichtungen. In Kolmar waren Ende November 1873 von 8109 in der Textilindustrie beschäftigten Arbeitern 3509 Frauen, nur 3416 Männer und 1184 Kinder, so dass Frauen und Kinder zusammen 4693 Köpfe zählten gegen 3416 Männer.

In der englischen Baumwollen-Industrie gab es 1875 unter 479,515 Arbeitern 258,667 Frauen, also 54 pCt. der Gesammtarbeiterzahl, 38,558 oder 8 pCt. jugendliche Arbeiter von beiden Geschlechtern im Alter von 13—18 Jahren, 66,900 oder 14 pCt. Kinder unter 13 Jahren, und nur 115,391 oder 24 pCt. Männer. Man stelle sich das Familienleben dieser Menschen vor.

Unser „christlicher" Staat, dessen „Christenthum" man überall da vergeblich sucht, wo es angewendet werden sollte, und dort findet, wo es überflüssig oder schädlich ist, dieser christliche Staat handelt genau wie der christliche Bourgeois, was den nicht wundert, der weiss, dass der christliche Staat nur der Commis unseres christlichen Bourgeois ist. Er hält sich nicht blos von Gesetzen zurück, welche die Frauenarbeit auf ein normales Maass beschränken, die Kinderarbeit gänzlich verbieten, er selbst gewährt vielen seiner Beamten weder volle Sonntagsruhe, noch eine normale Arbeitszeit und stört so ihr Familienleben. Post-, Eisenbahn-, Gefängnissbeamte u. s. w. müssen sehr häufig weit über das zulässige Zeitmass ihren Dienst versehen und ihre Entlohnung steht im umgekehrten Verhältniss zu ihrer Leistung. Das ist aber heute überall der Normalzustand und er wird vorläufig von der Mehrheit in Ordnung gefunden.

Da ferner die Wohnungsmiethen im Vergleich zu den Löhnen und zu dem Einkommen des niederen Beamten und des kleinen Mannes viel zu hoch sind, so muss sich der Arbeiter und der kleine Mann aufs äusserste einschränken. Es werden sogenannte Schlafburschen oder Mädchen in Logis genommen, manchmal auch beide Geschlechter zugleich. Alte und Junge leben auf engstem Raume, ohne Scheidung der Geschlechter, selbst bei den intimsten Vorgängen eng zusammengepfercht, und was dabei für Schamgefühl und Sittlichkeit herausspringt, darüber giebt es schauerliche Thatsachen. Und welche Wirkung muss in gleicher Richtung wohl die Fabrikarbeit für die Kinder haben? Unzweifelhaft die schlechteste, die sich denken lässt, physisch wie moralisch.

Die immer mehr zunehmende Beschäftigung auch verheiratheter Frauen muss namentlich bei Schwangerschaften und Geburten und während der ersten Lebenszeit der Kinder, wo diese auf die mütterliche Nahrung angewiesen sind, von den verhängnissvollsten Folgen

sein. Da entstehen eine Menge von Krankheiten während der Schwangerschaft, die sowohl auf die Leibesfrucht als auf den Organismus der Frau zerstörend wirken, Abortus, Früh- und Todtgeburten. Ist das Kind zur Welt, so ist die Mutter gezwungen, so rasch als möglich wieder zur Fabrik zurückzukehren, damit nicht ihr Platz von einer Konkurrentin besetzt wird. Die unausbleiblichen Folgen für die kleinen Würmer sind: vernachlässigte Pflege, unpassende Nahrung, gänzlicher Mangel an Nahrung; sie werden mit Opiaten gefüttert, um ruhig zu sein. Wiederum die Folgen: massenhaftes Sterben, Siechthum, Verkümmerung, mit einem Wort: Degeneration der Race. Die Kinder wachsen vielfach auf, ohne je mütterliche oder väterliche Liebe genossen und ihrerseits wahre Elternliebe empfunden zu haben. So gebiert, lebt und stirbt das Proletariat. Und der „christliche" Staat, diese „christliche" Gesellschaft wundern sich, dass Rohheit, Sittenlosigkeit und Verbrechen sich häufen.

Als im Anfang der sechziger Jahre in den englischen Baumwollendistrikten in Folge des nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieges viele Tausende von Arbeiterinnen feiern mussten, machten die Aerzte die auffallende Entdeckung, dass trotz der grossen Noth der Bevölkerung die Kindersterblichkeit abnahm. Die Ursache war sehr einfach. Die Kinder genossen jetzt eine bessere Pflege und die Nahrung von der Mutter, die sie in den besten Arbeitszeiten nie genossen hatten. Und die gleiche Thatsache ist in der Krise der siebenziger Jahre in Nord-Amerika: New-York, Massachussetts, Seitens der Aerzte konstatirt worden. Die allgemeine Arbeitslosigkeit zwang die Frauen zu feiern und liess ihnen Zeit zur Kinderpflege.

In der Hausindustrie, die romantische Theoretiker gern so idyllisch darstellen, liegen die Verhältnisse für das Familienleben und die Moral um kein Haar besser. Hier ist die Frau neben dem Mann von Früh bis in die Nacht an die Arbeit gekettet, die Kinder werden vom frühesten Alter zu gleichem Werk herangenommen. Zusammengepfercht auf den denkbar kleinsten Raum leben Mann, Frau und Familie, Burschen und Mädchen mitten unter den Arbeitsabfällen, den unangenehmsten Dünsten und Gerüchen, der nothwendigsten Reinlichkeit entbehrend. Dem Wohn- und Arbeitslokal entsprechen die Schlafräume. In der Regel dunkle Löcher, ohne Ventilation, nehmen sie für die Nacht eine Anzahl Menschen auf, die zum vierten Theil darin untergebracht schon als höchst ungesund gelten müssten. Kurz, es existiren Zustände, die einem an menschenwürdige Existenz Gewöhnten die Haut schaudern machen.

Der zunehmende schwere Kampf ums Dasein zwingt Frauen und Männer oft auch zu Handlungen, Duldungen, die sie sonst verabscheuen würden. So wurde 1877 in München konstatirt, dass unter den polizeilich eingetragenen und überwachten Prostituirten nicht weniger als 203 verheirathete Frauen von Arbeitern und Handwerkern waren Und wie viele verheirathete Frauen treiben aus Noth dieses schmähliche Handwerk, ohne sich der das Schamgefühl und die Menschenwürde aufs tiefste verletzenden polizeilichen Kontrole zu unterwerfen.

Wirken erfahrungsmässig schon die hohen Kornpreise eines einzigen Jahres auf die Verminderung der Ehen und der Geburten, so wirken Jahre lange Krisen, wie sie mit unserm heutigen Wirthschaftssystem unausbleiblich verknüpft sind, noch viel nachtheiliger. Das zeigt schlagend die Ehestatistik des deutschen Reichs. Im Jahre 1872, dem Jahre des wirthschaftlichen Aufschwungs, wurden 423,900 Ehen geschlossen, 1879, als die Krise ihren Höhepunkt erreicht hatte, nur 335,133; die Ehen hatten sich also um 25 pCt. vermindert, ja im Vergleich zu der mittlerweile gestiegenen Bevölkerung sogar um 33 pCt. In den eigentlichen Krisenjahren von 1876—1879 sanken die Eheschliessungen in Preussen stetig von Jahr zu Jahr. Sie betrugen 1876 = 224,773, 1877 = 210,357, 1878 = 207,754 und 1879 = 206,752. Auch die Zahl der Gebornen nahm bedeutend ab. Furcht vor Mangel, Bedenken, die Kinder nicht standesgemäss erziehen zu können, sind es auch, die Frauen aus allen Ständen zu Handlungen treiben, die weder mit dem Naturzweck, noch immer mit dem Strafgesetzbuch in Uebereinstimmung stehen. Dahin gehören die verschiedensten Mittel zur Verhinderung der Empfängniss, oder wenn diese wider Willen stattgefunden hat, die Beseitigung der unreifen Leibesfrucht, der Abortus. Es wäre fehl gegangen, wollte man behaupten, dass diese Mittel nur von leichtfertigen, gewissenlosen Frauen angewandt werden. Es sind im Gegentheil oft sehr pflichttreue Frauen, die, um dem Dilemma zu entgehen, sich dem Gatten versagen, ihren Naturtrieb gewaltsam unterdrücken zu müssen, oder aus Furcht, den Mann auf Abwege zu drängen, die zu wandeln er meist Neigung hat, sich lieber der Gefahr der Anwendung abortativer Mittel unterwerfen. Daneben giebt es andere, namentlich in den höheren Ständen, die, um einen Fehltritt zu verdecken, oder aus Widerwillen gegen die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft, des Gebärens, der Erziehung, oder aus Furcht, ihre Reize rascher einzubüssen und dann bei dem Gatten oder der Männerwelt an Ansehen zu verlieren, solche strafgesetzlich verfolgbare Handlungen begehen und für schweres Geld bereitwillig ärztlich und geburtshülferisch Unterstützung finden. So nahm sich im Frühjahr 1878 in New-York ein Weib das Leben, das, in einem prachtvollen Palais wohnend, länger als ein Menschenalter ihr schamloses Gewerbe vor den Augen der New-Yorker Polizei und Richter ausgeübt hatte, endlich aber der Nemesis, in Folge einer sie schwer belastenden Anzeige, zu erliegen drohte. Das Weib hinterliess, trotz ihres luxuriösen Lebens, ein Vermögen, das auf anderthalb Millionen Dollars geschätzt wurde. Ihre Kundschaft besass sie ausschliesslich in den reichsten Kreisen New-Yorks. Auch mehren sich, nach der steigenden Zahl der bezüglichen Offerten in unsern Zeitungen zu schliessen, die Anstalten und Orte, wo verheiratheten und unverheiratheten Frauen der besitzenden Klasse Gelegenheit geboten wird, die Folgen von „Fehltritten“ in aller Heimlichkeit abzuwarten.

Die Furcht vor zu starker Vermehrung der Kinder in Rücksicht auf das vorhandene Eigenthum und die Ernährungsverhältnisse haben

in ganzen Klassen, bei ganzen Völkern, die Repressivmassregeln zu einem vollständigen System, das hier und da zur öffentlichen Kalamität geworden ist, gesteigert. So ist es eine allgemein bekannte Thatsache, dass in allen Schichten der französischen Gesellschaft das Zweikindersystem durchgeführt wird. In keinem Kulturlande der Welt sind die Ehen verhältnissmässig so zahlreich, als in Frankreich, und in keinem Lande ist die durchschnittliche Kinderzahl eine geringere, die Bevölkerungsvermehrung eine so langsame. In letzterer Beziehung steht Frankreich sogar hinter Russland zurück. Der französische Bourgeois, Kleinbürger und Parzellenbauer befolgen dieses System, und der französische Arbeiter schliesst sich dem allgemeinen Strome an.

Nicht anders ist es in Siebenbürgen bei den Sachsen. Im Bestreben, ihren grossen Besitz beisammenzuhalten, um der massgebende Volksstamm zu bleiben, das Erbe nicht durch Theilung zu sehr zu schmälern, nehmen sie auf möglichst wenig legitime Nachkommenschaft Bedacht. Dagegen suchen die Männer die Befriedigung des Geschlechtstriebs häufig ausserhalb der Ehe, und so erklärt sich die den Ethnologen aufgefallene Zahl der blonden Zigeuner und urgermanisch aussehenden Rumänen, wie die bei letzterem Volke sonst selten vorkommenden Charaktereigenschaften Fleiss und Sparsamkeit. Durch solche Maximen sind die Sachsen in Siebenbürgen, obgleich sie schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts zahlreich einwanderten, heute kaum auf 200,000 Köpfe gewachsen. In Frankreich hingegen, wo es keine fremden Racen zur geschlechtlichen Ausnutzung giebt, ist die Zahl der Kindermorde und der Kinderaussetzungen bedeutend im Steigen, beides allerdings noch befördert durch das Verbot des französischen Zivilgesetzes, nach der Vaterschaft zu forschen*). Die französische Bourgeoisie, wohl fühlend, welche Grausamkeit sie beging, als sie durch Gesetz den betrogenen Frauen unmöglich machte, sich an den Vater ihres Kindes um Alimente zu wenden, suchte diesen ihre Stellung durch die Gründung von Findelhäusern zu erleichtern. Das Vatergefühl existirt bekanntlich nach unserer famosen „Moral" dem unehelichen Kinde gegenüber nicht, das existirt nur für die „legitimen Erben". Durch die Findelhäuser sollte den Neugebornen auch die Mutter genommen werden. Sie kommen als Waisen auf die Welt. Die Bourgeoisie lässt ihre unehelichen Kinder auf Staatskosten als „Kinder des Vaterlandes" erziehen. Eine herrliche Einrichtung. Allein trotz der Findelhäuser, in denen die Pflege eine mangelhafte ist und die Kleinen massenhaft sterben, nehmen in Frankreich Kindermorde und Abortus in weit höherem Verhältniss zu, als die Bevölkerung.

Vom Jahre 1830—1880 wurden vor den französischen Assisen 8563 Kindermorde verhandelt, und zwar stieg ihre Zahl von 471 im

*) Der § 340 des „Code civil" lautet: La recherche de la paternité est interdite, dagegen § 341: La recherche de la maternité est admise. Nach der Vaterschaft eines Kindes zu forschen ist verboten, nach der Mutterschaft zu forschen gestattet. Die Versuche, den § 340 zu Falle zu bringen, sind bis jetzt gescheitert.

Jahre 1831 auf 980 im Jahre 1880. In demselben Zeitraum wurden über 1032 Fälle Abortus abgeurtheilt, und zwar im Jahre 1831 über 41, im Jahre 1880 über 100. Natürlich kommen die allerwenigsten Fälle von Abortus zur Kenntniss der Gerichte, in der Regel nur dann, wenn sie schwere Erkrankungen oder Todesfälle zur Folge haben. Bei den Kindesmorden war die Landbevölkerung mit 75 pCt. betheiligt, beim Abortus die Städte mit 67 pCt. In der Stadt haben die Frauen mehr Mittel an der Hand, die Geburt zu verhindern, daher viele Fälle von Abortus und verhältnissmässig wenig Kindermorde, auf dem Lande liegen die Verhältnisse umgekehrt.

Das ist das Bild, das die heutige Ehe in der überwiegenden Zahl der Fälle uns bietet. Es weicht stark ab von dem schönen Gemälde, das Poeten und poetisch angehauchte Phantasten von ihr entwerfen, doch es hat den Vorzug — wahr zu sein.

Aber dieses Bild wäre mangelhaft, wenn ich unterliesse, noch einige wichtige Pinselstriche hinzuzufügen.

Wie immer der Streit über die geistigen Anlagen der beiden Geschlechter ausfallen mag — die Frage wird später noch erörtert — darüber besteht keine Meinungsverschiedenheit, dass gegenwärtig im Durchschnitt das weibliche Geschlecht geistig unter dem männlichen steht. Balzac, der durchaus kein Frauenfreund war, behauptete zwar: „Eine Frau, die eine männliche Bildung erhalten, besitzt in der That die glänzendsten und fruchtbarsten Eigenschaften zur Begründung ihres eigenen Glücks und das ihres Gatten", und Göthe, der Frauen und Männer seiner Zeit sicher gut kannte, äussert bissig in Wilhelm Meisters Lehrjahre (Bekenntnisse einer schönen Seele): „Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer zu beschämen", aber mit beiden Aussprüchen ist für die Allgemeinheit in der Gegenwart nichts entschieden. Der Unterschied ist da, und er muss da sein, weil die Frau das ist, wozu sie die Männer, als ihre Herrscher, gemacht haben. Die Bildung der Frau im allgemeinen ist noch mehr als jene des Proletariers von jeher vernachlässigt worden, und was heute auf diesem Gebiete Besseres geleistet wird, ist auch nach allen Seiten unzulänglich. Wir leben in einer Zeit, wo das Bedürfniss nach Ideenaustausch in allen Kreisen wächst, auch in der Familie, und da stellt sich die sehr vernachlässigte Ausbildung der Frau als ein grosser Fehler heraus und rächt sich an dem Mann.

Der Grundzug der geistigen Ausbildung bei dem Manne richtet sich, kurz gesagt, auf die Klärung des Verstandes, die Schärfung des Denkens, die Erweiterung des realen Wissens, die Festigung der Willenskraft, kurz auf die Ausbildung der Verstandesfunktionen. Bei der Frau hingegen erstreckt sich die Ausbildung, wo sie überhaupt in höherem Maasse vorhanden ist, vornehmlich auf die Vertiefung des Gemüths, die rein formale, schöngeistige Bildung, durch welche hauptsächlich die Sensibilität (die Nervenreizbarkeit) und die Phantasie erhöht werden, wie durch Musik, Belletristik, Kunst, Poesie. Das ist

die tollste und ungesundeste Richtung, die eingeschlagen werden konnte; sie verräth, dass die Mächte, die das Bildungsmaass der Frau zu bestimmen haben, sich nur von ihren eingefleischten Vorurtheilen über das Wesen des weiblichen Charakters und die beschränkte Lebensstellung der Frau leiten liessen. Was unsern Frauen fehlt, ist nicht erhöhtes Gemüths- und Phantasieleben, verstärkte Nervosität, oder formales, schöngeistiges Wissen; nach diesen Richtungen ist der weibliche Charakter reichlich entwickelt und verbildet worden, man hat also das Uebel nur vergrössert. Aber wenn die Frau an Stelle überschüssigen Gemüths, das oft recht ungemüthlich wird, eine gute Portion geschärften Verstandes, exakter Denkfähigkeit hätte; statt der Nervosität und des verschüchterten Wesens physischen Muth und Nervenstärke; statt des rein formalen, schöngeistigen Wissens oder des gänzlichen Mangels daran Kenntniss von Welt und Menschen und natürlichen Kräften, dann würde sie, und unzweifelhaft auch der Mann, sich weit besser dabei befinden.

Im allgemeinen ist, was man Gemüths- und Seelenleben nennt, bisher bei der Frau ins masslose genährt, ihre Verstandesentwickelung hingegen gehemmt, schwer vernachlässigt worden. Sie leidet in Folge dessen buchstäblich an einer Hypertrophie des Gemüths- und Seelenlebens, und ist darum meist jedem Aberglauben und Wunderschwindel zugänglich, ein immer überdankbarer Boden für religiöse und sonstige Charlatanerien, ein gefügiges Werkzeug für jede Reaktion. Die bornirte Männerwelt beklagt das häufig, weil sie selbst darunter leidet, aber sie ändert es nicht, weil sie selbst noch in der grossen Mehrzahl bis über die Ohren in Vorurtheilen steckt.

Da die allermeisten Frauen geistig, sowie geschildert, beschaffen sind, ist die nothwendige Folge, dass sie die Welt ganz anders ansehen als die Männer, und des Liedes Schluss sind fortgesetzte Differenzen zwischen den beiden Geschlechtern.

Die Betheiligung am öffentlichen Leben ist heute für jeden Mann eine seiner wesentlichsten Pflichten; dass viele Männer das noch nicht begreifen, ändert an der Sache nichts. Aber der Kreis derjenigen wird immer grösser, die erkennen, dass das öffentliche Leben und seine Institutionen zu den sogenannten privaten Beziehungen jedes Einzelnen im innigsten Zusammenhange steht; dass Wohl und Wehe der Person und der Familie weit mehr von dem Zustand der öffentlichen und allgemeinen Einrichtungen, als von den persönlichen Eigenschaften und Handlungen des Einzelnen abhängen — weil die höchste Kraftanstrengung des Einzelnen gegen Mängel, die in dem Zustand der Dinge liegen und seine Lage bestimmen, rein machtlos ist. Da ferner der Kampf um die Existenz weit höhere Anstrengungen als früher erfordert, so beansprucht die Befriedigung aller dieser Erfordernisse ein Maass von Zeit von dem Manne, welches das der Frau gewidmete oder zu widmende wesentlich schmälert. Die Frau hingegen kann in Folge ihres Bildungsstandpunkts, ihrer Weltanschauung absolut nicht einsehen, dass die Sorge des Mannes für öffentliche Angelegenheiten etwas anders bezwecke, als in Gesellschaft von seines Gleichen

zu kommen, Geld und Gesundheit zu vergeuden, sich neue Sorgen zu bereiten, von dem allen sie den Schaden habe. So entsteht der häusliche Kampf. Der Mann wird nicht selten vor die Alternative gestellt, entweder auf die Thätigkeit für die Allgemeinheit zu verzichten und sich der Frau zu fügen, was ihn nicht glücklicher macht, oder auf ein Stück ehelichen Friedens und häuslicher Annehmlichkeiten Verzicht zu leisten, wenn er die Förderung des allgemeinen Wohles, mit dem er sein eignes und das seiner Angehörigen eng verknüpft weiss, vorzieht. Versteht er sich mit der Frau zu verständigen und die Frau zu überzeugen, dann ist er über eine schwere Klippe hinweg, aber das kommt selten vor. In der Regel hat der Mann die Ansicht, dass das, was er wolle, die Frau nichts angehe, sie verstehe es nicht. Er nimmt sich die Mühe nicht, sie aufzuklären. „Das verstehst Du nicht" ist die stereotype Antwort, wenn die Frau klagt und sich wundert, dass er, nach ihrer Auffassung, sie so ganz und gar hintenansetzen könne. Das Nichtverständniss der Frauen wird durch den Unverstand der meisten Männer nur gefördert. Kommt nun die Frau gar dahinter, dass der Mann Ausflüchte gebrauchte, aus dem Hause zu kommen, um sein Unterhaltungsbedürfniss zu befriedigen, das häufig nicht grade höheren Anforderungen entspricht, aber zu Hause nicht einmal befriedigt werden kann, so ist eine neue Ursache zu ehelichem Zank vorhanden.

Diese Bildungs- und Anschauungs-Differenzen, die im Anfang der Ehe, wo die heisse Leidenschaft noch vorherrscht, leicht übersehen werden, steigern sich in reiferen Jahren und machen sich dann um so fühlbarer, weil jetzt die geschlechtliche Leidenschaft mehr und mehr erlischt und um so nöthiger durch die geistige Uebereinstimmung ersetzt werden sollte.

Doch davon abgesehen, ob der Mann einen Begriff von staatsbürgerlichen Pflichten hat und sie ausübt, er kommt allein schon durch seine berufliche Stellung, seinen beständigen Verkehr mit der Aussenwelt in fortgesetzte Berührung mit den verschiedensten Elementen und Anschauungen, bei hunderten von Gelegenheiten, und damit in eine geistige Atmosphäre, die seinen Gesichtskreis, auch ohne sein Zuthun, erweitert. Er befindet sich meist in einer beständigen geistigen Mauserung; wohingegen die Frau durch ihre häusliche Thätigkeit, die sie von früh bis spät in Anspruch nimmt, ihr selbst die Zeit zur Ausbildung raubt oder verkümmert, wenn sie auch den nöthigen Trieb dazu besitzt, und so versauert oder versteinert.

Wie die Mehrzahl der Ehefrauen in der Gegenwart lebt, schildert gut eine Stelle in dem Schriftchen „Randglossen zum Buche des Lebens" von Gerhard von Amyntor (Sam. Lukas, Elberfeld). Dort heisst es in dem Kapitel „Tödtliche Mückenstiche" unter anderem:

„Nicht die erschütternden Ereignisse, die für Keinen ausbleiben und hier den Tod des Gatten, dort den moralischen Untergang eines geliebten Kindes bringen, hier in langer schwerer Krankheit, dort in dem Scheitern eines warm gehegten Planes bestehen, untergraben ihre (der Hausfrau) Frische und Kraft, sondern die kleinen, täglich wieder-

kehrenden, Mark und Knochen auffressenden Sorgen . . . Wie viele Millionen braver Hausmütterchen verkochen und verscheuern ihren Lebensmuth, ihre Rosenwangen und Schelmengrübchen, im Dienste der häuslichen Sorgen, bis sie runzliche, vertrocknete, gebrochene Mumien geworden sind. Die ewig neue Frage: „was heute gekocht werden soll", die immer wiederkehrende Nothwendigkeit des Fegens und Klopfens und Bürstens und Abstäubens, ist der stetig fallende Tropfen, der langsam, aber sicher Geist und Körper verzehrt. Der Kochheerd ist der Ort, wo die traurigsten Bilanzen zwischen Einnahme und Ausgabe gezogen, die deprimirendsten Betrachtungen über die steigernde Vertheuerung der Lebensmittel und die immer schwieriger werdende Beschaffung der nöthigen Geldmittel angestellt werden. Auf dem flammenden Altar, wo der Suppentopf brodelt, wird Jugend und Unbefangenheit, Schönheit und frohe Laune geopfert, und wer erkennt in der alten, kummergebeugten, tiefäugigen Köchin die einst blühende, übermüthige, züchtig-kokette Braut im Schmucke ihrer Myrtenkrone. — Schon den Alten war der Heerd heilig und neben ihm stellten sie ihre Laren und Schutzgötter auf — lasset auch uns den Heerd heilig halten, auf dem die pflichttreue deutsche Bürgerfrau einen langsamen Opfertod stirbt, um das Haus behaglich, den Tisch gedeckt und die Familie gesund zu erhalten."

Das ist der ganze Trost, den die bürgerliche Welt der an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge elend zu Grunde gehenden Frau bietet.

Bei den durch ihre pekuniäre und soziale Lage freier gestellten Frauen macht sich wieder hervorragend die falsche einseitige, oberflächliche Erziehung, in Verbindung mit den ererbten weiblichen Charaktereigenschaften nachdrücklich geltend. Sie haben nur Sinn für reine Aeusserlichkeiten, bekümmern sich nur um Tand und Putz, suchen in der Ausbildung eines verdorbenen Geschmacks, in der Fröhnung üppig wuchernder Leidenschaften Thätigkeit und Befriedigung. Für die Kinder und die Kindererziehung haben sie häufig wenig Sinn, überlassen diese vielmehr soviel als möglich der Amme und den Dienstboten, und überantworten sie in späteren Jahren der Pension.

Es ist also eine ziemlich lange Reihe von Ursachen der verschiedensten Art, die in das heutige Eheleben störend und zerstörend eingreifen und in aussergewöhnlich zahlreichen Fällen den Zweck der Ehe nur theilweise erfüllen oder unerfüllt lassen. Der ganze Umfang dieser Zustände kann nicht einmal erkannt werden, weil jedes Ehepaar sich bemüht, einen Schleier über seine Verhältnisse zu decken, was man namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen vortrefflich versteht.

Weitere Ehehemm- und Hindernisse. Das Zahlenverhältniss der Geschlechter; seine Ursachen und Wirkungen.

Aus den geschilderten Zuständen haben sich neben guten auch viele üble Charaktereigenschaften der Frauen entwickelt, die, von Generation zu Generation forterbend, sich immer vollkommener entwickelten. Die Männerwelt hält sich mit Vorliebe darüber auf, vergisst aber, dass sie selber die Ursache ist und durch ihr Verhalten Vorschub leistet. Zu diesen weiblichen Uebeln gehören die viel getadelte Zungenfertigkeit und Klatschsucht, die Neigung, über die nichtigsten und unbedeutendsten Dinge unendliche Unterhaltungen zu führen, die Gedankenrichtung auf das rein Aeusserliche, Putz- und Gefallsucht und der daraus folgende Hang für alle Modethorheiten, ferner leicht erregbarer Neid und Eifersucht gegen die Geschlechtsgenossinnen.

Es sind dies Eigenschaften, die sich fast allgemein, wenn auch im Grade verschieden, bei dem weiblichen Geschlecht schon im jugendlichsten Alter bemerkbar machen, also in hohem Grade als ererbte Anlagen angesehen werden können und durch die Art der Erziehung weiter entwickelt werden. Ein selbst unvernünftig Erzogener kann Andere nicht vernünftig erziehen.

Will man sich über die Entstehungsursachen und die Weiterentwickelung, guter wie schlimmer Eigenschaften der Geschlechter, oder auch ganzer Völker, klar werden, so muss dieselbe Methode angewendet, müssen dieselben Gesetze zu Rathe gezogen werden, welche die moderne Naturwissenschaft für die Untersuchung über die Entstehung und Ausbildung der Gattungen und Arten und ihrer Charaktereigenschaften in der organischen Welt in Anwendung bringt. Also jene Gesetze, die nach ihrem Haupt-Entdecker vorzugsweise die Darwinschen genannt werden und sich aus den materiellen Existenzbedingungen, der Vererbung und Anpassung, resp. Züchtung und Erziehung erklären.

Was in der ganzen Natur für alle Lebewesen gilt, davon kann der Mensch keine Ausnahme machen; der Mensch steht nicht ausserhalb der Natur, er ist, physiologisch betrachtet, nichts als das höchst entwickelte Thierwesen. Aber das will man heute vom Menschen noch wenig gelten lassen. Da hatten die Alten schon vor Jahrtausenden, obgleich sie die moderne Naturwissenschaft nicht kannten, in vielen menschlichen Dingen vernünftigere Anschauungen und, die Hauptsache ist, sie wandten ihre auf Erfahrung begründete Anschauungen praktisch an. Man hört heute so oft mit enthusiastischer Bewunderung von der hohen Schönheit und Kraft der freien Männer und Frauen Griechenlands sprechen, übersieht aber, dass es nicht blos das glückliche Klima und die bezaubernde Natur des Landes an dem buchtenreichen Meere war, das auf Wesen und Entwickelung der Bevölkerung einwirkte, sondern namentlich die unter den frei Ge-

bornen von Staatswegen mit Konsequenz durchgeführten Körperausbildungs- und Erziehungsmaximen, alle darauf berechnet, körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit mit Elastizität und Schärfe des Geistes zu verbinden. Und wenn in geistiger Beziehung das Weib im Vergleich zum Manne sehr vernachlässigt wurde, so nicht in Bezug auf körperliche Entwickelung*). In Sparta z. B., wo man in der körperlichen Ausbildung beider Geschlechter am weitesten ging, wandelten Knaben und Mädchen bis ins mannbare Alter nackt, sie übten sich gemeinsam in körperlichen Exercitien, Spielen und Ringkämpfen. Auch hatte die nackte Schaustellung des menschlichen Körpers und die natürliche Behandlung des Natürlichen den Vorzug, dass sie die sinnlichen Ueberreizungen, die heutigen Tages durch die Trennung des Verkehrs der beiden Geschlechter von jugendauf künstlich erzeugt werden, nicht entstehen liess. Die körperliche Ausbildung des einen Geschlechts und die Funktion seiner besonderen Organe war dem andern kein Geheimniss. Da konnte kein Spiel mit Zweideutigkeiten aufkommen. Natur blieb Natur. Ein Geschlecht freute sich an den Schönheiten des andern. Und zur Natur und natürlichem Verkehr der Geschlechter muss die Menschheit urückkehren, die jetzt herrschenden ungesunden spiritualistischen Anschauungen über menschliches Wesen muss sie von sich werfen.

Bei uns herrschen heute, insbesondere über weibliche Erziehung, himmelweit verschiedene Begriffe. Dass auch die Frau körperliche Kraft, Muth und Entschlossenheit haben soll, wird vorläufig noch als sehr ketzerisch, als „unweiblich" angesehen, obgleich Niemand leugnen wird können, dass durch solche Eigenschaften die Frau sich vor vielen kleinen und grossen Unbilden und Unannehmlichkeiten schützen könnte. Dahingegen wird die Frau in ihrer körperlichen Entwickelung, genau wie in ihrer geistigen, möglichst gehemmt. Die strenge Scheidung der Geschlechter im geselligen Verkehr und in der Schule, eine Erziehungsmethode, die ganz den spiritualistischen Anschauungen entspricht, die das Christenthum in Bezug auf alles, was menschliche Natur betrifft, uns tief eingepflanzt hat, begünstigt diese Hemmungen.

Die Frau, die nicht zur Entwickelung ihrer körperlichen Anlagen kam, in der Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten verkrüppelt wurde, im engsten Ideenkreis gefangen gehalten wird und nur in Verkehr mit ihren nächsten weiblichen Angehörigen kommt, kann sich unmöglich über das Alltäglichste und Gewöhnlichste erheben. Ihr geistiger Gesichtskreis dreht sich ewig um die engsten häuslichen Dinge, um verwandtschaftliche Beziehungen und was damit zusammenhängt. Die breitspurige Unterhaltung um die grössten Nichtigkeiten, die Neigung zur Klatschsucht wird dadurch mit aller Macht gefördert,

*) So fordert Plato in seinem „Staat": „Dass die Frauen den Männern ähnlich erzogen werden", und verlangt für die Herrscher seines Idealstaats sorgfältig vorgenommene Zuchtwahl, er kannte also die Wirkung sorgfältiger Auslese auch für die Entwickelung der Menschen. Aristoteles stellt als Erziehungsgrundsatz auf: „Erst muss der Körper und dann der Verstand gebildet werden."

denn die in ihr lebenden geistigen Eigenschaften drängen nach irgend einer Bethätigung und Uebung. Und der dadurch oft in Unannehmlichkeiten verwickelte, zur Verzweiflung getriebene Mann verflucht und verwünscht Eigenschaften, die er, das „Haupt der Schöpfung", hauptsächlich auf dem Gewissen hat.

Da die Frau auf die Ehe mit allen Fasern ihrer Existenz hingewiesen ist, so bilden ganz natürlich Ehe- und Heirathsangelegenheiten einen so wesentlichen Theil ihrer Unterhaltung und Aspiration. Auch ist für sie, die physisch schwächere, durch Sitten und Gesetze dem Manne Unterworfene, die Zunge die einzige Waffe, die sie in Anwendung bringen kann, und diese benutzt sie selbstverständlich. Ganz ähnlich verhält es sich mit der bei ihr so heftig getadelten Putz- und Gefallsucht, die in den Modethorheiten ihre so abschreckende Höhe erreicht hat, Väter und Ehemänner bis zur Verzweiflung treibt, ohne dass sie etwas ernstliches dagegen vermögen.

Auch hierfür liegt die Erklärung nahe.

Die Frau ist heute für den Mann in erster Linie nur Genussobjekt; ökonomisch abhängig ist sie genöthigt, in der Ehe ihre Versorgung zu erblicken, sie hängt also von dem Manne ab, wird ein Stück Eigenthum von ihm. Ihre Lage wird noch ungünstiger dadurch, dass die Zahl der Frauen in der Regel grösser ist, als jene der Männer — ein Kapitel, das näher noch besprochen werden wird. Durch dieses Missverhältniss steigt die Konkurrenz der Frauen unter sich, die noch mehr verstärkt wird, weil eine Anzahl Männer aus irgend welchen Gründen nicht heirathet. So ist die Frau genöthigt, durch möglichst günstige Darstellung ihrer äusseren Erscheinung den Wettbewerb um den Mann gegen alle ihre Geschlechtsgenossinnen in gleicher Lage aufzunehmen.

Man beachte nun die lange Dauer aller dieser Missverhältnisse durch hunderte von Generationen, und man wird sich nicht mehr wundern, dass nach den natürlichen Vererbungs- und Entwickelungsgesetzen diese Erscheinungen bei dauernd wirkenden gleichen Ursachen ihre heutige extreme Gestalt angenommen haben. Dazu kommt, dass kaum in einem früheren Zeitalter der Konkurrenzkampf der Frauen um die Männer so heftig war als jetzt, theils weil die bereits angeführten, theils später noch zu erörternden Ursachen die Zahl der Frauen über jene der ehesuchenden Männer mehr vermehrt haben als je zuvor. Endlich weisen die Schwierigkeiten einer auskömmlichen Existenz, wie die gesellschaftlichen Anforderungen, die Frau mehr als je zuvor auf die Ehe, als einer „Versorgungsanstalt" hin.

Die Männer lassen sich diesen Zustand gern gefallen und ziehen die Vortheile daraus. Es sagt ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit, ihrem Interesse zu, die Rolle des Stärkeren und des Herrn zu spielen, und in dieser Herrscherrolle sind sie wie alle Herrschenden schwer Vernunftgründen zugänglich. Umsomehr liegt es im Interesse der Frauen, sich für die Herstellung von Zuständen zu erwärmen, die sie aus dieser entwürdigenden Stellung befreien. Die Frauen dürfen auf die Männer nicht warten, so wenig wie die Arbeiter auf die Bourgeoisie warten dürfen.

Erwägt man ferner, welche Charaktereigenschaften der Kampf um die bevorzugte Stellung auch auf andern Gebieten, z. B. dem industriellen erzeugt, wenn die Unternehmer sich gegenüberstehen, mit welch niederträchtigen, oft schurkenhaften Mitteln gekämpft wird, wie Hass, Neid, Verleumdungssucht geweckt werden, so hat man die weitere Erklärung für die Thatsache, dass in dem Konkurrenzkampf der Frauen um die Männer, sich ganz ähnliche Charaktereigenschaften ausbilden. Daher kommt es, dass durchschnittlich Frauen sich weniger miteinander vertragen als Männer, dass selbst die besten Freundinnen leicht in Streit gerathen, handelt es sich um Fragen des Anschens bei dem Mann, der einnehmenderen Persönlichkeit u. s. w. Daher auch die Wahrnehmung, dass, wo Frauen sich begegnen, und seien sie sich wildfremd, sie sich stets wie zwei Feinde ansehen und gegenseitig mit einem einzigen Blick entdeckt haben, wo die Andere eine unpassende Farbe angewandt, eine Schleife unrichtig angebracht, oder ein ähnliches Kardinalvergehen an sich begangen hat. In Beider Blicken liegt unwillkürlich das Urtheil, das die Eine über die Andere fällt, zu lesen, es ist, als wollte Jede zu der Andern sagen: „ich habe es doch besser verstanden als Du, mich zu putzen und die Blicke auf mich zu lenken".

Auch die grössere Leidenschaftlichkeit der Frau, die in der Furie ihren hässlichen Ausdruck findet, aber auch in der höchsten Hingebung und Selbstaufopferung sich offenbart, — man denke nur an die wahrhaft heroische Aufopferung, mit der die Mutter für ihr Kind eintritt, auf sich angewiesene Wittwen für ihre Kinder sorgen — hat in ihrer Existenz- und Erziehungsweise ihren Grund, als auf Förderung des Gefühlslebens wesentlich gerichtet.

Die Aufzählung der Ehehemm- und Hindernisse ist durch die bisherige Darlegung noch nicht erschöpft. Neben den Einwirkungen einer verkehrten geistigen Erziehung, laufen nicht minder wichtige Einwirkungen von verkehrter oder mangelnder physischer Erziehung in Rücksicht auf den Naturzweck. Alle Aerzte stimmen darin überein, dass die Vorbildung der Frau für ihren Beruf als Mutter und Kindererzieherin sehr viel zu wünschen übrig lässt. „Man übt den Soldaten in der Führung seiner Waffe und den Handwerker in der Handhabung seiner Werkzeuge, jedes Amt erfordert seine Studien; selbst der Mönch hat sein Noviziat. Nur die Frau wird für ihre ernsten Mutterpflichten nicht erzogen"*). Neunzehntel der Jungfrauen, die überhaupt zu heirathen Gelegenheit haben, treten mit fast vollkommener Unwissenheit über die Mutterschaft und ihre Pflichten in die Ehe. Die schon gekennzeichnete unverantwortliche Scheu, selbst der Mütter, mit der erwachsenen Tochter über die so wichtigen geschlechtlichen Funktionen zu sprechen, lässt diese über die Pflichten gegen sich selbst und ihren künftigen Gatten in der schwärzesten Unwissenheit. Tritt die

*) Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie zur Frauenfrage von Irma v. Troll-Borostyani. Pressburg und Leipzig. Eine flott geschriebene und energisch gehaltene Schrift mit ziemlich weitgehenden Forderungen.

Jungfrau in die Ehe, so betritt sie ein ihr vollkommen fremdes Gebiet; sie hat sich in ihrer Art ein Phantasiegemälde gemacht, meist aus Romanen, häufig nicht der empfehlenswerthesten Art, das zu der Wirklichkeit passt wie die Faust aufs Auge*). Von den mangelnden Wirthschaftskenntnissen, die doch, wie heute noch die Dinge liegen, nothwendig sind, wenn auch viele der Frau früher als selbstverständlich zugefallene Thätigkeiten, aus theilweise schon angedeuteten Ursachen, ihr abgenommen wurden, will ich nur andeutungsweise sprechen. Unbestreitbare Thatsache ist, dass viele Frauen, allerdings oft ohne ihr Verschulden, weil in Folge allgemeiner sozialer Ursachen, in die Ehe treten, ohne die geringste Kenntniss ihrer Pflichten, wodurch genügender Grund zu Zerwürfnissen gelegt wird.

Eine andere Ursache, die den Ehezweck für nicht wenige Männer aufhebt, liegt in der physischen Entwickelung vieler Frauen. Verkehrte Erziehung, traurige soziale Verhältnisse (Lebensweise, Wohnung, Beschäftigung) schaffen weibliche Wesen, die den physischen Pflichten der Ehe nicht gewachsen sind. Sie sind körperlich schwach, blutarm, extrem nervös. Die Folgen sind Menstruationsbeschwerden, Krankheiten der verschiedensten Organe, die mit dem Geschlechtszweck in Verbindung stehen, und sich bis zur Unfähigkeit oder Lebensgefährlichkeit, Kinder zu gebären oder zu säugen, steigern. Statt einer gesunden heiteren Gefährtin, einer fähigen Mutter, einer ihren häuslichen Obliegenheiten nachkommenden Gattin, hat der Mann eine kranke, nervös aufgeregte Frau, bei welcher der Arzt nicht aus dem Hause kommt, die keinen Luftzug, nicht das geringste Geräusch vertragen kann. Ich will mich über diesen Gegenstand nicht weiter verbreiten, jeder Leser — und so oft ich in dieser Schrift vom Leser spreche, meine ich auch selbstverständlich die Leserin — kann sich das Bild weiter ausmalen, er hat in seinem eignen Bekanntenkreise genug Beispiele vor sich.

Erfahrene Aerzte versichern, dass die grössere Hälfte der Ehefrauen, namentlich in den Städten, in mehr oder weniger anormalen Zuständen sind. Nach dem Grade der Uebel und dem Charakter der Eheleute, müssen solche Verbindungen unglückliche sein und sie geben in der öffentlichen Meinung dem Manne das Recht, sich ausserehelicher Freiheiten zu erlauben, deren Kenntniss bei der Frau Stimmung und Glück nicht heben. Auch geben die manchmal ganz verschiedenen

*) In „Les femmes qui tuent et les femmes qui volent" erzählt Alexander Dumas Sohn: „Ein hochgestellter katholischer Geistlicher habe ihm in einer Unterhaltung mitgetheilt, dass von hundert seiner früheren weiblichen Zöglinge, die sich verheirathet, nach Verlauf eines Monats wenigstens achtzig zu ihm gekommen und ihm gesagt: sie seien von der Ehe enttäuscht, sie bereuten, geheirathet zu haben. Das klingt sehr wahrscheinlich. Die voltairianisch gesinnte französische Bourgeoisie findet es mit ihrem Gewissen vereinbarlich, ihre Töchter in den Nonnenklöstern erziehen zu lassen, sie geht von der Ansicht aus, die unwissendere Frau sei leichter zu leiten als eine gebildete. Da müssen Konflikte und Enttäuschungen entstehen. Räth doch Laboulaye direkt, die Frauen in mässiger Unwissenheit zu erhalten, dem „notre empire est détruit, si l'homme est reconnu." (Unsere Herrschaft ist zerstört, wenn der Mann erkannt wird.)

geschlechtlichen Anforderungen bei einem Ehepaare Veranlassung zu tiefgehenden Differenzen, ohne dass die alsdann so wünschbare Trennung, wegen allerlei Rücksichtnahmen möglich wäre.

Wir sahen also bisher eine grosse Menge verschiedener Ursachen thätig, die das heutige Eheleben in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht werden lassen zu dem, was es sein soll: ein Bund zweier nur aus gegenseitiger Liebe und Achtung sich angehörender Menschen verschiedenen Geschlechts, die zusammen nach dem treffenden Ausspruche Kant's erst das ganze Menschenwesen bilden.

Es ist also immerhin eine Anweisung von zweifelhaftem Werth, wenn selbst Gelehrte die Emanzipationsbestrebungen der Frauen damit abgethan glauben, dass sie die Frau auf diese Häuslichkeit, diese Ehe, die, wie noch weiter gezeigt werden soll, durch unsere sozialen Zustände immer mehr zu einem Zerrbild wird, immer weniger ihrem wahren Zweck entspricht, verweisen.

Aber ein solcher Hinweis, der von der Mehrzahl der Männer stets gedankenlos applaudirt wird, klingt wie der bitterste Hohn, wenn diese Rathgeber und ihre Beifallklatscher selbst nichts thun, um jeder Frau einen Mann zu verschaffen. Auch Schopenhauer, der berühmte Philosoph, hat für die Frau und ihre Stellung kein Verständniss. Seine Ausdrucksweise ist zuweilen nicht blos unhöflich, sie wird mitunter ordinär. So sagt er: „Das Weib ist nicht zu grossen Arbeiten berufen. Sein Charakteristikon ist nicht das Thun, sondern das Leiden. Es bezahlt die Lebensschuld durch die Wehen der Geburt, Sorge für das Kind, Unterwürfigkeit unter den Mann. Die heftigsten Aeusserungen der Lebenskraft und Empfindung sind ihm versagt. Sein Leben soll stiller und unbedeutsamer sein als das des Mannes. Zur Pflegerin und Erzieherin der Kindheit ist das Weib berufen, weil es selbst kindisch, zeitlebens ein grosses Kind bleibt, eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann, welcher der eigentliche Mensch ist . . . Zur Häuslichkeit und zur Unterwürfigkeit sollen die Mädchen erzogen werden . . . Die Weiber sind die gründlichsten und unheilbarsten Philister."

Mir scheint, dass Schopenhauer in der Beurtheilung der Frau kein Philosoph, sondern selbst einer der gründlichsten Philister war. Diese Sorte Philosophie sucht man bei dem Philister, nicht bei einem Philosophen, der doch ein Weiser sein soll. Auch war Schopenhauer nie verheirathet, er hat also selbst für sein Theil nicht dazu beigetragen, dass eine Frau mehr die von ihm den Frauen zugeschriebene Lebensschuld erfüllte. Und hier kommen wir zu der andern Seite der Medaille, aber keineswegs der schöneren.

Viele Frauen heirathen nicht, weil sie nicht heirathen können, das weiss Jeder. Verbietet ihr ja schon die Sitte, die Wahl und das Angebot, sie muss sich freien d. h. wählen lassen, sie selbst darf nicht freien. Findet sich kein Freier, so tritt sie zu der grossen Armee jener Armen, die ihren Lebenszweck verfehlt, und Mangels eines sicheren materiellen Bodens auch der Noth und dem Elend und oft genug dem Spott Preis gegeben sind. Die Wenigsten wissen

woher dieses Missverhältniss der Geschlechter entsteht, kennen auch nicht seine wahre Grösse. Die Meisten sind rasch mit der Antwort zur Hand: es werden zu viel Mädchen geboren, und Manche schliessen daraus weiter, dass wenn der Lebenszweck der Frau nur die Ehe sei, die Polygamie (Vielweiberei) eingeführt werden müsse. Diejenigen, die behaupten, es würden mehr Mädchen als Knaben geboren, sind falsch unterrichtet. Und Diejenigen, die, weil sie die Unnatur der Ehelosigkeit zugeben müssen und eine so grosse Zahl unverheiratheter Frauen sehen, auf den Gedanken kommen, dass dann wohl oder übel nichts anderes übrig bleibe als die Polygamie einzuführen, übersehen die wahre Natur der Verhältnisse. Ganz abgesehen von unsern sittlichen Anschauungen, die sich nie mit der Polygamie befreunden werden, sie ist für die Frau unter allen Umständen eine Herabwürdigung — was allerdings Schopenhauer, bei seiner Geringschätzung und Verachtung der Frau nicht abhielt, rundweg zu erklären: „für das weibliche Geschlecht im Ganzen ist Polygamie eine Wohlthat." Die Polygamie scheitert an den von der Natur gezogenen Hindernissen.

Viele Männer heirathen nicht, weil sie glauben, eine Frau nicht entsprechend erhalten zu können. Die allermeisten Verheiratheten könnten aus dem gleichen Grunde keine zweite unterhalten. Die Wenigen aber, die es können, kommen nicht in Betracht, diese haben auch schon häufig zwei und mehr Frauen. Eine legitime und eine oder mehrere illegitime. Diese, durch ihren Reichthum Privilegirten, lassen sich weder durch Gesetze, noch durch moralische Anschauungen abhalten zu thun, was sie gelüstet. Selbst im Morgenlande, wo die Polygamie durch Sitte und Gesetz seit Jahrtausenden anerkannt ist, haben die wenigsten Männer mehr als eine Frau. Man spricht so oft von dem entsittlichenden Einfluss des türkischen Haremslebens und der daraus folgenden Degeneration der Race. Mit Recht. Aber man vergisst, dass dieses Haremsleben nur einem winzigen Bruchtheil der männlichen Bevölkerung, und zwar ausschliesslich der herrschenden Klasse möglich ist, während die Masse des Volks in derselben Einehe lebt, wie der Europäer. In der Stadt Algier gab es Ende der sechziger Jahre von 18,282 Ehen nicht weniger als 17,319 mit nur einer Frau, 888 mit zwei Frauen und nur 75 mit mehr als zwei Frauen. Man darf annehmen, Konstantinopel, die Hauptstadt des türkischen Reichs, ergibt kein wesentlich anderes Resultat. Unter der türkischen Landbevölkerung stellt sich das Verhältniss zu Gunsten der Einehe noch auffälliger. In der Türkei kommen, ebenso gut wie bei uns, die materiellen Verhältnisse in Betracht, welche die meisten Männer zur Beschränkung auf eine Frau zwingen. Lägen diese aber auch für alle Männer gleich günstig, so wäre die Polygamie doch nicht durchführbar, weil es alsdann in der Bevölkerung an Frauen fehlte. Die unter normalen Verhältnissen fast gleiche Kopfzahl der beiden Geschlechter weist überall auf die Einehe hin. Das soll näher bewiesen werden.

Die nachfolgenden Zahlen und die daran zu knüpfenden näheren

Erläuterungen werden zeigen, dass im Grunde genommen kein sehr merkbarer Unterschied in der Kopfzahl der Geschlechter besteht, am allerwenigsten zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts. Es hatten nach der Gesammtzahl, wie nach Geschlechtern geordnet, Bevölkerung:

		insgesammt	männlich	weiblich	mehr männlich	mehr weiblich
1875	Deutsches Reich . .	42,752,554	21,005,461	21,747,093	—	741,632
1872	Frankreich	36,102,021	17,982,511	18,120,410	—	137,899
1871	Italien	26,801,154	13 472,262	13,328,892	143,370	—
1869	Oestreich u. Ungarn	35,904,435	17,737,175	18,167,270	—	430,095
1871	Grossbritannien mit Irland	31,845,379	15,584,132	16,261,247	—	677,115
1870	Vereinigte Staaten .	38,558,371	19,493,565	19,064,806	428,759	—
1870	Schweiz	2,670,345	1,305,670	1,364.675	—	59,005
1869	Niederlande	3,309,125	1,629,035	1,680.093	—	51,058
1866	Belgien	4,827,833	2,419,639	2,408,194	11,445	—
1860	Spanien	15,673,481	7,765,508	7,907,973	—	142,465
1864	Portugal	4,188,410	2,005,540	2,182,870	—	197,330
	Schweden und Norwegen	5,850,513	2,880,339	2,980,164	—	99,825
		248,484,524	123,270,837	125,213,087	583,574	2,536,424

Es ergiebt sich also auf die hier aufgeführten Staaten mit einer Gesammtbevölkerung von 248,484,524 Köpfen zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts ein Mehr von rund 2,000,000 Köpfen, so dass auf je 100 Männer 101,22 Frauen kommen. Man sieht, diese Differenz ist sehr gering, aber sie ändert sich weit mehr zu Gunsten des weiblichen Geschlechts, wenn berücksichtigt wird, dass unter den aufgeführten Zahlen die meisten Staaten nicht ihre seemännische Bevölkerung, soweit sie ausser Landes sich befand, aufgeführt haben. Sie ist nur bei Italien und England eingerechnet, fällt aber auch für alle andern Staaten bedeutend ins Gewicht, z. B. für die Vereinigten Staaten und Deutschland. Es sind ferner unter diesen Zahlen nicht aufgeführt die Truppen verschiedener Staaten in deren Kolonien. Die fehlende seemännische Bevölkerung und diese Truppen zusammen ergeben wohl einige hunderttausend Köpfe. Es ist ferner sehr wichtig, zu beachten, dass an der europäischen Auswanderung nach allen Erdtheilen die männliche Bevölkerung sich stärker betheiligt als die weibliche, was uns die Vereinigten Staaten mit ihrem Männerüberschuss sehr deutlich zeigen.

Einige andere Zahlen mögen das weiter beweisen. 1878 war in der Kolonie Viktoria bei einer Bevölkerung von 863,370 das männliche Geschlecht um 100,000 Köpfe stärker vertreten als das weibliche, also ein Missverhältniss von über 20% zu Ungunsten der Männer. Die Bevölkerung von Queensland betrug Ende 1877 203,084 Einwohner. Davon waren männlichen Geschlechts 126,900, weiblichen Geschlechts 76,100, also abermals ein starkes Missverhältniss

zu Ungunsten der Männer. Die Kolonie Neuseeland besass mit Ausschluss der Eingebornen und der 4300 Chinesen: 414,171 Einwohner, und zwar männliche 230,898, weibliche nur 183,373. In Peru kommen auf 100 Männer nur 98 Frauen. Die Bevölkerung Indiens ergiebt über 6 Millionen Männer mehr als Frauen. Kurz, diese Zahlen beweisen, dass wenn die Bevölkerung der Erde nach Geschlechtern genau zusammengestellt würde, höchst wahrscheinlich die Zahl der Männer jene der Frauen überwöge, nicht umgekehrt. Und nun kommen noch eine Anzahl von Umständen in Betracht, die unter günstigeren Bedingungen die Zahl der Männer leicht wesentlich über die der Frauen erhöhte, wie wir weiter unten sehen werden.

Interessant ist in der angeführten Tabelle das Zahlenverhältniss in den einzelnen Staaten. Es ergiebt sich überall in den Ländern ein starkes Missverhältniss der Geschlechter, die Kriege hatten und an starker Auswanderung leiden, und zwar übt namentlich die letztere den stärksten Einfluss aus. Die germanischen Staaten, Deutschland, die Schweiz, Oestreich, England weisen die grössten Differenzen auf. Die Staaten mit gemischter oder romanischer Bevölkerung, wie Belgien und Italien, haben sogar Ueberschuss an männlicher Bevölkerung. Für Frankreich, dessen Auswanderung ebenfalls gleich Null ist, ist das Verhältniss erst in Folge des Krieges von 1870 und 1871 ungünstiger geworden. 1866 hatte Frankreich nur 26,000 weibliche Einwohner mehr als männliche, aber 1872 betrug der Ueberschuss 137,899. Der grössere Ueberschuss an Frauen in Spanien und Portugal erklärt sich aus den grossen Kolonien beider Länder, nach denen die männliche Bevölkerung auswandert, wozu für Spanien noch die häufigen inneren Unruhen und misslichen Zustände kommen.

Dagegen zeigen die Vereinigten Staaten ein ganz anderes Bild. In Folge der starken, zum überwiegendsten Theil aus Männern bestehenden, Einwanderung ist dort eine Differenz zu Gunsten der Frauen vorhanden, die einen wesentlichen Theil des Männerausfalls in Europa deckt. Wären die Zahlen der europäischen Bevölkerung aus Kapland, Australien, Süd-Amerika und all den andern europäischen Ansiedelungen in den verschiedenen Erdtheilen bekannt, würde sich wahrscheinlich sogar ein Ueberschuss an Männern europäischer Abstammung ergeben, und wenn wirklich jeder Mann heirathete, keine Frau unverheirathet bleiben können. Es könnte also möglicherweise die Frage entstehen, ob nicht Vielmännerei nothwendig wäre, wenn alle Männer eine Frau haben wollten, statt die Frage nach Einführung der Vielweiberei.

Auch die Geburtsstatistik stimmt mit dieser Auffassung überein. Es ist festgestellt, dass in allen Ländern, wo Zählungen der Geburten nach Geschlechtern vorgenommen wurden, auf je 100 Mädchen 105 bis 107 Knaben kommen. Dagegen ist ebenfalls festgestellt, dass, namentlich im ersten Lebensjahr, durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen sterben, auch treffen auf 100 todtgeborene Mädchen bis 138 todtgeborene Knaben.

Die Veröffentlichungen über das Verhältniss der Geschlechter der

Neugeborenen im Jahre 1877 in Paris sind für die vorliegende Frage von Interesse. Darnach wurden 27,720 Kinder männlichen und 27,138 weiblichen Geschlechts geboren, dagegen betrug die Zahl der Todesfälle ohne Rücksicht auf das Alter 24,508 bei dem männlichen und 22,835 bei dem weiblichen Geschlecht. Der Ueberschuss der Geburten bei dem männlichen Geschlecht betrug demnach 528, der Ueberschuss der Gestorbenen 1788. Ein auffallender Unterschied bestand auch zwischen den an Schwindsucht Gestorbenen beider Geschlechter. Es starben nämlich an dieser Krankheit in Paris 4768 männliche und 3815 weibliche Individuen. Die Ursache für diese auffallend verstärkte Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht — die in den Städten mehr hervortritt als auf dem Lande — ist wesentlich zu suchen in der leichtfertigeren und gesundheitsschädlicheren Lebensweise. So sterben, nach Quetelet, im Alter von 18—21 Jahren mehr Männer als Frauen im Alter von 18—25 Jahren. Eine zweite Ursache ist, dass die Beschäftigungsweise der Männer (Fabriken, Schifffahrt, Verkehrswesen) lebensgefährlicher ist, als die der Frauen.

Die Ursache der grösseren Zahl der todtgeborenen Knaben wird darin gesucht, dass sie wegen ihrer durchschnittlich dickeren Köpfe schwieriger geboren werden und überhaupt schwerer aufzuziehen seien, also mehr als die Mädchen unter der schwächlichen Konstitution ihrer Mütter leiden*).

Die auffällige Thatsache, dass überall mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wird damit zu erklären versucht, dass die grössere Wahrscheinlichkeit der Geburt eines Knaben davon abhänge, dass der Mann durchschnittlich an Zahl der Lebensjahre, Kraft und Energie der Frau überlegen sei. Die Geburt von Knaben in einer Ehe, wird behauptet, sei um so häufiger, je grösser die Differenz in den Jahren zwischen Mann und Frau sei, doch seien alte Männer gegen junge Frauen im Nachtheil. Hiernach wäre als Gesetz anzusehen: dass die stärkere Natur wesentlich auf das Geschlecht des Kindes einwirkt.

Aus alledem geht so viel mit Sicherheit hervor; dass, wenn die Frau in Folge naturgemässer Erziehung und Lebensweise physisch und geistig sich entwickelt, die Zahl der Todtgeborenen und die Sterblichkeit der Knaben abnimmt. Dass ferner andrerseits durch Zunahme ihrer geistigen und physischen Kräfte und entsprechende Auswahl in Bezug auf das Lebensalter des Mannes die Regulirung in der Geburtenzahl der beiden Geschlechter sehr wohl möglich und unter gesunden sozialen Verhältnissen wahrscheinlich ist.

In Preussen gab es 1864: 3,722,776 Knaben unter 14 Jahren, aber bis zu demselben Alter nur 3,688,985 Mädchen. Es gab also

*) Bemerkenswerth ist, dass die Frauen wilder oder halbwilder Völker ungemein leicht gebären und meist kurz nach dem Geburtsakt wieder ihrer gewohnten Thätigkeit nachgehen. Ebenso gebären die hart arbeitenden Frauen unserer niederen Stände, insbesondere die Frauen auf dem Lande, weit leichter als die Frauen der höheren Stände.

33,791 Knaben mehr. Dennoch stellte sich bei Zählung der Gesammtbevölkerung heraus, dass 313,383 Frauen mehr vorhanden waren als Männer. Das Missverhältniss war also erst in den reiferen Jahren entstanden und zwar, wie schon bemerkt, hauptsächlich durch Krieg und Auswanderung. Unmittelbar nach den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 nahm die Auswanderung aus Deutschland ganz bedeutende Dimensionen an und zwar sowohl unter den jungen Männern, die ihrer Soldatenpflicht erst genügen sollten, wie unter jenen, die, als Reservisten und Landwehrmänner aus dem Felde zurückgekehrt, sich nicht ein zweites Mal der Gefahr und den Opfern einer Einziehung aussetzen wollten. Es ist also der gesundeste und kräftigste Theil der Nation, der vorzugsweise auswandert und hunderttausende deutscher Frauen verhindert, ihren Lebenszweck in der Ehe zu erfüllen.

Nach den offiziellen Ausweisen über die Rekrutenaushebung im Jahre 1876 waren von 1,149,042 gestellungspflichtigen Männern im deutschen Reich 35,265 unermittelt geblieben, 109,956 ohne Entschuldigung ausgeblieben, 15,293 wegen unerlaubter Auswanderung verurtheilt und 14,934 wegen unerlaubter Auswanderung noch in Untersuchung. Diese Zahlen bedürfen keines Kommentars. Aber die Frauen, welche diese Ausführungen lesen, werden begreifen, in wie hohem Grade sie bei der Gestaltung unserer militärischen und politischen Verhältnisse interessirt sind.

Ob die militärische Dienstzeit verlängert oder verkürzt, die Armee vergrössert oder vermindert wird; ob wir eine friedliche oder kriegerische Politik verfolgen, die Behandlung der Soldaten eine menschenwürdige oder nichtmenschenwürdige ist, und in Folge dessen die Zahl der Desertionen und der Selbstmorde in der Armee steigt oder fällt, das sind alles Fragen, welche die Frau so viel interessiren als den Mann. Der Mann kann sich diesen Zuständen weit leichter entziehen als die Frau. Die Männer trösten sich auch noch in anderer Richtung. Sie glauben, wenn in Folge der bezeichneten Uebelstände ihre Zahl im Lande abnähme, steige der Lohn der übrigen*). Für die Frau steigt aber dadurch noch mehr die Gefahr, dass sie ihren Naturzweck nicht erreichen kann, und an allen übrigen Uebelständen,

*) Das Absurde dieser Ansicht lässt sich am schlagendsten dadurch darthun, dass man die Konsequenzen einer solchen Auffassung zieht. Es würden sich also die Löhne umsobesser gestalten, je zahlreicher die stehenden Armeen und je häufiger die Kriege sind. Die ungeheuren Opfer, die alljährlich aufgebracht werden müssen, um hunderttausende volkswirthschaftlich müssiger Männer zu erhalten, die Störungen durch Kriege und Kriegsgefahr und die daraus folgenden wirthschaftlichen Verluste, werden auch in der Regel von den Vertheidigern dieser absurden Ansicht nicht erwogen. Nach ihrer Lehre müssten in Ländern, wo es keine stehende Armee giebt, oder nur eine geringe, in der Schweiz, England, den Vereinigten Staaten, die Löhne am niedrigsten sein; bekanntlich ist das Gegentheil der Fall. Sollen grosse stehende Armeen günstig für die Arbeitslöhne sein, weil sie angeblich die Konkurrenz vermindern, so müsste es auch nützlich sein, wenn der Staat das Beamtenheer enorm vergrösserte. Was aber Soldaten- und Beamtenheere kosten und verzehren, müssen die Arbeitenden aufbringen, das ist wohl klar.

die aus massenhaften grossen Heeren, Kriegen und Kriegsgefahren erwachsen, ist sie erst recht mitbetheiligt.

Im Ganzen hat die Männerwelt bisher, so weit sie die Staatsgesetze machte, keinen besonderen Beweis von Weisheit und Einsicht geliefert, sonst könnten die Zustände nicht so erbärmlich sein. Die Mehrzahl der Männer hat sich bis jetzt von einer kleinen Minorität missbrauchen, als blosses Stimmvieh benutzen lassen. Dies vorläufig gegen den Einwand, die Frau gehe die Politik nichts an.

Unter die Ursachen, welche die Differenz in der Zahl der Geschlechter zu Ungunsten der Frau verschulden, gehört nicht zuletzt die Zahl der Verunglückungen in der Industrie, die in dem Maasse steigen, wie das Maschinenwesen immer mehr zunimmt, ohne dass genügende Schutzvorrichtungen bestehen. Allerdings liefert zu diesen Verunglückungen auch bereits das weibliche Geschlecht sein Kontingent, weil es immer mehr Verwendung in allen Zweigen der Industrie findet.

Nach der offiziellen Zusammenstellung der Unglücksfälle in Industrie und Landwirthschaft in Preussen gab es im Jahre 1869 unter 4769 getödteten Personen 4245 männliche und 524 weibliche; die weiblichen Getödteten bildeten knapp 12½ pCt. der männlichen. Im Jahre 1876 war die Gesammtzahl der Getödteten auf 6141 und der nicht getödteten Verunglückten auf 7059 gestiegen. Von den Getödteten gehörten 5748 dem männlichen, 663 dem weiblichen Geschlecht an, und bildeten letztere etwas über 12 pCt. der Gesammtzahl der Getödteten. Bei 6693 männlichen und 366 weiblichen Verwundeten bildeten letztere knapp 5½ pCt. Es ist ferner statistisch festgestellt, dass im Alter von 24—36 Jahren erheblich mehr Frauen als Männer sterben, woran das Wochenbettfieber, Schwergeburten und mit dem Geschlechtsleben der Frau zusammenhängende Krankheiten die Ursache sind; hingegen sterben im Alter von über 40 Jahren mehr die Männer.

Noch ungünstiger als der Ausfall an Männerleben in der Industrie gestaltet sich der Ausfall an denselben bei der seeländischen Bevölkerung. Zahlen liegen mir nicht vor, aber die grosse Gefahr des Berufs begründet die allseitig konstatirte grosse Zahl der Wittwen unter der vom Seeerwerb lebenden Bevölkerung. Doch alle diese ungünstigen Umstände zusammen würden nicht vermögen, wenn wir von der Auswanderung zunächst absehen, die Zahl der Geschlechter wesentlich zu Ungunsten des weiblichen zu verschieben, und alle diese ungünstigen Umstände sind ohne Ausnahme günstiger zu gestalten.

Sobald die sozialen Verhältnisse der Menschen sich wesentlich verbessern, ihre Einsicht wächst, die Achtung des Menschenlebens steigt, wird die grosse Sterblichkeit der Kinder sich vermindern, die Gefahr der Maschinen, der Bergwerke etc. wird durch umfassende Schutzmassregeln sich fast ganz beseitigen lassen, und dasselbe wird für die Thätigkeit auf der See der Fall sein. Auf diesem letzteren Gebiete wird gegenwärtig unverantwortlich gewirthschaftet. Es ist eine durch Herrn Plimsoll in England allgemein bekannt gewordene Thatsache, dass zahlreiche Schiffseigenthümer in verbrecherischer Ge-

winnsucht hoch versicherte, seeuntüchtige Schiffe mitsammt ihrer Bemannung, dem geringsten Seeunfall gewissenlos opfern, um die hohen Versicherungsprämien zu erhalten, und gewisse deutsche Schiffseigenthümer sollen auch keine Muster von Gewissenhaftigkeit sein. Ferner sind die Schutzmassregeln zur Rettung Schiffbrüchiger an den Küsten noch sehr mangelhaft und unzulänglich, weil ihre Einrichtung ziemlich ausschliesslich auf die Privatwohlthätigkeit angewiesen ist. Der Staat geht fast gleichgültig an der Frage der Rettung des Lebens von jährlich hunderten und tausenden seiner Angehörigen vorüber. Ganz trostlos sieht es mit der Rettung Schiffbrüchiger an den fremden Küsten aus. Ein Gemeinwesen, das die gleiche Förderung des Wohles Aller zu seiner höchsten und einzigen Aufgabe machte, würde auch das gesammte Schiffswesen und den Seeverkehr in einer Weise verbessern und mit Schutzmassregeln versehen können, dass diese Unglücksfälle zu den grössten Seltenheiten gehörten. Aber das gegenwärtige wirthschaftliche Raubsystem, das mit Menschen wie mit Zahlen nur rechnet, um möglichst grossen Gewinn herauszuschlagen, vernichtet ein Menschenleben, wenn ein Thaler Profit dabei herausspringt.

Verbesserte soziale Verhältnisse von Grund aus würden auch das stehende Heerwesen aufheben, die Erwerbsstörungen beseitigen und der Auswanderung, soweit sie diesen Ursachen entspringt, ein Ende machen.

Andere Momente, welche die Eheschliessungen verhindern, sind folgende. Eine erhebliche Zahl von Männern wird durch den Staat an der freien Eheschliessung gehindert. Da klagt man und verdreht die Augen über die Unsittlichkeit des Cölibats der katholischen Geistlichen, aber man hat kein Wort des Tadels über die weit grössere Zahl der Soldaten, die dazu verurtheilt werden. Die Offiziere bedürfen nicht allein des Konsenses ihrer Vorgesetzten, sie werden auch in der freien Wahl der Frau bedeutend eingeschränkt, indem ihnen vorgeschrieben ist, dass dieselbe ein gewisses nicht unbedeutendes Vermögen besitzen muss. Da haben wir einen recht drastischen Beweis, wie der Staat die Ehe auffasst. Der Unteroffiziersstand ist ähnlichen hemmenden Bedingungen unterworfen; er bedarf des Konsenses, und dieser wird höchst ungern und nur in beschränktem Maasse gewährt. Für die grosse Zahl der sogenannten Gemeinen bleibt die Heirath ausser Frage, sie wird einfach nicht gestattet.

Im Allgemeinen stimmt darin die öffentliche Meinung überein, dass für junge Männer, unter 24 oder 25 Jahren — 25 Jahre ist auch das Alter, welches das Reichs-Zivilehegesetz als Ehemündigkeitsalter für den Mann ansieht — die Heirath nicht empfehlenswerth sei, und zwar in Rücksicht auf die in der Regel erst in diesem Alter zu erwerbende bürgerliche Selbstständigkeit. Nur bei Personen, die in der angenehmen Lage sind, sich eine unabhängige Stellung nicht erst erobern zu brauchen, wie bei Personen fürstlichen Standes, findet die „öffentliche Meinung" es in der Ordnung, wenn der Mann schon mit dem 18. oder 19., die Jungfrau mit dem 15. oder 16. Lebensjahre heirathet. Der Fürst wird auch mit dem 18. Lebensjahre für mündig

erklärt und für fähig gehalten, das umfänglichste Reich und das zahlreichste Volk zu regieren. Gewöhnliche Sterbliche erlangen die Fähigkeit, ihr etwaiges Besitzthum selbstständig zu verwalten, mit dem 21. Lebensjahre.

Diese Verschiedenheit in der Ansicht über das Alter, in dem die Eheschliessung wünschbar sei, bestätigt, dass die öffentliche Meinung nur nach dem jeweiligen Sozialzustand das Recht der Eheschliessung beurtheilt, dass ihre Gründe mit dem Menschen als Naturwesen, mit seinen Naturtrieben nichts zu thun haben. Der Naturtrieb bindet sich nicht an bestimmte soziale Zustände und die daraus hervorgegangenen Ansichten und Vorurtheile. Sobald der Mensch seine Reife erlangt hat, macht er sich mit der ganzen Heftigkeit geltend, die ihn als den stärksten und gewaltigsten Trieb kennzeichnet. Er ist die Inkarnation des menschlichen Wesens und verlangt gebieterisch seine Befriedigung, bei Strafe schwerer körperlicher und geistiger Leiden.

Der Eintritt der Geschlechtsreife ist je nach dem Individuum, dem Klima und der Lebensweise verschieden. Im heissen Klima tritt sie bei dem weiblichen Individuum in der Regel schon im Alter von zehn bis elf Jahren ein und man trifft dort Frauen, die in diesem Alter bereits den ersten Sprössling auf den Armen tragen, aber auch mit dem 25. bis 30. Lebensjahre verblüht sind. Im nordischen Klima ist die Regel bei dem weiblichen Geschlecht das 14. bis 16. Lebensjahr, in manchen Fällen noch später; auch ist die Zeit des Eintritts der Geschlechtsreife bei Frauen auf dem Lande und solchen in den Städten verschieden. Bei gesunden, robusten Landmädchen, die viel in frisher Luft verkehren und kräftig arbeiten, tritt die Menstruation durchschnittlich ein Jahr später ein, als bei unsern verweichlichten, nervenüberreizten, ätherischen Stadtfräulein. Dort entwickelt sich die Geschlechtsreife in der Regel normal, mit seltenen Störungen, hier ist die normale Entwickelung mehr Ausnahme, es treten allerlei Erkrankungserscheinungen auf, die den Arzt zur Verzweiflung bringen, weil Vorurtheile und Sitte ihn hindern, Heilmittel vorzuschlagen und durchzuführen, die einzig und allein retten könnten. Wie oft sind die Aerzte genöthigt, bei unsern vielfach bleichsüchtigen, engbrüstigen, nervösen Stadtdamen zu erklären, das gründlichste Mittel, neben veränderter Lebensweise, sei die Heirath. Aber wie dieses Mittel ausführen? Unüberwindliche Hindernisse stellen sich diesem Vorschlag entgegen, und sicher kann man es auch keinem Manne verdenken, wenn er sich besinnt, ein Wesen zu heirathen, das in der Ehe eine Art wandelnder Leiche ist, das Gefahr läuft, dem ersten Wochenbette oder daraus sich entwickelnden Krankheiten zu erliegen.

Alles das zeigt wieder, wo die Aenderung gesucht werden muss: allein in einer total veränderten Erziehung, die sowohl den physischen als den geistigen Menschen berücksichtigt, in gänzlich veränderter Lebens- und Arbeitsweise, was allerdings alles nur möglich ist in gänzlich veränderten sozialen Zuständen.

Dieser Widerspruch zwischen dem Menschen als Natur- und Geschlechtswesen und dem Menschen als Gesellschaftswesen, ein Wider-

spruch, der sich in keinem Zeitalter in so fühlbarer Weise bemerkbar macht, als in dem gegenwärtigen, schafft alle diese zahllosen und gefährlichen Uebelstände. Dieser Widerspruch erzeugt allein eine Menge Krankheiten, in deren Wesen ich hier nicht näher eingehen will, die aber hauptsächlich das weibliche Geschlecht treffen. Einmal, weil sein Organismus in weit höherem Grade als der des Mannes mit seiner geschlechtlichen Bestimmung zusammenhängt, davon beeinflusst wird — regelmässige Wiederkehr der Perioden — dann, weil besonders für das Weib sich die meisten Hemmungen ergeben, seine heftigsten Naturtriebe in natürlicher Weise zu befriedigen. Dieser Widerspruch zwischen Naturbedürfniss und Gesellschaftszwang führt zur Unnatur, zu geheimen Lastern und Ausschweifungen, mit einem Wort zu unnatürlicher Befriedigung, die jeden nicht starken Organismus vollständig untergraben.

Dieser Befriedigung der Unnatur, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, wird seit einer Reihe von Jahren unter den Augen der Behörden in der schamlosesten Weise Vorschub geleistet. Die versteckte Anpreisung gewisser Fabrikate, deren Empfehlung man in den grössten Zeitungen, besonders in den Annoncentheilen der in das Innere der Familie dringenden Unterhaltungsblätter begegnet, ist hiermit zunächst gemeint. Diese Anpreisungen sind vorzugsweise auf den besser situirten Theil der Gesellschaft berechnet, da die Preise der Fabrikate so hoch sind, dass ein gering Bemittelter sie nicht erschwingen kann. Hand in Hand mit diesen schamlosen Ankündigungen geht die noch offener betriebene, auf beide Geschlechter berechnete Anpreisung obszöner Bilder (namentlich ganzer Serien Photographien), ähnlicher Poesien und prosaischer Werke, deren Titel schon auf die geschlechtliche Erregung berechnet sind und die Verfolgungen der Polizei und Staatsanwälte herausfordern. Aber diese haben meist mit der „Kultur, Sitte, Ehe und Familie" zerstörenden Sozialdemokratie zu viel zu thun. Ein bedeutender Theil unserer Romanliteratur arbeitet in derselben Richtung. Da müsste es wahrhaft Wunder nehmen, wenn bei solchen Zuständen geschlechtliche Erregungen und Ausschweifungen sich nicht in der ungesundesten und schädlichsten Weise fühlbar machten, sich zu einer sozialen Krankheit steigerten. Das träge, üppige Leben so vieler Frauen in den bemittelten Klassen, die Nervenstimulanz durch die raffinirtesten Parfüms; die Ueberfütterung mit Poesie, Musik, Theater, also was hauptsächlich Kunstgenuss heisst und in gewissen Genre's treibhausartig gepflegt, bei dem so sehr an Gemüths- und Nervenhypertrophie leidenden weiblichen Geschlecht als vornehmstes Unterhaltungs- und Bildungsmittel betrachtet wird, das steigert die geschlechtlichen Erregungen ins maasslose, führt nothwendig zu Exzessen.

Bei den Armen sind es gewisse anstrengende Beschäftigungsweisen, namentlich sitzender Natur, welche Blutansammlungen in den Unterleibsorganen begünstigen und durch den Druck der Gesässorgane geschlechtliche Erregungen befördern. Eine der allergefährlichsten Beschäftigungen nach dieser Richtung ist die gegenwärtig sehr weit

verbreitete an der Nähmaschine. Diese wirkt so nerven-, geschlechtsaufregend und zerstörend, dass bei 10—12stündiger täglicher Arbeit der beste Organismus binnen wenig Jahren vollkommen zerrüttet ist. Uebermässige geschlechtliche Erregungen fördert auch das lange Arbeiten in Arbeitsräumen von dauernd hoher Temperatur, z. B. in Zuckersiedereien, Bleichereien, Zeugdruckereien, die Nachtarbeit bei Gaslicht in überfüllten Arbeitsräumen, womöglich noch in Untermischung beider Geschlechter.

So haben wir abermals eine Reihe von Erscheinungen festgestellt, welche die Unvernunft und Ungesundheit unserer heutigen Zustände scharf beleuchten. Aber solche, tief in unsern sozialen Zuständen wurzelnde Uebel lassen sich weder durch Moralpredigten noch durch Palliativmittel, mit denen soziale und religiöse Quacksalber und Quacksalberinnen so eilig bei der Hand sind, bessern.

Die Axt muss an die Wurzel des Uebels gelegt werden. Gesunde Lebens-, Beschäftigungsweise und Erziehung im umfassendsten Maassstabe, und natürliche Befriedigung natürlicher und gesunder Triebe muss zu schaffen gesucht werden, sonst giebt es keine Lösung.

Für den Mann bestehen eine Menge von Rücksichten nicht, die für die Frau bestehen. Kraft seiner Herrschaftsstellung liegt auf seiner Seite, soweit nicht soziale Schranken ihn hindern, allein die freie Liebeswahl. Der Charakter der Ehe als Versorgungsanstalt, die weibliche Ueberzahl, die Sitte hindern die Frau, ihren Willen kund zu thun, sie hat abzuwarten, ob sie gesucht wird und sich zu fügen. In der Regel greift sie willig zu, wo sich die Gelegenheit bietet, einen Unterhalter zu finden, der sie vor der gesellschaftlichen Aechtung und Vernachlässigung rettet, die dem armen Wesen „alte Jungfer" zu Theil wird. Oft sieht sie mit Achselzucken auf diejenigen ihrer Mitschwestern herab, die sich Gefühl für ihre Menschenwürde genug bewahrt haben, um sich nicht an den ersten Besten zur ehelichen Prostitution zu verkaufen, es lieber vorziehen, allein den dornenreichen Weg durchs Leben zu wandern.

Aber der Mann ist, wenn er die Befriedigung seines Liebesbedürfnisses in der Ehe erreichen will, an die sozialen Schranken gebunden. Er hat sich in erster Linie die Frage zu stellen: kannst du eine Frau und etwa folgende Kinder ernähren, so ernähren, dass drückende Sorgen, die Zerstörer deines Glücks, dir fern bleiben? Je edler seine Absichten für die Ehe sind, je idealer er sie auffasst, je mehr er entschlossen ist, einzig und allein aus Liebe eine gleichgestimmte Frau zu heirathen, um so ernster muss er sich die erwähnten Fragen stellen. Für viele ist ihre Bejahung unter den heutigen Erwerbs- und Eigenthumsverhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit, sie ziehen vor, unverheirathet zu bleiben. Anderen, weniger gewissenhaften, drängen sich aber andere Bedenken auf. Tausende junger Männer in den mittleren Schichten kommen erst verhältnissmässig spät zu einer selbstständigen, ihren Ansprüchen angemessenen Stellung, aber eine Frau „standesgemäss" zu ernähren sind sie nur im Stande, wenn diese grösseres Vermögen besitzt. Einmal haben viele dieser jungen Männer

von einem sogenannten standesgemässen Leben in der Ehe einen Begriff, der sich mit ihren Einkünften nicht verträgt, dann müssen sie in Folge der schon geschilderten grundfalschen Erziehung der grossen Mehrzahl der Frauen, sich auch von jener Seite auf Ansprüche gefasst machen, die weit über ihre Kräfte gehen. Die gut erzogenen, anspruchsmässigen Frauen treten häufig ihnen nicht entgegen, diese halten sich zurück, sind dort nicht zu finden, wo man allmählig sich gewöhnt hat die Frau zu suchen. Die ihnen entgegentreten, sind oft solche, die durch äusserlich glänzende Erscheinung den Mann zu fangen suchen, durch künstlichen Glanz sowohl persönliche Mängel als namentlich ihre materielle Lage verstecken, darüber täuschen wollen. Lockmittel aller Art werden aber um so eifriger angewandt, je mehr diese Damen in das Alter kommen, wo, um zu heirathen, Eile noth thut. Gelingt es einer solchen, einen Mann zu erobern, dann ist sie so an Repräsentation, Tand, Flitter und kostspielige Vergnügungen gewöhnt, dass sie das alles auch in der Ehe nicht vermissen will. Da öffnet sich für die Männer ein Abgrund, dass viele vorziehen, die Blume, die am Rande blüht und nur mit Gefahr des Halsbruchs gepflückt werden kann, ruhig stehen zu lassen. Sie gehen ihren Weg allein und suchen sich Unterhaltung und Genuss, unter Wahrung ihrer Freiheit.

In den niederen, weniger bemittelteren Kreisen liegen viele Hemmnisse und Hindernisse für die Ehe darin, dass die Mädchen irgend eine Thätigkeit, als Arbeiterin, Verkäuferin etc. ergreifen müssen, um sich, oft auch die Familie, zu erhalten, wo dann keine Zeit und Gelegenheit für häusliche Ausbildung bleibt. Oft aber ist auch die Mutter nicht einmal im Stande, der Tochter hierin die nöthige Belehrung zu geben, weil sie selbst mit Arbeiten gewerblicher Art überbürdet, nicht selten ausserhalb des Hauses in Anspruch genommen wird.

Die Zahl der Männer, die aus allen diesen Ursachen von der Ehe fern gehalten werden, nimmt in erschreckendem Maasse zu. Da nach der Volkszählung vom Jahre 1875 auf 1000 Männer zwischen 20 und 80 Jahren 1054 Frauen kommen und man rechnen darf, dass wenigstens 10 pCt. der Männer unverheirathet bleiben, so haben von 100 Frauen nur 84 Aussicht auf Verehelichung. Dieses Verhältniss stellt sich aber für gewisse Stände und Orte noch weit ungünstiger. Es sind gerade die höheren Stände, wo die Männer häufiger nicht heirathen, erstens weil die Ansprüche der Ehe zu grosse sind, zweitens weil die Männer dieser Kreise anderwärts Genuss und Unterhaltung finden. Dann sind für die Frauen solcher Orte die Verhältnisse besonders ungünstig, wo viele Pensionäre mit ihren Familien sich aufhalten, aber wenig junge Männer. Dort steigt die Zahl der Frauen, die keinen Mann bekommen leicht auf 30—40 von 100. Der Ausfall an Ehestandskandidaten trifft also jene weiblichen Schichten am meisten, die durch Erziehung, soziale Stellung des Vaters, an höhere Ansprüche gewöhnt sind, aber ausser ihrer Person dem auf Vermögen sehenden Manne nichts bieten können, für einen Mann geringerer Stellung sich nicht eignen, einen solchen auch verschmähen. Dies trifft vorzugs-

weise die grosse Zahl weiblicher Glieder jener Familien, die von festem Gehalt existiren, sozial respektabel, aber ökonomisch unbemittelt sind. Das Leben der weiblichen Wesen dieser Schicht ist verhältnissmässig das traurigste aller ihrer Leidensgenossinnen. Die gesellschaftlichen Vorurtheile zwingen sie, einer Menge von Beschäftigungen fern zu bleiben, in denen sie vielleicht ein leidlicheres Loos sich verschaffen könnten. Zu Gunsten dieser Schicht weiblicher Wesen sind auch meist jene Anstrengungen berechnet, die gegenwärtig von den sogenannten Frauenvereinen zur Hebung der weiblichen Arbeit, unter Protektorat hoher und höchster Damen, gemacht werden. Es ist eine Sisyphus-Arbeit, wie jene der Schulze'schen Genossenschaften, welche die Lage der Arbeiter verbessern sollen. Erfolge im Kleinen kommen vor, Erfolge im Grossen sind ein Ding der Unmöglichkeit. Das vornehme Protektorat hat dabei den Nachtheil, dass es einen geistigen Druck ausübt, der jedes Streben nach gründlicher Aenderung, jeden Zweifel an der Ordnungsmässigkeit der Grundlagen unserer Staats- oder Gesellschaftorganisation sofort erdrückt, als Hochverrath ächtet. Die Arbeiter hatten Mühe, sich der Vormundschaft vornehmer Freunde zu entziehen, den Frauen fällt es noch weit schwerer. Bis jetzt sind denn auch diese Vereine von sogenannten destruktiven Tendenzen verschont geblieben, dafür haben sie für die wahre Befreiung der Frau keine Bedeutung.

Wie gross die Zahl der Frauen ist, die durch die angeführten Umstände auf eheliches Leben verzichten müssen, lässt sich schwer feststellen. Einige Anhalte giebt es. In Schottland betrug gegen Ende der sechziger Jahre die Zahl der über 20 Jahre alten unverheiratheten Frauen 43 pCt. der in gleichem Alter stehenden Frauen überhaupt und kamen 110 Frauen auf 100 Männer. In England, worunter hier nur das eigentliche England, ausser Wales, zu verstehen ist, lebten 1,407,228 mehr Frauen als Männer im Alter von 20—40 Jahren und 359,969 über 40 Jahre alte alleinstehende Frauen. Auf 100 Frauen gab es 42, die nicht verheirathet waren. Was sagen nun Diejenigen, die in ihrer Oberflächlichkeit das Bestreben der Frauen nach unabhängiger, gleichberechtigter Lebensstellung abweisen, indem sie die Frau auf die Ehe, auf die Häuslichkeit verweisen? Am bösen Willen der Frauen liegt es nicht, wenn so viele nicht heirathen, und wie es mit dem Eheglück steht, ist zur Genüge geschildert worden.

Und was geschieht mit diesen Opfern unserer sozialen Zustände? Die Rache der beleidigten und verletzten Natur drückt sich bei Männern und Frauen in den eigenthümlichen Gesichts- und Charakterzügen aus, durch welche sich sogenannte alte Jungfern, wie alte asketische Junggesellen in allen Ländern und unter allen Klimaten von andern Menschen unterscheiden. Sie legen Zeugniss ab von dem mächtigen und verderblichen Einfluss unterdrückter Naturtriebe. Von sehr bedeutenden Männern, wie Paskal, Newton, Rousseau wird behauptet, dass sie aus diesen Ursachen gegen ihr Lebensende an schweren geistigen und Gemüths-Störungen zu leiden hatten. Die sogenannte Nymphomanie bei Frauen, wie die zahlreichen Arten der Hysterie entspringen den-

selben Quellen. Zu hysterischen Anfällen führt auch das Unbefriedigtsein in der Ehe durch einen ungeliebten Mann, das oft auch Unfruchtbarkeit verschuldet.

So sieht unser heutiges Eheleben und seine Wirkungen aus. Wir sehen: Die heutige Ehe ist eine Einrichtung, die mit dem bestehenden sozialen Zustand aufs engste verknüpft ist und die mit ihm steht und fällt; sie innerhalb desselben so umzugestalten, dass sie ihre Schattenseiten verliert, ist unmöglich und sind alle Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, von vornherein aussichtslos. Die bürgerliche Welt kann weder die Ehe befriedigend gestalten, noch kann sie für die Ehelosen befriedigend sorgen.

Die Prostitution eine nothwendige soziale Institution der bürgerlichen Welt.

Wenn die Ehe die eine Seite des Geschlechtslebens der bürgerlichen Welt darstellt, dann die Prostitution die andere. Die Ehe ist der Avers, die Prostitution der Revers der Medaille. Wenn die Männerwelt in der Ehe keine Befriedigung findet, greift sie meist zur Prostitution; wer von der Männerwelt aus irgend einem Grunde auf die Ehe verzichtet, sucht wieder seine Befriedigung bei der Prostitution. So sind für die freiwillig oder gezwungen in der Ehelosigkeit lebenden Männer, wie für jene, welchen die Ehe das Erwartete nicht bietet, die Verhältnisse für Befriedigung des Geschlechtstriebs ungleich günstiger.

Die Männerwelt aller Zeiten und Zonen betrachtet die Benutzung der Prostitution als ein ihr ganz selbstverständlich von „Rechtswegen" zukommendes Privilegium. Um so härter und strenger wacht und urtheilt sie dafür über alle, ausserhalb des Kreises der Prostituirten, lebenden Frauen. Dass die Frau genau die gleichen Triebe hat, wie der Mann, ja dass dieselben in gewissen Zeiten ihres Lebens (zur Zeit der Perioden) ungleich heftiger sich geltend machen, beirrt den Mann nicht. Kraft seiner Herrschaftsstellung zwingt er sie, ihre heftigsten Triebe gewaltsam zu unterdrücken und macht von ihrer Keuschheit ihr gesellschaftliches Ansehen und die Eheschliessung abhängig. Durch nichts kann drastischer aber auch in empörenderer Weise die Abhängigkeit der Frau von dem Manne dargethan werden, als durch diese grundverschiedene Auffassung und Beurtheilung der Befriedigung ein und desselben Naturtriebs je nach dem Geschlecht.

Für den ehelosen Mann liegen die Verhältnisse besonders günstig. Die Natur hat die Folgen des Zeugungsaktes der Frau allein zugewiesen, der Mann hat ausser dem Genuss weder Mühe noch Verantwortung. Diese vorteilhafte Stellung gegenüber der Frau hat im Lauf der Entwickelung jene Zügellosigkeit in den geschlechtlichen Anforderungen erzeugt, durch die ein erheblicher Theil der Männerwelt

sich auszeichnet. Und da, wie dargelegt, hundert Ursachen vorhanden sind, welche die legitime Form der Befriedigung verhindern oder ungenügend erreichen lassen, ist die Folge weit ausgedehnte Befriedigung in der Wildniss.

Die Prostitution wird zu einer nothwendigen sozialen Institution, ganz wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft u. s. w. Dies ist nicht übertrieben, die Behauptung wird bewiesen.

Wie die alte Welt die Prostitution ansah, für nothwendig hielt, staatlich organisirte, sowohl in Griechenland als in Rom, ist schon dargelegt worden. Welche Ansichten im christlichen Mittelalter darüber bestanden, wurde ebenfalls vorgeführt. Selbst der heilige Augustin, nach Paulus die bedeutendste Stütze des Christenthums, obgleich eifrig die Askese predigend, konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Unterdrücket die öffentlichen Dirnen und die Gewalt der Leidenschaften wird Alles über den Haufen werfen". Auch das geistliche Provinzial-Konzil zu Mailand im Jahr 1665 sprach sich im gleichen Sinne aus.

Hören wir nun, was die Modernen sagen.

Dr. F. S. Hügel erklärt in seiner „Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution in Wien": „Die fortschreitende Zivilisation wird die Prostitution allmählig in gefälligere Formen hüllen, aber nur mit dem Untergange der Welt wird sie vom Erdballe vertilgt werden können." Das ist gewiss viel gesagt, aber sicher ist, dass wer sich nicht über die bürgerliche Form der Gesellschaft hinauszudenken vermag, nicht weiss, welche Umwandlung die Gesellschaft mit sich selbst vornehmen muss, um zu gesunden natürlichen sozialen Zuständen zu kommen, Dr. Hügel zustimmen muss.

Daher erklärt denn auch Dr. Wichern, der bekannte frühere Direktor des Rauhen Hauses bei Hamburg, neben Dr. Patton in Lyon, Dr. William Tait in Edinburg und dem durch seine Untersuchungen der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten berühmten Dr. Parent-Duchatelet in Paris übereinstimmend: „Die Prostitution ist unausrottbar, weil sie mit den gesellschaftlichen Einrichtungen zusammenhängt", und sie verlangen sämmtlich ihre staatliche Regelung. Dass man die gesellschaftlichen Einrichtungen ändern müsse, wenn sie die Ursache der Prostitution sind, daran denkt keiner dieser Männer, weil ihr Mangel an ökonomischen Studien und ihre anerzogenen Vorurtheile dies ihnen als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen lassen. Die „Wiener medizinische Wochenschrift", Jahrgang 1863, Nr. 35, fragt: „Was bleibt der grossen Zahl freiwilliger und unfreiwilliger Cölibatairs anders übrig, um das naturgemässe Bedürfniss zu befriedigen, als die verbotene Frucht der Venus Pandemos?" und sie schliesst: „dass, wenn demnach die Prostitution nothwendig ist, sie auch ein Recht auf ihre Existenz, auf Schutz und Straflosigkeit seitens des Staats hat", und der oben genannte Dr. Hügel erklärt sich in seinem erwähnten Werk mit dieser Ansicht voll und ganz einverstanden.

Der Leipziger Polizei-Arzt Dr. J. Kühn sagt in seinem Werk:

„Die Prostitution im 19. Jahrhundert vom sanitätspolizeilichen Standpunkt": „Die Prostitution ist nicht blos ein zu duldendes, sondern ein nothwendiges Uebel, denn sie schützt die Weiber vor Untreue (die nur die Männer zu begehen ein Recht haben) und die Tugend (natürlich die weibliche, die Männer brauchen keine) vor Angriffen (sic) und somit vor dem Falle". Man sieht, diese wenigen zitirten Worte des Dr. Kühn charakterisiren den krassen Egoismus der Männerwelt in der unverhülltesten Form. Das ist der korrekte Standpunkt eines Polizei-Arztes, der sich bei Ueberwachung der Prostitution opfert, um die Männerwelt vor unangenehmen Krankheiten zu retten.

Hatte ich Unrecht, als ich sagte: Die Prostitution ist heute eine nothwendige soziale Institution, ganz wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft u. s. w.?

Im deutschen Reich ist nicht wie in Frankreich die Prostitution staatlich zugelassen, organisirt und überwacht, sondern nur geduldet. Die offiziellen öffentlichen Häuser sind, wo sie bestanden, durch Bundesrathsbeschluss aufgehoben worden. In Folge dessen gelangten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrzehnts zahlreiche Petitionen an den Reichstag, worin gebeten wurde, die öffentlichen Häuser wieder zuzulassen, da das Laster um so ungezügelter im Geheimen wirke und eine erschreckende Zunahme der syphilitischen Krankheiten die Folge sei. Eine über diesen Gegenstand niedergesetzte Reichstagskommission, der namentlich auch Aerzte angehörten, kam zu dem Beschluss, die Petitionen dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen, da ein Verbot der öffentlichen Häuser von den gefährlichsten Folgen für die Moral und Gesundheit der Gesellschaft und besonders des Familienlebens sei.

Diese Zeugnisse mögen genügen. Sie bestätigen, dass auch für die moderne Gesellschaft die Beseitigung der Prostitution eine Sphinx ist, deren Räthsel sie nicht lösen kann; sie hält für nöthig, dieselbe staatlich zu dulden und zu überwachen, um grösseres Uebel zu vermeiden. Unsere mit ihrer „Sittlichkeit", ihrer „Religiosität", ihrer Zivilisation und Kultur sich brüstende Gesellschaft muss also dulden, dass Sittenlosigkeit und Korruption wie schleichendes Gift ihren Körper durchwühlen. Aber es geht noch etwas daraus hervor. Der christliche Staat erklärt offiziell, dass die vorhandene Form der Ehe ungenügend ist und dass der Mann ein Recht hat, die illegitime Befriedigung des Geschlechtstriebs zu suchen. Die unverehelichte Frau zählt bei demselben Staat als Geschlechtswesen nur insofern, als sie sich den illegitimen männlichen Begierden hingeben will, d. h. Prostituirte wird. Und die von den staatlichen Organen vielfach ausgeübte Ueberwachung und Kontrole der Prostitution trifft nicht den Mann, was doch, wenn die polizeilich-ärztliche Kontrole einen Sinn und halbwegs Erfolg haben sollte, eigentlich selbstverständlich wäre — wobei die gleiche Anwendung des Gesetzes auf beide Geschlechter als Akt der Gerechtigkeit nicht einmal hervorgehoben werden soll — sondern sie trifft allein die Frau.

Dieser Schutz des Mannes vor der Frau durch den Staat, stellt

die wahre Natur der Verhältnisse auf den Kopf. Es sieht aus, als seien die Männer das schwächere Geschlecht und die Frauen das stärkere, als sei die Frau die Verführerin, der arme schwache Mann der Verführte. Die Verführungsmythe zwischen Adam und Eva im Paradies wirkt in unsern Anschauungen und Gesetzen fort und giebt dem Christenthum recht: „Die Frau ist die grosse Verführerin, das Gefäss der Sünde". Dass sich die Männer nicht schämen, sich als so traurige Waschlappen hinzustellen.

Die Auffassung der Gesellschaft, dass der Staat die Prostitution überwachen müsse, um die Männer vor Krankheiten zu bewahren, erzeugt bei diesen natürlich den Glauben, dass sie nunmehr vor Ansteckungen bewahrt seien und dieser Glaube fördert in hohem Grade die Prostitution. Dafür ist der Beweis dadurch erbracht, dass überall da, wo die Polizei mit grösserer Strenge gegen die nicht eingeschriebenen Prostituirten vorging, die Zahl der syphilitischen Krankheiten bedeutend wuchs, die Männer wurden leichtsinniger und unachtsamer.

Darüber besteht bei keinem Einsichtigen ein Zweifel, dass weder die Errichtung polizeilich kontrolirter Prostitutionsanstalten (Toleranzhäuser, Bordelle), noch die polizeilich angeordnete Kontrole und ärztliche Untersuchung auch nur einige Sicherheit vor Ansteckung giebt. Einmal ist die Natur dieser Krankheiten vielfach derart, dass sie nicht leicht und nicht sofort sich erkennen lässt, zweitens erheischten sie, — wenn Sicherheit vorhanden sein sollte — eine täglich mehrmalige Untersuchung. Diese ist aber bei der Zahl der in Frage kommenden Frauen und in Rücksicht auf die Kosten ganz unmöglich. Wo fünfzig bis sechzig Prostituirte in einer Stunde „abgefertigt" werden müssen, ist die Untersuchung kaum mehr als eine blosse Farce und die Zahl von ein- oder zweiwöchentlichen Untersuchungen ist ebenfalls ganz unzulänglich. Endlich scheitert der Erfolg dieser Massregel daran, dass die Männer, welche den Krankheitsstoff von einer Frau auf die andere übertragen, von jeder Belästigung befreit bleiben. Eine Prostituirte, die eben untersucht und gesund befunden wurde, wird in derselben Stunde von einem geschlechtskranken Manne angesteckt und überträgt den Ansteckungsstoff bis zum nächsten Kontroltag oder bis sie selbst die Krankheit gewahr wird, auf eine Reihe anderer Besucher. Die Kontrole ist also nicht blos illusorisch, es kommt hinzu, dass diese auf Kommando erfolgenden Untersuchungen durch männliche Aerzte statt durch weibliche, das Schamgefühl aufs tiefste verletzen, zu seiner gänzlichen Vernichtung beitragen. Die Prostituirten bieten auch alles auf, sich dieser Kontrole zu entziehen. Eine weitere Folge dieser polizeilichen Massregeln ist, dass den Prostituirten ausserordentlich erschwert, ja unmöglich gemacht wird, wieder zu einem anständigen Erwerb zurückzukehren. Eine der polizeilichen Kontrole verfallene Frau ist für die Gesellschaft verloren; sie geht meist in wenig Jahren elend zu Grunde.

Wie wenig die polizei-ärztliche Kontrole nützt, dafür liefert England ein schlagendes Beispiel. Dort war im Jahre 1866 ein be-

zügliches Gesetz für die Orte erlassen worden, wo Land- oder Seetruppen garnisonirten. Während nun von 1860—1866 ohne das Gesetz die leichteren Syphilisfälle von 32,68 % auf 24,73 % gesunken waren, betrug nach sechsjähriger Herrschaft des Gesetzes im Jahre 1872 die Zahl der Erkrankten immer noch 24,26 %, sie waren also 1872 kein ½ % niedriger als 1866, die Durchschnittszahl dieser sechs Jahre war aber 1/16 % höher als 1866.

Daher kam im Jahre 1873 eine eigens niedergesetzte Untersuchungskommission über die Wirkungen der Akte einstimmig zu dem Resultat: „Dass die periodischen Untersuchungen jener Frauen, die in der Regel mit dem Personal der Armee und Flotte geschlechtlich verkehrten, zum mindesten nicht die geringste Verminderung der Krankheitsfälle ergeben habe“ und empfahl die Aufhebung der periodischen Untersuchungen.

Auf die der Untersuchungs-Akte unterworfenen Frauen wirkte aber dieselbe ganz anders als auf die Truppen: 1866 kamen auf je 1000 Prostituirte 121 Erkrankungen, 1868 als das Gesetz 2 Jahre bestanden hatte, 202, sie sanken dann allmählig, überschritten aber 1874 die Zahl von 1866 immer noch um 16 Fälle. Die Todesfälle unter den Prostituirten vermehrten sich unter der Herrschaft des Gesetzes ganz erschreckend. 1865 betrug ihre Zahl auf 1000 Prostituirte 9,8, im Jahre 1874 aber waren sie auf 23 gestiegen. Als nun die englische Regierung gegen Ende der sechziger Jahre den Versuch machte, die Untersuchungsakte auf alle englischen Städte auszudehnen, erhob sich in der englischen Frauenwelt ein Sturm der Entrüstung. Man betrachtete das Gesetz als eine Beleidigung für das ganze Geschlecht. Die Habeas-Korpus-Akte, jenes Grundgesetz, das den englischen Bürger vor den Uebergriffen der Polizei schützt, sollte, hiess es, für die Frauen aufgehoben sein; es sollte jedem rohen, rachsüchtigen, oder von andern niederen Motiven getriebenen Polizeibeamten gestattet sein, die ehrbarste Frau anzugreifen, wenn er gegen sie Verdacht hatte, eine Prostituirte zu sein, wohingegen die Zügellosigkeit der Männer unbehelligt blieb, grade durch das Gesetz geschützt und genährt wurde.

Obgleich das Eintreten für den Auswurf ihres Geschlechts die englischen Frauen leicht Missdeutungen und herabwürdigenden Bemerkungen beschränkter Männer und Frauen aussetzte, liessen sie sich nicht abhalten, mit grosser Energie sich gegen die Einführung dieses ihr Geschlecht entwürdigende Gesetz aufzulehnen. In Zeitungsartikeln und Broschüren wurde von Männern und Frauen das „Für“ und „Wider“ erörtert, im Parlament zur Sprache gebracht, und zunächst wenigstens seine Ausdehnung verhindert. Die deutsche Polizei besitzt überall eine ähnliche Gewalt, und in die Oeffentlichkeit gedrungene Fälle aus Leipzig, Berlin und andern Orten beweisen, dass der Missbrauch oder „Missverständnisse“ bei Ausübung dieser Gewalt leicht sind, aber von einer energischen Opposition gegen solche Befugnisse vernimmt man bei uns nichts. Sehr richtig sagt mit Bezug auf diese „Schutzmassregeln“ des Staats für die Männer Frau Guillaume-Schack: „Wozu lehren wir unsere Söhne Tugend und Sitte achten, wenn der

Staat die Unsittlichkeit als ein nothwendiges Uebel erklärt? Wenn er dem jungen Manne, ehe er überhaupt noch zu geistiger Reife gelangt ist, die Frau von der Obrigkeit zur Waare gestempelt als ein Spielzeug seiner Leidenschaft zuführt?"

Mag ein geschlechtlich kranker Mann in seiner Zügellosigkeit noch so viele dieser armen Wesen anstecken, die, das sei zur Ehre der Frauen gesagt, meist aus bitterer Noth oder durch Verführung gezwungen dieses schmachvolle Handwerk treiben, der reudige Mann bleibt unbehelligt, aber wehe der kranken Frau, die sich nicht sofort ärztlicher Untersuchung und Kur unterworfen hat. Die Garnisonsstädte, Universitäten etc., mit ihrer Anhäufung kräftiger, gesunder Männer, sind die Hauptheerde der Prostitution und ihrer gefährlichen Krankheiten, die von hier aus bis in die entferntesten Winkel des Landes getragen werden, überall Verderben verbreiten; ebenso die Seestädte. „Du sollst für die Sünde heimgesucht werden an deinen Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied." Dieser Spruch der Bibel trifft den ausschweifenden geschlechtskranken Menschen im vollsten Sinne des Wortes. Das syphilitische Gift ist in seiner Wirkung das zäheste, am schwersten ausrottbare aller Gifte. Noch nach vielen Jahren einer überstandenen Krankheit, nachdem der Genesene längst jede Spur vernichtet wähnt, zeigen häufig sich die Folgen bei der Frau in der Ehe, oder bei den Neugebornen*). Ein Theil der Blindgebornen verdankt dieses Unglück väterlichen Sünden, die sich in ihren Folgen auf die Frau, von dieser auf das Neugeborne übertragen haben; schwachsinnige oder blödsinnige Kinder haben häufig ihren Fehler denselben Ursachen zu verdanken, und was für Unheil durch ein winziges Tröpfchen syphilitischen Blutes bei der Pockenimpfung angerichtet werden kann, dafür hat unsere Zeit einige krasse Beispiele aufzuweisen.

In dem Maasse wie die Männerwelt freiwillig oder gezwungen auf die Ehe verzichtet, die Befriedigung natürlicher Triebe in der Wildniss sucht, in dem Maasse steigen auch die verführerischen Gelegenheiten dazu. Der grosse Gewinn, den alle diese auf die Unsittlichkeit berechneten Unternehmungen abwerfen, lockt zahlreiche, nicht skrupulöse Geschäftsleute an, mit Aufbietung allen Raffinements die Kunden anzulocken und festzuhalten. Da wird jedem Bedürfniss nach Rang und Stellung der Kundschaft, jeder materiellen Leistungs- und Opferfähigkeit Rechnung getragen. Könnten gewisse von diesen „öffentlichen Häusern" in unsern Grossstädten ihre Geheimnisse ausplaudern, es würde sich zeigen, dass ihre Bewohnerinnen, obgleich meist ohne Herkunft, ohne höhere Bildung und Erziehung, oft kaum ihren Namen schreiben könnend, aber desto mehr mit körperlichen Reizen ausgestattet, in den intimsten Beziehungen mit Spitzen der Gesellschaft, Männern von hoher Intelligenz und Bildung, stehen. Da sähe man

*) In den englischen Spitälern litten 1875 von den dort verpflegten Kindern 1,4 % an ererbten geschlechtlichen Krankheiten. Männer starben an diesen Krankheiten in London 1 auf 190 Todesfälle, in ganz England 1 auf 159, in den Armenhäusern Frankreichs 1 auf 160,5.

Minister, hohe Militärs, Geheimräthe, Volksvertreter, Richter u. s. w. neben Repräsentanten der Geburts-, Finanz-, Handels- und Industrie-Aristokratie aus- und eingehen. Männer, die am Tage und in der Gesellschaft als „Vertreter und Wächter von Moral, Ordnung, Ehe und Familie" gar würdevoll und ernst einherschreiten, an der Spitze christlicher Wohlthätigkeits-Anstalten und von Vereinen zur „Unterdrückung der Prostitution" stehen. Unsere bürgerliche Gesellschaft gleicht einer grossen Karnevals-Gesellschaft, worin einer den andern zu täuschen, zum Narren zu halten sucht; und wo jeder seine offizielle Verkleidung mit Würde trägt, um hernach inoffiziell um so ungezügelter seinen Neigungen und Leidenschaften fröhnen zu können. Und dabei trieft äusserlich alles von Moral, Religion und Sittlichkeit. Die Zahl der Auguren wird täglich grösser.

Das Angebot von Frauen zu Lustzwecken steigt noch rascher als die Nachfrage. Die immer misslicher werdenden sozialen Verhältnisse, Noth, Verführung, Gefallen an einem äusserlichen glänzenden scheinbar freien Leben liefern die Kandidatinnen aus allen Gesellschaftsschichten. Sehr charakteristisch schildert die Zustände in der deutschen Reichshauptstadt ein Roman von Hans Wachenhusen*). Der Verfasser lässt sich über den Zweck seines Romans also aus: „Mein Buch spricht namentlich von den Opfern des weiblichen Geschlechts und der zunehmenden Entwerthung desselben durch die Unnatur unserer gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse, durch eigene Schuld, durch Vernachlässigung der Erziehung, durch das Bedürfniss nach Luxus und das steigende, leichtfertige Angebot auf dem Markte des Lebens. Es spricht von der wachsenden Ueberzähligkeit dieses Geschlechts, die täglich hoffnungsloser macht, was geboren wird, aussichtsloser, was heranwächst. . . . Ich schrieb, wie etwa der Staatsanwalt den Lebenslauf eines Verbrechers zusammenstellt, um daraus die Schuld desselben zu resumiren. Versteht man also unter dem Roman etwas Erfundenes, das straffreie Gegentheil der Wahrheit, so ist in diesem Sinne das Nachfolgende kein Roman, sondern ein wahres Lebensbild ohne Retouche." Nun, in Berlin sind die Verhältnisse nicht besser und nicht schlechter als in andern Grossstädten. Ob das griechisch-orthodoxe Petersburg, oder das katholische Rom, das christlich-germanische Berlin oder das heidnische Paris, das puritanische London oder das lebenslustige Wien mehr dem alten Babylon gleicht, ist schwer zu unterscheiden. Die gleichen sozialen Zustände erzeugen die gleichen Erscheinungen. „Die Prostitution besitzt ihre geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze, ihre Hilfsquellen, ihre Rekrutirungsorte (various resorts) von der ärmsten Hütte bis zum glänzendsten Palast; ihre zahllosen Grade und zwar vom niedrigsten bis zum verfeinertsten und kultivirtesten; sie hat ihre speziellen Vergnügungen und öffentlichen Zusammenkunftsorte; ihre Polizei, ihre Hospitäler, ihre Gefängnisse und ihre Literatur**)."

*) „Was die Strasse verschlingt". Sozialer Roman in 3 Bänden. A. Hofmann & Comp. Berlin.

**) Dr. Elisabeth Blackwell: „The moral education".

Unter solchen Verhältnissen hat der Handel mit Frauenfleisch grossartige Dimensionen angenommen. Er wird auf grösster Stufenleiter und in der bestorganisirtesten Weise, unbemerkt von den Augen der Polizei, mitten in den Stätten der Zivilisation und Kultur betrieben. Ein Heer von Maklern, Agenten, Transporteuren männlichen und weiblichen Geschlechts betreibt das Geschäft mit derselben Kaltblütigkeit, als handle es sich um irgend eine andere Waare. Legitimationen werden gefälscht und Zertifikate ausgestellt, welche eine genaue Beschreibung der Qualifikation der einzelnen „Stücke" enthalten, und an die Transporteure zur Ausweisung für die Käufer behändigt werden. Der Preis richtet sich, wie bei jeder andern Waare, nach der Qualität, und werden die einzelnen Kategorien nach dem Geschmack und den Anforderungen der Kundschaft in den verschiedenen Orten und Ländern assortirt und expedirt. Durch die raffinirtesten Manipulationen sucht man den Nachstellungen und der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen, nicht selten aber werden auch grosse Summen angewandt, um das Auge der Wächter des Gesetzes zu schliessen. Einige solcher Fälle sind namentlich in Paris konstatirt worden.

Deutschland speziell geniesst den Ruhm, den Frauenmarkt für die halbe Welt abzugeben. Der dem Deutschen innewohnende Drang zum Wandern scheint auch einen Theil der deutschen Frauen zu beseelen, so dass sie mehr als die Frauen jedes anderen Volkes ihr Kontingent für die Versorgung der internationalen Prostitution stellen. Deutsche Frauen bevölkern die Harems der Türken wie die öffentlichen Häuser vom Innern Sibiriens bis nach Bombay, Singapore und New-York. In seinem Reisewerk: „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" spricht sich der Verfasser W. Joest über den deutschen Mädchenhandel also aus: „Man ereifert sich in unserm moralischen Deutschland oft über den Sklavenhandel, den irgend ein westafrikanischer Negerfürst treibt, oder über die Zustände in Cuba und Brasilien und sollte sich lieber doch des Balkens im eigenen Auge erinnern, denn in keinem Lande wird mit weissen Sklavinnen in solcher Weise gehandelt, aus keinem Lande wird so viel dieser lebenden Waare exportirt, wie gerade aus Deutschland und Oesterreich. Der Weg, den diese Mädchen nehmen, lässt sich ganz genau verfolgen. Von Hamburg werden dieselben nach Südamerika verschifft, Bahia, Rio de Janeiro erhält seine Quote, der grösste Theil aber ist für Montevideo und Buenos-Ayres bestimmt, während ein kleiner Rest durch die Magellaenstrasse bis Valparaiso geht. Ein anderer Strom wird über England oder direkt nach Nordamerika dirigirt, kann aber hier nur schwer mit dem einheimischen Produkt konkurriren, er vertheilt sich daher den Mississippi hinab bis nach New-Orleans und Texas oder gen Westen nach Kalifornien. Von dort aus wird die Küste bis Panama hinunter versorgt, während Cuba, Westindien und Mexiko ihren Bedarf von New-Orleans beziehen. Unter dem Titel „Böhminnen" werden weitere Schaaren deutscher Mädchen über die Alpen nach Italien exportirt und dann weiter südlich nach Alexandrien, Suez, Bombay, Calcutta bis Singapore, ja nach Hongkong

bis Shanghai hin. Holländisch-Indien und Ost-Asien, zumal Japan, sind schlechte Märkte, da Holland in seinen Kolonien keine weissen Mädchen dieser Sorte duldet und in Japan die Töchter des Landes selbst zu hübsch und billig sind; auch verdirbt amerikanische Konkurrenz von San Franzisko aus die günstige Konjunktur. Russland wird von Ostpreussen, Pommern und Polen aus versorgt. Die erste Station ist meistens Riga. Hier assortiren sich die Petersburger und Moskauer Händler und schicken ihre Waare in grossen Quantitäten nach Nischnij-Nowgorod bis über den Ural nach Irbit und Krestofsky, ja bis ins innerste Sibirien hinein; so traf ich z. B. ein deutsches, auf diese Weise verhandeltes Mädchen in Tschita. Dieser grossartige Handel ist vollkommen organisirt, er wird durch Agenten und Handlungsreisende vermittelt, und wenn das Auswärtige Amt des deutschen Reiches einmal hierüber Berichte seiner Konsuln verlangen würde, so liessen sich recht interessante statistische Tabellen feststellen."

Aehnliche Klagen kommen auch von andrer Seite, was Veranlassung wurde, dass der deutsche Reichstag in seiner Session von 1882 auf 1883 den Beschluss fasste, den Reichskanzler zu ersuchen, der von Holland ausgehenden Aufforderung auf Beschränkung und Unterdrückung dieses schmählichen Handels zu wirken, sich anzuschliessen. Der Erfolg dieser Massregeln ist aus hundert Gründen sehr zweifelhaft.

Die Zahl der Prostituirten anlangend, so lässt sich dieselbe sehr schwer schätzen, genau gar nicht angeben. Die Polizei ist im Stande, annähernd die Zahl derjenigen Frauen festzustellen, deren hauptsächlichster Erwerb die Prostitution ist, sie vermag dies aber nicht von der viel grösseren Zahl jener, die sie als theilweisen Erwerb benutzen. Immerhin sind die annähernd bekannten Zahlen erschreckend hoch. Nach v. Oettingen wurde die Zahl der Prostituirten in London schon Ende der sechziger Jahre auf 80,000 geschätzt. In Paris beträgt die Zahl der polizeilich kontrolirten Frauen nur 4000, aber die Zahl aller Prostituirten wird auf 60,0 0, von einigen bis auf 100,000 angegeben. In Berlin stehen gegenwärtig ungefähr 2800 Prostituirte unter der Kontrole der Polizei, aber nach v. Oettingen betrug schon 1871 die der berliner Polizei als Prostituirte bekannten oder verdächtigen Frauen 15,065, und da im Jahre 1876 allein 16,198 Frauen wegen Uebertretung der sittenpolizeilichen Reglements arretirt wurden, so werden diejenigen nicht zu hoch greifen, welche die Zahl der Prostituirten Berlins auf 25—30,000 schätzen. In Hamburg war 1860 jede neunte über fünfzehn Jahre alte Frau eine Prostituirte; und in Leipzig gab es um jene Zeit 564 polizeilich kontrolirte Frauen, die Zahl der wesentlich oder ausschliesslich von der Prostitution lebenden schätzte man aber auf 2000. Diese haben sich mittlerweile bedeutend vermehrt. Man sieht, es sind ganze Frauen-Armeen, welche die Prostitution als Lebensunterhalt betrachten und dementsprechend ist denn auch die Zahl der Opfer, die Krankheiten und Tod erfordern.

Was ferner die Zahl der Prostituirten von Jahrzehnt zu Jahr-

zehnt in allen grössern Städten und Industriebezirken bedeutend vermehrt, sind die hereinbrechenden ökonomischen Krisen. Mit der Konzentration der Industrie, d. h. der Entwickelung und Verbesserung der Maschinerie tritt immer schärfer die Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise hervor, die erwachsenen Arbeiter zu beseitigen und an ihrer Stelle neben Kindern und jugendlichen Arbeitern Frauen zu beschäftigen. So war, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1861 in England in den der Fabrikakte unterworfenen Industrien die Zahl der beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte 308,278 neben 467,261 männlichen. Aber im Jahre 1868, wo die Gesammtzahl der Arbeiter dieser Industrien auf 857,964 gewachsen war, betrug die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte 525,154, die der männlichen nur 332,810. Die weiblichen „Hände" hatten sich also innerhalb sieben Jahren um die kolossale Zahl von 216,881 vermehrt, die der männlichen „Hände" um 134,551 vermindert. Treten nun Krisen ein, wie sie in der bürgerlichen Welt zur Nothwendigkeit geworden sind, so suchen die beschäftigungslos gewordenen Frauen vielfach in der Prostitution ihr Heil, und einmal dieser verfallen, gehen sie meist zu Grunde. Nach einem Briefe des Ober-Konstablers Bolton vom 31. Oktober 1865 an einen Fabrik-Inspektor hatte sich in Folge der englischen Baumwollenkrise, hervorgerufen durch den nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieg, die Zahl der jungen Prostituirten mehr vermehrt, als in den letzten 25 Jahren zuvor*).

Was die verheerenden Wirkungen der Geschlechtskrankheiten betrifft, so sei nur erwähnt, dass in England von 1857—1865 nachweisbar über 12,000 daran starben, worunter sich nicht weniger als 69 % Kinder unter einem Jahre befanden, die der elterlichen Ansteckung zum Opfer fielen. Schon damals schätzte S. Holland die Zahl der jährlich angesteckten Personen im Vereinigten Dreikönigreich auf 1,652,500.

Ueber die Ursachen, die vorzugsweise die Frauen zur Prostitution treiben, hat der Pariser Arzt Parent-Duchatelet eine interessante Statistik aufgestellt, die über 5000 Prostituirte Auskunft giebt. Unter diesen 5000 befanden sich 1440, die aus Mangel und Elend zu diesem Erwerbe griffen, 1250 waren eltern- und mittellos, also gleichfalls in Noth, 80 prostituirten sich, um arme alte Eltern zu ernähren, 1400 waren von ihren Liebhabern verlassene Konkubinen, 400 von Offizieren und Soldaten verführte und nach Paris verschleppte Mädchen, 280 waren von ihren Liebhabern im Schwangerschaftszustand Verlassene. Diese Zahlen und Rubriken sprechen sehr deutlich.

Man vergegenwärtige sich nur die elende Bezahlung, welche dem grössten Theil der weiblichen Arbeiterinnen zu Theil wird, eine Bezahlung, von der sie nicht zu leben vermögen, die sie auf Nebenverdienste durch die Prostitution hinweist. Giebt es doch Unternehmer, die infam genug sind, mit dem Hinweis darauf die Niedrigkeit des Lohnes zu entschuldigen. Nähterinnen, Schneiderinnen, Modistinnen,

*) Karl Marx: „Das Kapital." II. Auflage. S. 480.

Fabrikarbeiterinnen aller Art, in der Kopfzahl von hunderttausenden, befinden sich in dieser Lage. Arbeitgeber und ihre Beamte, Kaufleute, Fabrikherren, Gutsbesitzer etc., die weibliche Arbeiter und Bedienstete haben, betrachten es nicht selten als eine Art Privilegium, diese ihren Lüsten dienstbar zu sehen. Das jus primae noctis des mittelalterlichen Feudalherrn besteht in anderer Gestalt heute fort. Die Söhne unserer „besitzenden und gebildeten Klassen" sehen es zum guten Theil als ein ihnen zustehendes Recht an, die Töchter des Volkes zu verführen und dann im Stiche lassen zu dürfen. Nur zu leicht fallen die rasch vertrauenden lebens- und erfahrungsunkundigen, dazu meist freud- und freundlosen Töchter des Volks der Verführung, die sich in glänzender, einschmeichelnder Gestalt ihnen naht, zum Opfer. Enttäuschungen und Jammer und schliesslich Verbrechen sind die Folge. Die Frauenselbstmorde und Kindermorde verdanken diesen Ursachen hauptsächlich ihren Grund. Die zahlreichen Gerichtsverhandlungen wegen Kindermorde geben ein düsteres, lehrreiches Bild. Das verführte, schmählich verlassene, hilflos in die Verzweiflung und Schande gestossene Weib greift zum äussersten, tödtet seine Leibesfrucht, wird prozessirt, erhält Zuchthaus oder wird guillotinirt. Der gewissenlose Mann, der moralische Urheber des Verbrechens — der eigentliche Mörder — geht straflos aus, heirathet vielleicht kurz darauf die Tochter einer „honetten, rechtschaffenen" Familie und wird ein sehr geehrter, frommer, braver Mann. Es läuft Mancher umher in Ehren und Würden, der seine Ehre und sein Gewissen in solcher Weise besudelte. Hätten die Frauen in der Gesetzgebung ein Wort mitzusprechen, nach dieser Richtung würde manches anders.

Am grausamsten verfährt, wie schon angeführt, die französische Gesetzgebung, welche die Frage nach der Vaterschaft verbietet, dafür aber die Findelhäuser gründete. Der bezügliche Beschluss des Konvents vom 28. Juni 1793 lautet: La nation se charge de l'education physique et morale des enfants abandonnés. Désormais, ils seront designes sous le seul nom d'orphelins. Aucune autre qualification ne sera permis." (Die physische und moralische Erziehung der verlassenen Kinder ist Sache der Nation. Sie werden von Stund an unter dem einzigen Namen Waisen bezeichnet werden. Keine andere Bezeichnung ist erlaubt.) Das war bequem für die Männerwelt, deren Verpflichtung im Einzelnen auf die Gesammtheit abgewälzt wurde und sie öffentlich und vor ihren Frauen nicht blosstellte. Man errichtete dementsprechend in allen Provinzen des Landes Waisen- und Findelhäuser. Die Zahl der Waisen und Findlinge belief sich im Jahre 1833 auf 130,945, und wurde jedes zehnte Kind als ein eheliches geschätzt. Da aber diese Kinder keine besonders gute Pflege empfangen, ist ihre Sterblichkeit sehr gross. Es starben damals im ersten Lebensjahr volle 50 %, also die Hälfte, bis zum 12. Lebensjahr starben 78 %, so dass von je 100 nur 22 ein Alter von über 12 Jahren erreichten.

Aehnliche Verhältnisse bestehen in Oesterreich und Italien, wo die „humane" Gesellschaft diese Kindermord-Anstalten ebenfalls begründete. „Ici on fait mourir les enfants" (hier tödtet man die Kinder)

soll ein Monarch als passende Inschrift für die Findelhäuser empfohlen haben. Die Geschichte erzählt nicht, dass der Mann durch Anordnung besserer Pflege und besseren Schutzes den Massenmord dieser kleinen Wesen zu verringern versuchte. In Preussen, wo es keine Findelhäuser gibt, starben Anfangs der sechziger Jahre von den ehelichen Kindern im ersten Lebensjahre 18,23 %, uneheliche 34,11 %, also nahezu doppelt so viel, aber doch erheblich weniger, als in den französischen Findelhäusern. In Paris starben auf 100 legitime Kinder 193 illegitime, auf dem Lande sogar 215. Mangelnde Pflege während der Schwangerschaft, schwächliche Geburt und schlechte Pflege nach derselben, sind die sehr einfachen Ursachen. Misshandlungen, die berüchtigte „Engelmacherei", helfen die Opfer vermehren. Die Zahl der todtgebornen Kinder ist bei den unehelich gebornen doppelt so gross als bei den ehelichen, hauptsächlich wohl durch die Versuche der Mütter, schon während der Schwangerschaft den Tod des Kindes herbeizuführen. Die überlebenden Unehelichen rächen sich an der Gesellschaft für die ihnen widerfahrene Misshandlung, indem sie einen ungewöhnlich grossen Prozentsatz zu den Verbrechern aller Grade stellen.

Ein anderes Uebel, das sich aus diesem Zustand der Dinge immer mehr entwickelt, muss auch noch kurz berührt werden. Ein Uebermaass geschlechtlicher Genüsse wirkt noch schädlicher, als ein Zuwenig. Auch ohne eigentliche venerische Krankheiten wird ein misshandelter Organismus zu Grunde gehen, insbesondere sind Impotenz, Unfruchtbarkeit, Rückenmarksleiden, Blödsinn oder doch geistige Abstumpfung und viele andere Krankheiten die Folge. Maasshalten ist also für die geschlechtlichen Genüsse eben so nöthig wie im Essen und Trinken und bei andern menschlichen Bedürfnissen. Aber Maasshalten ist namentlich für die Jugend schwer. Daher die grosse Zahl „jugendlicher Greise" grade in den „höheren" Gesellschaftsschichten. Die Zahl junger und alter Roués ist enorm und alle haben ein Bedürfniss, weil durch Uebermaass abgestumpft und übersättigt, nach besonderen Reizungen. Die Einen verfallen den Widernatürlichkeiten des griechischen Zeitalters, die andern suchen die Anreizung im Missbruch von Kindern. Die sogenannten „liberalen Erwerbe", die also die höhere Gesellschaft übt, liefern zu den kriminellen Verbrechen 5,6 %, sie liefern aber zu den Nothzuchtsverbrechen auf Kinder 12,9 %, und dieser Prozentsatz würde noch höher sein, wenn man in jenen Kreisen nicht reichliche Mittel hätte, das Verbrechen zu verdecken und zu verstecken, so dass die Mehrzahl der Fälle unentdeckt bleibt.

So sehen wir in Folge unserer sozialen Zustände Laster, Ausschweifungen, Vergehen und Verbrechen aller Art erzeugen. Die ganze Gesellschaft wird in einem Zustande der Unruhe erhalten. Unter diesen Zuständen leiden aber die Frauen am meisten.

Zahlreiche Frauen fühlen dies und suchen Abhilfe. Sie verlangen in erster Linie möglichste ökonomische Selbstständigkeit und Unabhängigkeit; sie verlangen, dass die Frau so gut als der Mann zu

allen Thätigkeiten zugelassen werde, wozu ihre körperlichen oder geistigen Kräfte und Fähigkeiten ihr geeignet erscheinen; sie verlangen insbesondere auch die Zulassung zu dem mit dem Namen der „liberalen Erwerbe" bezeichneten Bethätigungen. Sind diese Bestrebungen berechtigt? Sind sie ausführbar? Und helfen sie? Das sind die Fragen, die sich jetzt aufdrängen. Sehen wir weiter zu.

Die Erwerbsstellung der Frau. Ihre geistigen Fähigkeiten. Der Darwinismus und der Sozialzustand der Gesellschaft.

Das Bestreben der Frauen nach selbstständigem Erwerb und persönlicher Unabhängigkeit ist bis zu einem gewissen Grade von der bürgerlichen Gesellschaft als „berechtigt" anerkannt worden, ganz so, wie das Bestreben der Arbeiter nach freier Bewegung. Der Grund für dieses Entgegenkommen war: das Klasseninteresse der Bourgeoisie. Die Bourgeoisie brauchte die Freigabe der männlichen und weiblichen Arbeitskraft, um die Grossproduktion aufs höchste entwickeln zu können. Und in dem Maasse wie die Maschinerie sich entwickelt, der Produktionsprozess in immer mehr Einzelverrichtungen sich theilt und geringere technische Ausbildung erfordert, andrerseits die Konkurrenz der Industriellen untereinander und der Konkurrenzkampf ganzer Produktionsgebiete gegeneinander — Land gegen Land, Erdtheil gegen Erdtheil — sich steigert, wird insbesondere die Zahl der Frauen in der Industrie zunehmen.

Die Ursache dieser stets steigenden Anwendung der Frauen in einer stets steigenden Menge von Arbeitszweigen ist in der gesellschaftlichen Stellung und dem Charakter der Frauen zu suchen. Die Frau, von jeher als ein unterwerthiges Wesen von der Männerwelt angesehen, hat demgemäss den Charakter der Anspruchslosigkeit, der Fügsamkeit und Unterthänigkeit in höherem Grade angenommen, als der männliche Proletarier; sie kann also von vornherein darauf rechnen, nur dort neben dem Manne oder an seiner Statt Beschäftigung zu finden, wo ihre materiellen Anforderungen geringer sind, als jene des Mannes. Eine andere aus ihrer Natur als Geschlechtswesen hervorgehender Umstand, der sie zwingt, sich wesentlich billiger anzubieten, ist, dass sie durchschnittlich öfter als der Mann körperlichen Störungen unterworfen ist, die eine Unterbrechung der Arbeit herbeiführen und bei der Kombination und Organisation der Arbeitskräfte, die heute in der Grossindustrie besteht, leicht unangenehme Störungen erzeugt. Schwangerschaft und Wochenbett verlängern solche Pausen. Der Unternehmer nutzt diesen Umstand aus und verlangt für die ihm drohenden Unbequemlichkeiten einen doppelten Ersatz in der erheblicheren Niedrigkeit des Lohnes.

Dagegen hat Frauenarbeit, namentlich jener verheiratheter Frauen — wie wir aus der Note Seite 42 ersehen — für den Unternehmer auch wieder ihren Reiz. Die Frau ist fügsamer, geduldiger, sie lässt sich mehr ausnützen als der Mann und erträgt schlechte Behandlung leichter. Ist sie verheirathet, so ist sie — wie es in jener Note heisst — noch „viel aufmerksamer und gelehriger, als die unverheirathete, zur äussersten Anstrengung ihrer Kräfte gezwungen, um die nothwendigen Lebensmittel herbeizuschaffen". Dass die Arbeiterin nur ganz ausnahmsweise wagt, sich mit ihren Arbeitsgenossen in Verbindungen zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen einzulassen, erhöht in den Augen des Unternehmers ihren Werth als Ausbeutungsobjekt; sie bildet in seinen Händen sogar einen guten Trumpf gegen störrische männliche Arbeiter. Ferner ist kein Zweifel, dass grössere Geduld, gewandtere Fingerfertigkeit, ein entwickelterer Geschmackssinn, sie für eine Menge, namentlich feinerer, Arbeiten weit geschickter macht als den Mann.

Alle diese weiblichen „Tugenden" weiss der tugendhafte Kapitalist voll zu würdigen, und so findet die Frau mit der Entwickelung unserer Industrie von Jahr zu Jahr ein immer grösseres Anwendungsgebiet, aber — und das ist das entscheidende — ohne ihre soziale Lage merkbar zu verbessern. Wo die weibliche Arbeitskraft angewandt wird, setzt sie in der Regel männliche Arbeitskraft frei. Die so verdrängte männliche Arbeitskraft will leben, sie bietet sich zu einem Minimallohn an. Dieses Angebot drückt weiter auf die weiblichen Löhne. Das Herabdrücken des Lohnes wird fast eine Schraube ohne Ende, welche die stets in Umwälzung begriffene Technik des Arbeitsprozesses um so mehr in Bewegung bringt, da dieser Umwälzungsprozess auch weibliche Arbeitskräfte freisetzt, das Angebot von „Händen" weiter vermehrt. Neu auftauchende Beschäftigungen und Industriezweige wirken dieser beständigen Erzeugung von relativ überschüssiger Arbeitskraft einigermassen entgegen, aber nicht stark genug, um bessere Arbetsbedingungen zu erzielen. Denn jedes Steigen des Lohnes über ein gewisses Maass veranlasst den Unternehmer, auf weitere Verbesserung seiner Maschinerie zu sehen, die willenlose automatische Maschine an Stelle von menschlichem Hirn und menschlichen Händen zu setzen. Wenn im Entstehen der kapitalistischen Produktionsweise der männliche Arbeiter gegen den männlichen Arbeiter ausgespielt wurde, dann wird jetzt Geschlecht gegen Geschlecht ausgespielt, und weiter in der Reihe Alter gegen Alter. Die Frau verdrängt den Mann und die Frau wird wieder durch die Kinderarbeit verdrängt. Das ist die „sittliche Ordnung" in der modernen Industrie.

Das Bestreben der Unternehmer, namentlich den Arbeitstag zu verlängern, um grösseren Mehrwerth aus ihren Arbeitern zu pumpen, wird durch die geringe Widerstandskraft der weiblichen Arbeiter besonders erleichtert. Daher die Erscheinung, dass z. B. in der Textilindustrie in Deutschland, wo die Frauen oft über die Hälfte der Gesammtzahl der Arbeitskräfte stellen, die Arbeitszeit am längsten ist. Von Hause aus durch die häusliche Thätigkeit gewohnt, dass es für

die Arbeitszeit kein Maass giebt, lassen die Frauen die gesteigerten Anforderungen über sich ergehen ohne Widerstand zu leisten. In andern Erwerbszweigen, Putzmacherei, Blumenfabrikation etc., wo die Handarbeit überwiegt, verderben sie sich Löhne und Arbeitszeit dadurch, dass sie Extraarbeiten mit nach Hause nehmen, dort bis Mitternacht und länger sitzen und nicht beachten, dass, wenn der Monat um ist, sie bei 16stündiger Arbeitszeit nur verdienten, was sie bei geregelter 10 oder 12stündiger Arbeitszeit auch verdienen mussten.

Welche enorme Anwendung die Frauenarbeit allmählig in der Industrie erlangt hat, ist schon mehrfach durch Zahlen hervorgehoben worden. Im Jahr 1861 betrug die Zahl der industriell beschäftigten Frauen — wobei eine Reihe kleinerer Arbeitszweige unberücksichtigt blieben — in England und Wales allein 1,024,277 und sie ist heute sicher auf das doppelte gestiegen. In London gab es nach der letzten Volkszählung ausser 226,000 weiblichen Dienstboten 16,000 Lehrerinnen und Erzieherinnen, 5100 Buchbinderinnen, 4500 Blumenmacherinnen, 58,500 Putzmacherinnen, 14,800 Schneiderinnen, 26,800 Weissnähterinnen, 4800 Schuhmacherinnen, 10,800 Nähmaschinenarbeiterinnen und 44,000 Wäscherinnen. Man sieht, dass hier eine lange Reihe von Industriezweigen, in denen die Frauen mehr oder weniger zahlreich beschäftigt werden, gar nicht aufgeführt sind.

Ueber die Ausdehnung der gewerblichen und industriellen Frauenarbeit in Deutschland liegen bei der Mangelhaftigkeit dieser Art von Statistik keine zuverlässigen Zahlen vor; was vorliegt, umfasst nur beschränkte Arbeitszweige, die keinen Maassstab abgeben.

Gegenwärtig bilden die Gewerbe und Industrien, in denen Frauen noch ausgeschlossen sind, nur eine kleine Zahl, wohingegen sie in einer nicht geringen Anzahl Gewerbe — namentlich in solchen, welche mit der Herstellung weiblicher Bedürfnissgegenstände beschäftigt sind — ausschliesslich oder fast ausschliesslich Beschäftigung haben. In andern Arbeitszweigen, wie in der bereits erwähnten Textilindustrie, hat die Zahl der Frauen jene der Männer bald erreicht oder schon übertroffen, und sie verdrängen die Männer mehr und mehr. In einer sehr grossen Zahl von Gewerben endlich haben die Frauen als Hilfspersonen in gewissen Zweigen und einzelnen Beschäftigungsarten Stellung gefunden, und dringen immer mehr vor und in neue ein. Das Gesammtresultat ist, dass sowohl die Zahl der Frauen an sich, als die Zahl der den Frauen zugänglichen Beschäftigungsarten in Industrie, Gewerbe und Verkehr in raschem Wachsthum begriffen ist. Und zwar trifft dieses Wachsthum nicht blos jene Beschäftigungsarten, welche entsprechend der schwächeren physischen Kraft der Frau sich mehr für sie eignen, sondern es umfasst ohne Rücksicht darauf alle Thätigkeiten, in denen die moderne Ausbeuterei glaubt höheren Profit aus ihr herausschlagen zu können. Es gehören dazu sowohl die körperlich anstrengendsten, wie die unangenehmsten und für die Gesundheit gefährlichsten Thätigkeiten, und so wird auch hierdurch jene phantastische Auffassung auf ihre wahre Bedeutung reduzirt, welche in der Frau nur das zarte, fein besaitete Wesen

sieht, wie es Dichter und Romanschreiber für den Kitzel des Mannes schildern.

Thatsachen sind halsstarrige Dinger und nur mit Thatsachen haben wir es zu thun, da nur diese vor falschen Schlüssen und sentimentalen Faseleien uns bewahren. Diese Thatsachen aber lehren uns, dass wir heute unter anderem die Frauen beschäftigt finden: in den Baumwollen-, Leinen- und Zeugwebereien, in den Tuchfabriken; den mechanischen Spinnereien, Zeugdruckereien, Färbereien; in den Stahlfeder- und Stecknadelfabriken; den Zucker-, Papier- und Broncefabriken; der Glas- und Porzellanindustrie und Glasmalerei; in den Seidenspinnereien, Band- und Seidenwebereien; der Seifen- und Lichterfabrikation, der Kautschukfabrikation; den Watten- und Mattenfabriken; der Teppichwirkerei, den Portefeuille- und Kartonnagefabriken; in der Spitzen- und Posamentenfabrikation; der Tapisserie, der Schuh- und Lederwaarenfabrikation; der Bijouterie, den galvanoplastischen Anstalten; in Oel- und Schmalzraffinerien und chemischen Fabriken aller Art; in der Lumpen- und Hadern-Verarbeitung; in den Bastfabriken, der Holzschnitzerei, Xylographie, Steingutmalerei; der Strohhutfabrikation und Strohhutwäscherei; in der Geschirr- und Tabakfabrikation; den Leim- und Gelatinefabriken; in der Handschuhmacherei, Kürschnerei, Hutfabrikation; bei der Herstellung von Spielwaaren; in den Flachsmühlen, am Shoddiwolfe und in der Haarindustrie; in der Uhrmacherei und Zimmermalerei; in der Bettfedernreinigung, Pinsel- und Oblatenfabrikation; der Spiegelfabrikation; den Zündwaaren- und Pulverfabriken; den Phosphorzündholz- und Arsenikfabriken; bei dem Verzinnen des Eisenblechs; in der Appretur, im Buchdruck und Setzerfach, bei der Edelsteinschleiferei; in der Lithographie, Photographie, Chromolithographie und Metachromatypie; in den Ziegeleien, Eisengiessereien und in der Metallmanufaktur; bei dem Häuser- und Eisenbahnbau; im Bergbau, bei dem Transport der Fluss- und Kanalboote u. s. w. Ferner auf dem weiten Gebiet des Garten- und Feldbaues und der Viehzucht und den damit zusammenhängenden Industrien, endlich in den verschiedenen Erwerbszweigen in denen sie schon seit langem, gewissermassen als Privilegirte, ausschliesslich zu thun hatten: bei dem Herstellen der Wäsche und der Frauenkleider, den verschiedenen Zweigen des Modefachs, in der Stellung als Verkäuferinnen und neuerdings auch mehr und mehr als Comptoiristinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen u. s. w. Auch sind tausende von Frauen des kleinen Mittelstandes als Ladensklavinnen in Verwendung und im Marktwesen thätig, und damit fast jeder häuslichen Thätigkeit und namentlich der Kindererziehung entzogen. Endlich muss noch eine Beschäftigung erwähnt werden in welcher jüngere, und namentlich hübsche Frauen, immer mehr Verwendung finden, aber zum höchsten Nachtheil ihrer physischen und sittlich-geistigen Entwickelung, das ist ihre Anstellung in öffentlichen Lokalen aller Art zur Bedienung und Anlockung der genussgierigen Männerwelt.

Unter diesen verschiedenen Beschäftigungen giebt es viele von höchster Gefährlichkeit. So ist die Gefahr der Einwirkung von

schwefligsauren und alkalischen Gasen in hohem Grad vorhanden in der Strohhutfabrikation und den Strohhutwäschereien; die Gefahr der Einathmung der Chlordämpfe bei dem Bleichen pflanzlicher Stoffe; Vergiftungsgefahren giebt es in der Buntpapier- und bunten Oblaten- und Blumenfabrikation, bei der Herstellung der Metachromatypie, der Gifte und Chemikalien, dem Bemalen von Bleisoldaten und bleiernen Spielwaaren überhaupt. Das Belegen der Spiegel mit Quecksilber ist für die Leibesfrucht der Schwangeren meist geradezu tödtlich; höchst gefährlich ist auch die Phosphor-Zündholzfabrikation, die Beschäftigung am Shoddiwolfe und die Seidenspinnerei. Gefahren für das Leben durch Verletzung der Gliedmassen entstehen besonders bei dem Maschinenwesen in der Textilindustrie, in der Zündwaarenfabrikation und der Beschäftigung bei landwirthschaftlichen Maschinen. Dass ausserdem eine Menge der aufgeführten Arbeiten mit zu den schwersten und anstrengendsten, selbst für Männer gehören, sagt jedem Leser ein Blick auf die Liste. Man sage nur immer, diese und jene Beschäftigung ist der Frau unwürdig, man wird heute damit nichts ausrichten, wenn man ihr nicht eine andere, entsprechendere Thätigkeit zuweisen kann.

Es ist wahrlich kein schöner Anblick, Frauen, und zwar selbst im schwangeren Zustande, bei dem Eisenbahnbau schwer beladene Schubkarren mit den Männern um die Wette fahren zu sehen; oder sie als Handlanger Kalk und Zement anmachend oder schwere Lasten Steine tragend, bei dem Hausbau zu beobachten, oder beim Kohlen- und Eisensteinwaschen u. s. w. Der Frau wird dabei das berechtigt Weibliche abgestreift, ihre Weiblichkeit wird mit Füssen getreten, wie umgekehrt in hundert verschiedenen Beschäftigungsarten unseren Männern jedes Männliche genommen wird. Das sind die Folgen der sozialen Ausbeutung und des sozialen Kriegs. Unsere korrupten sozialen Zustände stellen häufig die Natur auf den Kopf.

Es ist daher begreiflich und natürlich, dass bei dem Umfang, den die weibliche Arbeit auf allen Gebieten gewerblicher Thätigkeit schon einnimmt und weiter einzunehmen droht, die interessirte Männerwelt wenig freundlich dazu sieht und Verlangen wie die: man solle die Frauenarbeit gänzlich unterdrücken und gesetzlich verbieten, laut werden. Unzweifelhaft geht bei dieser Ausdehnung der Frauenarbeit das Familienleben des Arbeiters immer mehr zu Grunde, ist die Auflösung von Ehe und Familie die natürliche Folge, nehmen Sittenlosigkeit, Demoralisation, Degeneration, Krankheiten aller Art, Kindersterblichkeit in erschreckendem Maasse zu. Und trotz alledem und alledem ist diese ganze Entwickelung ein Fortschritt, genau so ein Fortschritt, wie es der Eintritt der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit, der Verehelichungsfreiheit und die Wegräumung aller Schranken war, welche die grosskapitalistische Entwickelung begünstigen, aber unserem Klein- und Mittelgewerbe den Todesstoss versetzten, ihm rettungslos den Untergang bereiten.

Die Arbeiter sind nicht geneigt, dem Kleinhandwerk zu helfen, wenn dieses versucht, durch allerlei reaktionäre Bestrebungen: Einschränkung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Wiederaufrichtung

der Innungs- und Zunftschranken u. s. w., das Zwerghandwerk noch eine Weile künstlich am Leben zu erhalten, denn um nichts weiter kann es sich handeln. Ebenso wenig lässt sich aber auch der alte Zustand in Bezug auf die Frauenarbeit herbeiführen, was selbstverständlich nicht ausschliesst, dass strenge Fabrikgesetze das Uebermaass von Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit verhindern, für schulpflichtige Kinder ganz verbieten. Hierin treffen die Interessen des Arbeiters mit den staatlichen*), den allgemein menschlichen und den Kulturinteressen zusammen. Das Endziel aber muss sein, dass die Nachtheile, welche die Kulturfortschritte, wie das Maschinenwesen, die verbesserten Arbeitswerkzeuge und die ganze moderne Arbeitsmethode enthalten, beseitigt werden und nur die Vortheile bleiben, diese aber allen Gliedern der Gesellschaft zu Statten kommen.

Es ist ein Widersinn und ein schreiender Missstand, dass Kulturfortschritte und Errungenschaften, welche das Produkt der gesammten menschlichen Entwickelung sind, nur denen zu Gute kommen, welche kraft ihrer materiellen Gewalt sie sich aneignen können. Dass dagegen tausende fleissiger Arbeiter und Handwerker von Schrecken und Sorge befallen werden, wenn sie vernehmen, dass der menschliche Geist wieder eine Erfindung machte, die das 20- und 40fache mehr leistet als die Handarbeit und sie nun die Aussicht haben, als unnütz und überzählig aufs Pflaster geworfen zu werden**). Dadurch wird, was mit Freuden von allen begrüsst werden sollte, ein Gegenstand der feindseligsten Gesinnung, die in früheren Jahrzehnten mehr als einmal zu Fabrikensturm und Maschinendemolirung die Ursache wurde. Dieselbe feindselige Gesinnung besteht heute zwischen dem Mann und der Frau als Arbeiter. Dies ist ebenfalls unnatürlich. Es muss also ein Gesellschaftszustand zu begründen versucht werden, in dem die gesammten Arbeitsmittel Eigenthum der Gesellschaft sind; der die volle Gleichberechtigung aller ohne Unterschied des Geschlechts anerkennt, der die Anwendung aller denkbaren technischen und wissenschaftlichen Verbesserungen und Entdekungen in Verbindung mit Enrollirung aller heute unproduktiv oder in schädlicher Richtung Thätigen,

*) Die durch das moderne Fabriksystem herbeigeführte Degeneration der Arbeiter hat z. B. den Staat in den letzten Jahrzehnten mehrmals genöthigt, das Minimalmaass für das Militär herabzusetzen.

**) Fabrikinspektor A. Redgrave hielt Ende Dezember 1871 einen Vortrag zu Bradford, worin er unter anderem sagte: „Was mich seit einiger Zeit frappirt hat, war die veränderte Erscheinung der Wollfabriken. Früher waren sie mit Frauen und Kindern gefüllt, jetzt scheint die Maschinerie alles Werk zu thun. Auf Anfrage gab mir ein Fabrikant folgenden Aufschluss. Unter dem alten System beschäftigte ich 63 Personen; nach Einführung verbesserter Maschinerie reduzirte ich meine Hände auf 33, und jüngst, in Folge neuer grosser Veränderungen, war ich im Stande, sie von 33 auf 13 zu reduziren.“ Also innerhalb weniger Jahre in der heutigen Grossproduktion eine Verminderung der Arbeiterzahl um fast 80 pCt. in einer Fabrik, bei mindestens gleichbleibender Produktenmasse.

Zahlreiche interessante Mittheilungen in gleicher Richtung siehe Karl Marx: „Das Kapital“.

der Faullenzer und Nichtsthuer vornimmt und dahin wirkt, dass die zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendige Arbeitszeit auf das geringste Maass verkürzt, die physische und geistige Entwickelung aller Gesellschaftsglieder aber auf das höchste gehoben wird. Dadurch allein wird die Frau so gut wie der Mann produktiv nützliches und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft, sie kann alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln, ihre geschlechtlichen Pflichten und Rechte erfüllen. Als Freie und Gleiche dem Manne gegenüberstehend ist sie vor jeder unwürdigen Zumuthung sicher.

Die weitere Darlegung wird zeigen, dass unsere ganze gegenwärtige Entwickelung auf einen solchen Zustand hinausläuft und dass es gerade die grossen und schweren Uebel in dieser Entwickelung sind, die diesen Zustand in nicht all zu ferner Zeit herbei führen werden. Das „Wie" wird später erörtert.

Obgleich die gekennzeichnete Entwickelung in der Stellung der Frau in unserm sozialen Leben mit Händen zu greifen ist und sie jeder sehen muss, der offene Augen hat, hört man doch tagtäglich noch das Geschwätz vom Naturberuf der Frau, der sie ausschliesslich auf die Häuslichkeit und die Familie hinweise. Und zwar erhebt sich diese Redensart dort am lautesten, wo die Frau den Versuch macht, auch in den Kreis der sogenannten höheren Berufsarten einzudringen, z. B. in die höheren Lehr- und Verwaltungsfächer, den ärztlichen oder juristischen Beruf, die Naturwissenschaften. Da werden die lächerlichsten und absurdesten Einwendungen hervorgesucht und unter dem Schein der „Gelehrsamkeit" vertheidigt. Es geht mit dem Berufen auf die Gelehrsamkeit und die Wissenschaft häufig wie mit dem Berufen auf Sitte und Ordnung. Obgleich es noch keinen Menschen gab, der Sittenlosigkeit und Unordnung als wünschenswerthen Zustand hinstellte — man müsste denn solche Individuen ausnehmen, die durch Sittenlosigkeit und Unordnung die Macht und die Herrschaft an sich rissen, ein Fall, in dem sie aber stets sich bemühten, ihre Thaten als für die Ordnung, die Religion und die Moral nothwendig darzustellen — so werden doch diese Schlagworte mit ihrer schädigenden Wirkung stets gegen die angewandt, die wahre Sitte und Ordnung begründen, mit einem Wort menschenwürdigere Zustände herbeiführen wollen. Aehnlich muss auch das Berufen auf Gelehrsamkeit und Wissenschaft heute herhalten, um das Absurdeste und Reaktionärste zu vertheidigen. Da heisst es, die Natur und körperliche Beschaffenheit der Frau weise sie auf die Häuslichkeit und Familie an, dort habe sie ihren Lebenszweck zu erfüllen. Wie sie das heute kann, haben wir gesehen. Und der Haupttrumpf ist, die Frau sei an geistiger Befähigung dem Mann inferior, es sei ein Unsinn, zu glauben, dass sie auf geistigem Gebiete etwas Bemerkenswerthes leiste.

Diese von „Gelehrten" erhobenen Einwände entsprechen so sehr dem allgemeinen Vorurtheil der Männer über den eigentlichen Beruf und die Fähigkeiten der Frau, dass, wer sie erhebt, stets auf den Beifall der Männermenge rechnen kann und heute auch noch auf die Mehrheit der Frauen. Allein wenn auch die Mehrheit zu entscheiden

gegen ihren Willen und ihr Vorurtheil sich nichts durchführen ist, so ist damit nicht gesagt, dass sie immer das Vernünftigste will. Neue Ideen werden, so lange die Bildung und die Einsicht allgemein noch so niedrig ist als heute, und die gesellschaftlichen Einrichtungen so sind, dass ihre Verwirklichung die Interessen einflussreicher Kreise verletzt, stets harten Widerstand finden. Diese interessirten Kreise haben es leicht, das Vorurtheil der Massen für sich auszubeuten, und so werden die neuen Ideen Anfangs immer nur eine kleine Minorität für sich gewinnen, sie werden verspottet, verlästert und auch verfolgt. Aber wenn diese Ideen gut und vernünftig sind, aus den Zuständen selbst als nothwendige Konsequenz erwuchsen, werden sie an Verbreitung gewinnen, die Minorität wird schliesslich zur Majorität. So erging es allen neuen Ideen im Laufe der Weltgeschichte und die Idee des Sozialismus, mit welcher die wirkliche und volle Emanzipation der Frau in so inniger Beziehung steht, zeigt dasselbe Schauspiel.

War nicht einst auch das Christenthum bei einer kleinen Minorität? Haben nicht die Ideen der Reformation, des modernen Bürgerthums auch ihre übermächtigen Gegner gehabt? Und haben sie nicht trotzdem gesiegt? Und ist etwa der Sozialismus verloren, weil er ausnahmegesetzlich im deutschen Reich geknebelt wird und sich nicht rühren kann? Nie war sein Sieg gewisser, als da man glaubte, ihn todt gemacht zu haben.

Es giebt Sozialisten, die der Frauenemanzipation nicht weniger abgeneigt gegenüberstehen, wie der Kapitalist dem Sozialismus. Die abhängige Stellung des Arbeiters vom Kapitalisten begreift jeder Sozialist und er wundert sich, dass Andere, namentlich die Kapitalisten selbst, sie nicht begreifen wollen; aber die Abhängigkeit der Frau vom Manne begreift er manchmal nicht, weil sein eigenes liebes Ich ein wenig dabei in Frage kommt. Das Bestreben, wirkliche oder vermeinte Interessen, die dann immer unfehlbare und unantastbare sind, zu wahren, macht die Menschen so blind.

Die Berufung auf den Naturberuf der Frau als blosse Haushälterin und Kinderwärterin hat ebenso wenig Sinn als die Berufung darauf, dass es ewig Könige geben müsse, weil, so lange wir eine „Geschichte" haben, es stets irgendwo solche gab. Obgleich wir nicht wissen, wo der erste König entstand, so wenig wie wir wissen, wo der erste Kapitalist aus „Naturberuf" sich zeigte, so wissen wir doch, dass das Königthum im Laufe der Jahrtausende sich wesentlich veränderte, dass die Tendenz dahin geht, es mehr und mehr seiner Macht zu entkleiden, und wir können daraus mit Fug und Recht schliessen, dass eine Zeit kommt, wo man das Königthum für überflüssig hält. Wie das Königthum, so ist auch jede andere staatliche oder gesellschaftliche Institution beständigen Wandlungen und Umformungen und schliesslich völligem Untergang unterworfen. Genau so verhält es sich mit der Ehe und der Stellung der Frau in derselben. Die Stellung der Frau in der Ehe zur Zeit der alten patriarchalischen Familie ist wesentlich verschieden von jener in Griechenland, wo die Frau, wie wir aus Demosthenes' Worten sehen, den einzigen Zweck hatte: „legitime

Kinder zu gebären und treue Hüterin des Hauses zu sein". Wer wagte heute eine solche Stellung der Frau als „naturgemäss" zu vertheidigen, ohne sich den Vorwurf der Geringschätzung der Frau zuzuziehen. Dass es heute noch Käuze giebt, welche im Stillen die Auffassung der Athener theilen, ist nicht zu bezweifeln, aber Keiner wagt heute öffentlich auszusprechen, was in Griechenland vor 2200 Jahren einer der bedeutendsten Männer frei und offen als selbstverständlich bekennen durfte. Darin liegt der grosse Fortschritt. Hat nun die ganze moderne Entwickelung, namentlich im Erwerbsleben, Millionen Ehen untergraben, so hat auch wieder gerade diese Entwickelung die Ehe günstig beeinflusst, namentlich wo die soziale Stellung der Eheleute die zerstörerischen Einflüsse fernhielt. So galt es vor wenigen Jahrzehnten noch in jedem Bürger- und Bauernhause nicht nur als selbstverständlich, dass die Frau nähte, strickte und wusch, obgleich auch das schon heute vielfach aus der Mode gekommen ist, sie buck auch das Brot, spann, webte, bleichte, braute Bier, kochte Seife, zog Lichte. Ein Kleidungsstück ausserhalb des Hauses fertigen zu lassen, wurde als eine masslose Verschwendung in der ganzen Stadt angesehen und als ein Ereigniss von Männern und Frauen besprochen und verurtheilt. Wenn solche Zustände vielleicht auch heute noch hier und da existiren, so sind sie Ausnahmen. Mehr als 90 pCt. der Frauen unterlassen die meisten dieser Verrichtungen, und mit Recht. Einmal werden viele derselben besser, praktischer und billiger besorgt, als die Hausfrau es vermag, andrerseits würde, wenigstens in den Städten, heute jede häusliche Einrichtung dazu fehlen. So hat sich in wenigen Jahrzehnten innerhalb unseres Familienlebens eine grosse Revolution vollzogen, der wir nur so wenig Beachtung schenken, weil wir sie für selbstverständlich halten. Neuen Thatsachen gegenüber fügt sich der Mensch, beachtet sie nicht einmal, wenn sie nicht zu plötzlich vor ihn treten, aber gegen neue Meinungen, die ihn aus dem gewohnten Schlendrian zu reissen drohen, lehnt er sich auf und wird eigensinnig.

Diese Revolution, die sich in unserm häuslichen Leben vollzog und immer weiter vorschreitet, hat auch nach anderer Richtung die Stellung der Frau in der Familie wesentlich verändert. Sie ist freier, unabhängiger geworden. Unsere Grossmütter haben nicht daran gedacht und durften nicht daran denken, Arbeiter und Lehrburschen ausser Hause und vom Tische fern zu halten, Theater, Konzerte, Vergnügungslokale zu besuchen und — es ist schrecklich zu sagen — häufig an einem Wochentage. Und welche von jenen guten alten Frauen hätte daran gedacht, gewagt daran zu denken, sich um öffentliche Angelegenheiten, wenn auch um nicht politische, zu bekümmern, wie es doch thatsächlich jetzt von Vielen bereits geschieht. Man gründet Vereine für die verschiedensten Zwecke, hält Zeitungen, beruft Kongresse. Als Arbeiterinnen treten sie in Gewerkschaften, kommen häufig in die Versammlungen und Vereine der Männer und besitzen bereits hier und da — ich rede von Deutschland — das Recht, zu Arbeiterschiedsgerichten wählen zu dürfen.

Welcher Zopf wollte alle diese Veränderungen beseitigen, obgleich sich nicht bestreiten lässt, dass neben Lichtseiten auch Schattenseiten vorhanden sind, die eben mit unsern gährenden und faulenden Zuständen zusammenhängen, aber die Lichtseiten nicht überwiegen. Eine Abstimmung unter den Frauen, so konservativ sie bis jetzt im Ganzen sind, dürfte ergeben, dass sie keine Neigung besitzen, in die alten engen patriarchalischen Verhältnisse zu Anfang des Jahrhunderts zurückzukehren.

In den Vereinigten Staaten, wo die Gesellschaft zwar auch noch auf bürgerlichem Boden steht, aber sich weder mit alten europäischen Vorurtheilen, noch überlebten Einrichtungen herumzuschlagen hat und weit mehr geneigt ist, neue Ideen anzunehmen, wenn sie Vortheil versprechen, sieht man seit geraumer Zeit schon in weiten Kreisen die Stellung der Frau etwas anders an als bei uns. Dort ist man z. B. schon vielfach auf den gesunden Gedanken gekommen, dass es nicht blos mühselig und umständlich und für den Geldbeutel bedenklich ist, wenn die Frau noch selber Brot bäckt und Bier braut, man hält es auch bereits für überflüssig und der Kasse schädlich, wenn sie noch in der eigenen Küche kocht. Die Privatküche wird durch die Speisegenossenschaft mit grosser Dampfküche und Maschinen ersetzt; die Frauen versehen abwechselnd den Dienst und das Resultat ist, dass das Essen ein Drittel billiger sich stellt, wohlschmeckender ist, mehr Abwechslung bietet und bedeutend weniger Mühe verursacht. Unsere Offiziere, die sonst nicht als Sozialisten und Kommunisten verschrien sind, machen es ganz ähnlich; sie bilden in ihren Kasino's eine Wirthschaftsgenossenschaft. ernennen einen Verwalter, der den Einkauf besorgt, die Lebensmittel im Grossen anschafft; der Speisezettel wird vereinbart und die Fertigstellung der Speisen in der Dampfküche der Kaserne bewerkstelligt. Sie leben weit billiger als im Hotel und haben mindestens ein ebenso gutes Essen.

Kommt neben die Dampfküche die Dampfwaschanstalt mit Dampftrockenboden, wie solche bereits existiren, wird die zeitraubende und unangenehme Ofenfeuerung durch eine zweckmässige Zentralfeuerung ersetzt, wie wir bereits solche vielfach in unsern Hotels, vornehmen Privathäusern, Krankenhäusern, Schulen, Kasernen etc. — wenn auch oft noch mangelhaft und unvollkommen — besitzen, so wird die Frau von weiteren höchst lästigen und zeitraubenden Arbeiten befreit. Heute zuckt man über solche und ähnliche Pläne gern die Achsel. Wenn man unsern Frauen vor fünfzig oder sechzig Jahren den Vorschlag machte, den Töchtern und Dienstboten das Wasserholen durch Einrichtung einer Wasserleitung zu ersparen, würden sie dies auch für verrückt und unnütz erklärt haben, man gewöhne Töchter und Dienstboten nur an Faulheit. Hat nicht Napoleon I. den Plan, ein Schiff mit Dampf zu treiben, für absurd erklärt? Und wie wurden unsere Eisenbahnen in Rücksicht auf die „armen Fuhrleute" beurtheilt?

So zeigt die heutige bürgerliche Gesellschaft bereits auf allen Gebieten die Keime, die eine neue Gesellschaft nur ins Grosse und

Allgemeine zu entwickeln braucht, um eine gewaltige Umwälzung zum Bessern zu erzeugen.

Es ist nach alledem klar, dass die ganze Entwickelung unseres sozialen Lebens nicht dahin geht, die Frau wieder zurück ins Haus und an den Herd zu bannen, wie unsere Häuslichkeitsfanatiker ihr vorschreiben und wonach sie, wie die Juden in der Wüste nach den verlorenen Fleischtöpfen Aegyptens seufzen, sondern in dem Heraustreten der Frau aus dem engen Kreise der Häuslichkeit, in der vollen Theilnahme an dem öffentlichen Leben des Volks — zu dem man dann nicht mehr blos die Männer zählen wird — und an den Kulturaufgaben der Menschheit. Das hat auch Laveleye vollkommen erkannt, indem er schreibt*): „In dem Maasse, in welchem das, was wir Zivilisation zu bezeichnen pflegen, zunimmt, schwächen sich die Gefühle der Pietät und die Bande der Familie ab und üben weniger Einfluss auf die Handlungen der Menschen aus. Diese Thatsache ist so allgemein, dass man in derselben ein soziales Entwickelungsgesetz erblicken kann." Vollkommen richtig. Nicht blos die Stellung der Frau ist eine ganz andere geworden, mit ihr auch die Stellung von Sohn und Tochter zur Familie, die allmählig eine Selbstständigkeit erlangt haben, wie sie früher unbekannt war. Besonders in den Vereinigten Staaten, wo die Erziehung zu männlicher Selbstständigkeit und Unabhängigkeit durch die ganze gesellschaftliche Atmosphäre in weit höherem Grade als bei uns stattfindet. Die Schattenseiten, die auch diese Form der Entwickelung heute besitzt, sind nicht absolut nothwendige, sie können unter höheren gesellschaftlichen Zuständen sehr wohl vermieden werden und werden vermieden,

Wie Laveleye erkennt auch Dr. Schäffle den ganz veränderten Charakter der Familie unserer Zeit als Wirkung solcher sozialer Ursachen an. Er sagt**): „Durch die Geschichte zieht sich allerdings die unter II. erörterte Tendenz der Zurückbildung der Familie auf ihre spezifischen Funktionen hindurch. Die Familie giebt eine provisorisch und stellvertretend gehandhabte Funktion um die andere ab, sie weicht, soweit sie blos surrogativ in der Lücke sozialer Funktionen eingetreten war, den selbstständigen Anstalten für Recht, Ordnung, Macht, Gottesdienst, Unterricht, Technik u. s. w., sobald sich diese Anstalten ausbilden."

Die Frauen selbst drängen, wenn auch zunächst nur in einer Minorität und noch nicht mit vollkommen klaren Zielen weiter. Sie wollen nicht blos ihre Kräfte auf dem mehr gewerblichen und industriellen Gebiete mit jenen des Mannes messen können, sie wollen nicht blos eine freiere, unabhängigere Stellung in der Familie, sie wollen insbesondere auch ihre geistigen Fähigkeiten in höheren Lebensstellungen ausnutzen. Es handelt sich nun hier um den Einwand, dass sie dazu nicht fähig, weil von Natur nicht veranlagt seien. Obgleich die Frage über die höhere Berufsthätigkeit der Frau in der

*) Das Ureigenthum. Kapitel 20, Hausgemeinschaft.
**) Bau und Leben des sozialen Körpers. I. Band.

heutigen Gesellschaft nur eine kleine Zahl von Frauen betrifft, so ist sie von prinzipieller Wichtigkeit. Denn müsste sie verneint werden, so wäre auch die behauptete Möglichkeit höherer Entwickelung und Gleichberechtigung der Frau in Frage gestellt. Ausserdem muss, da heute die grosse Mehrzahl der Männer in allem Ernst glaubt, die Frauen müssten und würden stets geistig untergeordnet bleiben, dieses Vorurtheil zerstört werden.

Da ist es nun heiter zu sehen, wie dieselben Männer, die gar nichts dagegen einzuwenden finden, dass die Frau in Beschäftigungsarten Stellung findet, von denen viele äusserst anstrengend, oft gefährlich sind, in welchen ihrer Weiblichkeit die höchste Gefahr droht, in denen sie ihre Mutter- und Gattenpflichten in eklatantester Weise verletzen muss, sie von Beschäftigungsarten ausschliessen wollen, wo alle diese Hemmnisse und Gefahren weit weniger vorhanden sind, Beschäftigungen, die ihrem zarteren Körper, der trotz alledem an Kraft den Vergleich mit dem manches Gelehrten siegreich aushält, weit besser zusagen würden.

Unter die Gelehrten, die in Deutschland von einer Zulassung der Frauen zum höheren Studium nichts, oder nur sehr bedingt etwas wissen wollen, gehören z. B. Professor L. Bischof in München, Dr. Ludwig Hirt in Breslau, Professor H. Sybel, L. von Bärenbach, Dr. E. Reich und sehr viele Andere. Von Bärenbach glaubt sowohl die Zulassung wie die Befähigung der Frau zur Wissenschaft namentlich damit zurückweisen zu können, dass bisher unter den Frauen noch nie ein Genie erstanden sei und die Frauen offenbar für das philosophische Studium unfähig seien. Mich dünkt, bis jetzt hat die Welt an den männlichen Philosophen genug gehabt, sie kann auf die weiblichen verzichten. Und was den Einwand betrifft, die Frauen hätten noch kein Genie hervorgebracht, so scheint auch dieser mir unstichhaltig und nicht beweisend zu sein. Genies fallen nicht vom Himmel, sie müssen Gelegenheit zur Ausbildung und Entwickelung haben und diese hat den Frauen, das hat wohl schon der hier gegebene geschichtliche Abriss über ihre geistige Ausbildung genügend gezeigt, bisher fast vollständig gemangelt, ja man hat sie Jahrtausende auf jede Weise unterdrückt. Zu sagen, die Frauen besitzen keine Anlage zum Genie, weil man glaubt, der immerhin leidlich grossen Zahl bedeutender Frauen all und jedes Genie absprechen zu können, ist gerade so schief, als wollte man behaupten, in der Männerwelt seien weiter keine Genies möglich gewesen als die wenigen, die man als solche betrachtet, weil sie Gelegenheit hatten, sich zu entfalten. Nun weiss aber schon der einfachste Dorfschullehrer, welch grosse Menge von Fähigkeiten unter seinen Schülern gar nicht zur Ausbildung kommen, weil jede Möglichkeit dazu fehlt. Die Zahl der Talente und Genies in der männlichen Menschheit ist sicher tausendfach grösser als bisher sich offenbaren konnte, weil die sozialen Zustände sie erstickten, und genau so verhält es sich mit den Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts, das seit Jahrtausenden noch weit mehr unterdrückt, gehemmt und verkrüppelt wurde. Wir haben schlechterdings heute gar

keinen Massstab, wonach wir beurtheilen können, welche Fülle von geistigen Kräften und Fähigkeiten sich bei Männern und Frauen entwickeln werden, wenn diese erst unter naturgemässen Bedingungen sich entfalten können.

Heute ist es in der Menschheit genau wie in der Pflanzenwelt, wo Millionen kostbarer Samenkeime nicht zur Entfaltung gelangen, weil der Boden, auf den sie fallen, bereits von andern Pflanzen okkupirt ist, diese dem jungen Pflänzlein Nahrung, Luft, Licht rauben. Dieselben Gesetze wie in der Natur gelten auch im Menschenleben. Wenn heute ein Gärtner oder Landwirth von irgend einer Pflanze behaupten wollte, dieselbe liesse sich nicht entwickeln oder vervollkommnen, obgleich er noch gar nicht den Versuch gemacht, ja vielleicht bisher sie durch falsche Behandlung in ihrer Vervollkommnung sogar gehemmt hat, so würde dieser Gärtner oder Landwirth von jedem seiner aufgeklärteren Nachbarn für einen Einfaltspinsel erklärt werden. Sicher mit Recht. Dasselbe geschähe, wenn er es ablehnen wollte, eins seiner weiblichen Hausthiere mit dem männlichen einer vollkommeneren Race zu kreuzen, um ein vollkommeneres Racethier zu erziehen.

Allein es dürfte heute kaum noch einen Bauer in Deutschland geben, der noch so unwissend ist, die Vortheile einer solchen Behandlungsweise seines Pflanzen- oder Viehstandes nicht einzusehen, — eine andere Frage ist, ob seine Mittel ihm erlauben, die bessere Methode durchzuführen — nur in der Menschenwelt wollen selbst gelehrte Leute nicht gelten lassen, was in der ganzen übrigen Welt von ihnen als unumstössliches Gesetz angesehen wird. Und doch kann Jeder, ohne dass er ein Naturforscher ist, im gewöhnlichen Leben seine sehr lehrreichen Beobachtungen machen. Woher kommt es, dass sich Bauernkinder von Stadtkindern unterscheiden? Woher kommt es, dass Kinder der besser situirten Klassen von denen der Armen, in der Gesichts- wie Körperbildung, und ebenso in gewissen geistigen Eigenschaften durchschnittlich unterschieden sind? Es ist die Verschiedenartigkeit der Lebens- und Erziehungsbedingungen.

Die Einseitigkeit, welche in der Ausbildung zu einem bestimmten Berufe liegt, drückt dem Menschen ihren eigenen Charakter auf. Ein Pfarrer, ein Schullehrer, wird in den meisten Fällen mit Leichtigkeit durch seine Haltung, seinen Gesichtsausdruck erkannt, ebenso ein Militär, auch wenn er im Zivilrock steckt. Ein Schuhmacher wird von einem Schneider, ein Tischler von einem Schlosser sehr leicht unterschieden. Zwei Zwillingsbrüder, die in der Jugend sich sehr ähnlich waren, werden im späteren Alter ganz bedeutende Abweichungen zeigen, wenn die Berufsart eine entgegengesetzte ist; der eine harter Handarbeit z. B. als Schmied, der andere dem Studium der Philosophie oblag. Vererbung und Anpassung spielen also in der menschlichen Entwickelung, so gut wie im Thierreich, eine entscheidende Rolle und zwar scheint der Mensch das bieg- und schmiegsamste aller Geschöpfe zu sein. Oft genügen wenige Jahre einer andern Lebens- und Berufsweise, um aus ihm einen ganz andern Menschen zu machen. Diese

schnelle Veränderung, wenigstens im Aeusseren, tritt nirgends auffallender hervor als dort, wo ein Mensch aus ärmlichen und kleinen Verhältnissen rasch in wesentlich bessere versetzt wird. Kann er auch seine Vergangenheit in seiner Geisteskultur am wenigsten verleugnen, so liegt das nicht an der Unmöglichkeit, sich weiter zu entwickeln, sondern weil die allerwenigsten Menschen über ein gewisses Alter hinaus noch das Streben nach geistiger Weiterbildung empfinden, oder überhaupt für nöthig halten. Daran ist hauptsächlich schuld, dass ein solcher Emporkömmling wenig unter diesem Fehler zu leiden hat. Unsere auf Geld und materielle Mittel sehende Zeit beugt sich vor dem Mann mit grossem Geldbeutel weit bereitwilliger, als vor dem Manne von Genie und grossen Geistesgaben, wenn dieser das Unglück hat, arm zu sein und keinen Rang zu besitzen. Sicher ist, dass man den Kindern eines solchen Emporkömmlings ihre Abstammung in Manieren und Haltung fast nie mehr ansieht und geistig werden sie auch ganz andere Menschen.

Das schlagendste Beispiel aber dafür, was grundverschiedene Lebensbedingungen und Erziehung aus dem Menschen machen, sehen wir in unseren Industriebezirken. Dort bilden Arbeiter und Bourgeois äusserlich einen solchen Gegensatz, als gehörten sie zwei verschiedenen Menschenracen an. Obgleich an diesen Gegensatz gewöhnt, kam er mir doch in einer fast erschreckenden Weise anlässlich einer Wahlversammlung vor die Augen, die ich im Winter 1877 in einer erzgebirgischen Industriestadt abhielt. Die Versammlung, in der ich einen Disput mit einem liberalen Professor hatte, war so arrangirt, dass beide Parteien stark vertreten waren und räumlich sich aneinander schlossen. Den vorderen Theil des Saales nahmen die Gegner ein, fast ohne Ausnahme starke, kräftige, oft grosse Gestalten, von sehr gesundem Aussehen, im hinteren Theil des Saales, auf den Gallerien standen Arbeiter und Kleinbürger, zu neunzehntel Weber, meist kleine, dünne, schmalbrüstige, bleichwangige Gestalten, denen Kummer und Noth aus dem Gesicht sah. Die einen repräsentirten die satte Tugend und zahlungsfähige Moral, die andern waren die arbeitenden Bienen und Lastthiere, von deren Arbeitsertrag jene so wohl aussahen, während sie selber hungerten. Man setze eine Generation lang beide unter gleich günstige Lebensbedingungen und der Gegensatz wird verschwinden, er ist sicher vertilgt in ihren Nachkommen.

Ferner ist augenfällig, dass es im Allgemeinen bei Frauen schwerer ist, ihre soziale Stellung festzustellen, als bei den Männern, weil sie mit grosser Leichtigkeit und mit Geschick sich in neue Verhältnisse fügen und höhere Lebensgewohnheiten annehmen. Ihre Fähigkeit ist in dieser Richtung grösser, als die des im Ganzen schwerfälligeren Mannes. Welcher Grund liegt also vor, zu bezweifeln, dass sie auch in geistiger Beziehung grosser Entwickelung fähig sind?

Aus alle diesem erkennen wir die grosse Wichtigkeit, welche die Naturgesetze für die Entwickelung und die sozialen Zustände der Gesellschaft haben.

Es ist Beschränktheit oder böser Wille, zu bestreiten, dass verbesserte soziale, also physische und geistige Lebens- und Erziehungsbedingungen unsere Frauenwelt auf einen Punkt der Vollkommenheit erheben können, von dem wir heute keine vollkommene Vorstellung besitzen. Was bisher einzelne Frauen geleistet, lässt dies sogar als zweifellos erscheinen, denn diese Frauen ragen über die Masse ihres Geschlechts wenigstens so bedeutend hervor, wie die männlichen Genies über die Masse ihrer Geschlechtsgenossen. Im Regieren der Staaten haben die Frauen, in Rücksicht auf ihre Zahl und ihre Thätigkeit mit dem Massstab gemessen, mit dem man heut zu Tage Fürsten zu messen pflegt, durchschnittlich sogar mehr Talent bewiesen, als die Männer. Es sei als Beispiel erinnert an Isabella und Blanche von Kastilien, Elisabeth von Ungarn, Elisabeth von England, Katharina von Russland, Maria Theresia etc. Uebrigens würde mancher grosse Mann in der Geschichte bedeutend zusammenschrumpfen, wüsste man immer, was er sich selbst, was er andern zu danken hatte. Als der bedeutendste Redner und eins der grössten Genies der französischen Revolution wird von deutschen Geschichtsschreibern, z. B. Herrn von Sybel, Graf Mirabeau hingestellt. Und nun hat die Forschung ergeben, dass dieses so gewaltige Genie die Konzepte fast aller seiner Reden und die der bedeutendsten ohne Ausnahme, der bereitwilligen Hülfe und Unterstützung einiger im Stillen arbeitender Gelehrten zu danken hatte, die er geschickt zu benutzen verstand. Andererseits verdienen Erscheinungen in der Frauenwelt, wie Madame Roland, Frau v. Staël, George Sand, die grösste Beachtung, und gar mancher männliche Stern erbleicht neben ihnen. Was Frauen als Mütter bedeutender Männer gewirkt haben, ist ebenfalls bekannt. Alles in allem haben die Frauen geistig geleistet, was unter den äusserst ungünstigen Umständen nur möglich war, und das berechtigt zu den besten Hoffnungen für ihre fernere geistige Entwickelung.

Aber gesetzt den Fall, die Frauen wären durchschnittlich nicht so entwickelungsfähig als die Männer, sie sollten keine Genies und grossen Philosophen werden können, ist denn dieser Umstand für die Mehrzahl der Männer massgebend gewesen, als man ihnen, wenigstens dem Wortlaut der Gesetze nach, die volle Gleichberechtigung mit den „Genies“ und „Philosophen“ einräumte? Dieselben Gelehrten, die der Frau die höhere Befähigung absprechen, sind auch leicht geneigt, dies dem Handwerker und Arbeiter gegenüber zu thun. Wenn der Adel sich auf sein „blaues“ Blut und seinen Stammbaum beruft, lächeln sie spöttisch und zucken die Achseln; aber gegenüber dem Manne niederen Standes halten sie sich für eine Aristokratie, die, was sie geworden, nicht den günstigeren Lebensumständen zu verdanken hat, bewahre, das wäre eine Herabwürdigung ihrer Personen, sondern einzig und allein dem nur ihnen eigenthümlichen Talent und Verstand. Dieselben Männer, die auf dem einen Gebiete zu den vorurtheilslosesten gehören, eine geringe Meinung von Denen besitzen, die nicht gleich ihnen frei denken, sind auf andern Gebieten, sobald es sich um ihr Standes- oder Klasseninteresse, ihre Eitelkeit und Eigen-

liebe handelt, beschränkt bis zur Bornirtheit und gegnerisch gesinnt bis zum Fanatismus. So denkt und urtheilt die höhere Männerwelt über die niedere, und wiederum fast die ganze Männerwelt über die Frauen. Die Männer sehen in ihrer grossen Mehrzahl in den Frauen nichts als Mittel zu ihrem Nutzen und ihrem Vergnügen, als Gleichberechtigte sie anzusehen widerstrebt ihrem Vorurtheil. Die Frau soll demüthig, bescheiden sein, sich ausschliesslich auf das Haus beschränken und ihnen den „Herren der Schöpfung", alles übrige als Domäne überlassen. Die Frau solle ihren eigenen Gedanken und Neigungen jeden denkbaren Zügel anlegen, ruhig abwarten, was ihre irdische Vorsehung, der Vater oder Gatte, über sie beschliesst. Je mehr sie allen diesen Forderungen nachkommt, um so „vernünftiger, sittsamer und tugendhafter" wird sie gepriesen, mag sie unter der Last physischer und moralischer Leiden, als Folge ihrer Zwangsstellung, halb oder ganz zu Grunde gehen. Spricht man aber von der Gleichheit aller Menschen, ist es ein Unding, die Hälfte des Menschengeschlechts davon ausschliessen zu wollen.

Die Frau hat von Natur das gleiche Recht wie der Mann, der Zufall der Geburt kann daran nichts ändern. Die Frau, weil sie als Frau und nicht als Mann geboren ist — woran der Mann so unschuldig ist als die Frau —, von den Rechten der Menschen auszuschliessen, ist ebenso unsinnig und ungerecht, als wenn Rechte von dem Zufall der Religion oder der politischen Gesinnung abhängig gemacht werden, oder dass zwei Menschen sich als Feinde betrachten, weil sie beide durch den Zufall der Geburt verschiedenen Volksstämmen oder verschiedenen Nationalitäten angehören. Alles das sind eines freien Menschen unwürdige Hemmungen und Gesinnungen und der Fortschritt der Menschheit besteht darin, diese und zwar so rasch als möglich zu beseitigen. Es hat keine andere Ungleichheit ein Recht auf Bestand als jene, welche die Natur für die Erreichung des äusserlich verschiedenartigen, im Wesen gleichartigen Naturzwecks begründete. Die Naturschranken wird aber kein Geschlecht überschreiten, weil es damit seinen eigenen Naturzweck vernichtete. Darauf können wir uns sicher verlassen, und ist kein Geschlecht berechtigt, dem andern seine Schranken zu ziehen, so wenig wie eine Klasse der anderen.

Hiermit könnten die Ausführungen gegen das Unberechtigte, die Frau von höherer Geistesthätigkeit auszuschliessen oder ihr gar die Befähigung dazu absprechen zu wollen, schliessen, allein es gilt noch einen Haupteinwand zu prüfen.

Der Gegner Haupttrumpf ist, die Frau habe kleineres Gehirn als der Mann und damit sei ihre ewige Inferiorität bewiesen. Der Vordersatz ist richtig; den Schluss wollen wir untersuchen.

Die Gehirngrösse und dem entsprechend das Gewicht der Gehirnmasse ist bei dem weiblichen Geschlecht durchschnittlich geringer als bei dem männlichen. Nach Huschke*) soll der mittlere Schädelinhalt des Europäers 1446 Kubik-Centimeter, jener der Frau 1226 enthalten.

*) Dr. L. Büchner: Die Frau, ihre natürliche Stellung und gesellschaftliche Bestimmung. „Neue Gesellschaft", Jahrgang 1879 und 1880.

Differenz 220 Kubik-Centimeter. Im Gewicht schätzt Prof. Bischoff das männliche Hirn um durchschnittlich 126 Gramm schwerer als das weibliche. Prof. Meinert setzt das Gewichtsverhältniss des männlichen zum weiblichen Gehirn auf 100 zu 90. Das Gewicht des Gehirns ist aber bei verschiedenen Individuen ein und desselben Geschlechts sehr verschieden. Nach Prof. Reklam wog das Gehirn des Naturforschers Cuvier 1861 Gramm, das Byrons 1807 Gramm, des Mathematikers Dirichlet 1520, des berühmten Mathematikers Gaus nur 1492, des Philologen Hermann 1358 und des Gelehrten Hausmann 1226 Gramm. Wir sehen hier eine ganz enorme Differenz in dem Hirngewicht geistig begabter Männer. Das Hirn Hausmanns war an Gewicht ungefähr gleich dem Durchschnittsgewicht weiblicher Gehirne.

Durch diese Gehirndifferenzen wird zunächst konstatirt, dass es voreilig ist, das Maass geistiger Fähigkeiten ausschliesslich von dem Gehirngewicht abhängig zu machen. Im ganzen sind die Untersuchungen noch zu neu und zu gering an Zahl, um ein abschliessendes Urtheil zu ermöglichen. Es ist aber neben dem Durchschnittsgewicht des Gehirns bei beiden Geschlechtern auch die übrige physische Organisation beider in Betracht zu ziehen und da stellt sich heraus, dass in Rücksicht auf das Durchschnittmaass von Körpergrösse und Körpergewicht das weibliche Gehirn durchschnittlich grösser ist als das männliche. So wenig die Körpergrösse über die Körperkraft entscheidet, so wenig möglicherweise auch die blose Gehirnmasse über die geistige. Wir haben sehr kleine Thiere (Ameisen, Bienen), die an Intelligenz weit grössere (z. B. Schaf, Kuh) übertreffen, wie wir oft erleben, dass Menschen von grosser Gestalt an Geistesfähigkeit weit hinter solchen von kleiner und unscheinbarer Gestalt zurückstehen. Es kommt also mit grösster Wahrscheinlichkeit nicht blos auf die Gehirnmasse an, sondern in höherem Grade auf die Gehirnorganisation und nicht zuletzt auf die Uebung und Anwendung des Gehirns.

Das Gehirn muss, wenn es seine Fähigkeiten voll entwickeln soll, so gut wie jedes andere Organ fleissig geübt und entsprechend genährt werden, unterbleibt dies, oder wird die Ausbildung nach ganz falscher Richtung unternommen, werden, statt den Parthien, die den Verstand vorzugsweise repräsentiren, Anregung und Entwickelung zu geben, jene Parthien entwickelt, in denen mehr das Gefühl, die Phantasie ihren Sitz hat, so tritt nicht blos Hemmung ein, sondern geradezu Verkrüppelung. Die eine Richtung wird auf Kosten der andern genährt.

Nun kann aber Niemand, der die Geschichte der Frauentwickelung einigermassen kennt, bestreiten, dass nach dieser Richtung an der Frau sehr stark gesündigt wurde und noch wird und zwar seit Jahrtausenden. Wenn dagegen Prof. Bischof behauptet, die Frau habe so gut als der Mann ihr Gehirn, ihre Intelligenz ausbilden können, so zeigt diese Behauptung ein unerlaubtes und unerhörtes Maass von Ignoranz eines Gelehrten in Bezug auf den von ihm erörterten Gegenstand. Wodurch lässt sich denn die auffallende Thatsache erklären, dass bei Völkern von niedriger Kulturstufe, wie z. B. bei den Negern

und fast allen wilden Völkerstämmen, Hirnmasse und Hirngewicht von Frauen und Männern sich viel gleichmässiger stellen, als bei kultivirten Völkern? Doch einzig dadurch, dass die Männer jener kultivirten Völker in höherem Grade ihre Gehirnfunktionen ausbildeten und die der Frau zurückgehalten wurden. Im ersten Abschnitt dieser Schrift ist nachgewiesen, wie im Anfang die geistigen und physischen Eigenschaften von Mann und Frau kaum verschieden gewesen sein können, wie aber in Folge der Herrschaftsstellung des Mannes über die Frau in einer langen Entwicklungsperiode die Differenzirung immer grösser werden musste.

Wollen unsere Gelehrten Naturwissenschaftler sein, dann mögen sie auch begreifen, dass die Gesetze ihrer engeren Wissenschaft auf das Menschenleben und die Menschenentwickelung anzuwenden sind. Sie mögen lernen, dass die Gesetze der Entwickelung, der Vererbung, der Anpassung auf den Menschen genau so passen, als auf jedes andere Naturwesen, dass der Mensch keine Ausnahme in der Natur ist und dass bei genauer Kenntniss seiner einzelnen Entwickelungsphasen die Entwickelungslehre auf diese angewandt, uns sonnenklar erscheint, was sonst trübe und dunkel bleibt und Gegenstand wissenschaftlicher Mystik oder mystischer Wissenschaft wird. —

Einige stellen die Behauptung auf, z. B. Dr. L. Büchner, dass die „Gehirndifferenz zwischen den Geschlechtern der verschiedenen Kulturvölker verschieden sei. So sei sie bei Deutschen und Holländern am grössten, dann folgten sich Engländer, Italiener, Schweden, Franzosen. Bei letzteren stünden sich die Geschlechter in Bezug auf ihr Gehirn am nächsten. Ob nun damit ausgesprochen sein soll, dass bei den Franzosen die Frauen sich höher entwickelt und darum den Männern näher stehen, oder umgekehrt die Männer sich weniger entwickelten und dadurch die grössere Gleichheit herbeigeführt ist — denn beides wäre möglich — darüber spricht sich Büchner nicht aus. Man darf nach dem Stande der Kultur in Frankreich wohl das erstere annehmen.

In der That hat denn auch entsprechend der gehandhabten Erziehung — wenn diese Bezeichnung überhaupt für einen grossen Theil der Vergangenheit erlaubt ist und der Ausdruck Aufziehung nicht richtiger ist — die Gehirnbildung sich entwickelt. Alle Physiologen sind darüber einig, dass die eigentliche Verstandesbildung in den vorderen Parthien des Gehirns — über den Augen — also unmittelbar hinter der vorderen Hirnschale liegend, sich vollziehe. Die Gehirnparthien, die vorzugsweise das Gefühls- und Gemüthsleben — wie wir es bezeichnen — betreffen, sollen im Mittelkopfe zu suchen sein. Die Verschiedenheit der Kopfbildung zwischen Mann und Frau entspricht diesem, bei dem Mann ist der Vorderkopf, bei der Frau der Mittelkopf mehr entwickelt.

Und nach dieser aus dem Herrschafts- und Unterthänigkeitsverhältniss sich gestaltenden Kopfbildung hat denn auch der Schönheitsbegriff für Mann und Frau sich entwickelt. Nach dem griechischen Schönheitsbegriff, der heute noch massgebend ist,

soll die Frau eine schmale, eher niedere Stirn, der Mann eine hohe und namentlich breite Stirn haben. Und unsern Frauen ist dieser Schönheitsbegriff, der ihre Erniedrigung anzeigt, so eingeprägt, dass sie eine höhere, über das Durchschnittsmaass gehende Stirn, als ein Merkmal der Unschönheit an sich bedauern und die Natur durch die Kunst zu verbessern suchen, indem sie gewaltsam die Haare über die Stirn ziehen, um sie niedriger erscheinen zu lassen.

Nach alle dem ist es also nicht zu verwundern, dass die Frauen geistig so sind wie sie sind. Gewiss hat Darwin recht, wenn er sagt, dass eine Liste der ausgezeichnetsten Männer in Poesie, Malerei, Skulptur, Musik, Wissenschaft und Philosophie neben einer gleichen Liste der ausgezeichnetsten Frauen auf diesen Gebieten nebeneinandergestellt, keinen Vergleich miteinander aushalten. Aber braucht man sich darüber zu wundern? Zu verwundern wäre, wenn es nicht so wäre. Deshalb antwortet auch Dr. Dodel-Port*) vollkommen richtig, dass dies sich ganz anders verhalten würde, wenn eine Reihe von Generationen hindurch Frauen und Männer gleichmässig erzogen und in der Ausübung jener Künste und Disziplinen unterwiesen würden. Die Frau ist durchschnittlich genommen auch physisch schwächer als der Mann, was bei vielen wilden Völkern ebenfalls nicht der Fall ist, sich manchmal sogar umgekehrt verhält. Was aber Uebung und Erziehung von Jugend auf hierin zu ändern vermögen, sehen wir an Cirkusdamen und Akrobatinnen, die an Muth, Wagehalsigkeit, Gewandtheit und Körperkraft es mit jedem Manne aufnehmen und oft Erstaunliches leisten.

Da dies also alles Sache der Lebensbedingungen und Erziehung, naturwissenschaftlich derb ausgedrückt der „Züchtung" ist, und die Anwendung der Naturgesetze insbesondere bei unsern Hausthieren ganz überraschendes heute leistet, so unterliegt es gar keinem Zweifel, dass die Anwendung dieser Gesetze auf das physische und geistige Leben der Menschen zu noch ganz andern Resultaten führt, weil der Mensch als Gegenstand der Erziehung, zweck- und zielbewusst, selbstthätig mit eingreift.

Man sieht aus all diesen Ausführungen, in welch enger, ja inniger Verbindung die modernen Naturwissenschaften zu unserm ganzen sozialen Leben und seiner Entwickelung stehen. Dass die Naturgesetze, auf die menschliche Gesellschaft angewandt, uns über Zustände unter uns Aufschluss geben, die ohne sie in vollem Umfang nicht zu erlangen wären. Wenn wir durch Anwendung dieser Naturgesetze auf die Entwickelung des Menschenwesens zu den Grundursachen vordringen, finden wir, dass Herrschaftsverhältnisse, Charakter und Körpereigenschaften bei Einzelnen, wie bei Klassen und ganzen Völkern, in erster Linie von den materiellen Existenzbedingungen, also von den sozialen und ökonomischen Machtverhältnissen abhängen**),

*) Die neuere Schöpfungsgeschichte.

**) Eine Entdeckung, die zuerst Karl Marx machte und in klassischer Weise in seinen Werken insbesondere im „Kapital" begründet hat. Das Kommunistische Manifest vom Februar 1848, verfasst durch K. Marx und Fr. Engels

die wieder durch Bodenformation, Bodenfruchtbarkeit und Klima beeinflusst werden. Marx, Darwin, Buckle haben alle drei die grösste, jeder für sich seine besondere Bedeutung für die moderne Entwickelung, und die künftige Gestaltung und Entwickelung der menschlichen Gesellschaft wird durch ihre Lehren und Entdeckungen im eminentesten Maasse beeinflusst.

Sind also schlechte und unwürdige Existenzbedingungen der Menschen — also Mangelhaftigkeit des Sozialzustandes — als Ursache schlechter und mangelhafter individueller Entwickelung erkannt, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, dass Verbesserung der Existenzbedingungen die Menschenwesen ebenfalls verbessern wird. Der Schluss daraus lautet wieder: Die konsequente Anwendung der unter dem Namen des Darwinismus bekannt gewordenen Naturgesetze auf das Menschenwesen schafft andere Menschen, erfordert aber auch dem entsprechend andere soziale Zustände und führt also nach den Marx'schen Lehren zum — Sozialismus. Da hilft kein Sperren und Sträuben — „und gehst du nicht willig, so brauch ich Gewalt" — die Gewalt der Vernunft nämlich.

Das Darwin'sche Gesetz des Kampfes ums Dasein, das in der Natur darin gipfelt, dass das höher organisirte und stärkere Lebewesen das niedere verdrängt und vernichtet, findet in der Menschenwelt den Abschluss, dass die Menschen als denkende und erkennende Wesen ihre Lebensbedingungen, also ihre sozialen Zustände und alles was damit zusammenhängt, beständig ändern, verbessern und vervollkommnen, so dass schliesslich für alle Menschenwesen gleich günstige Daseinsbedingungen vorhanden sind. Die Menschheit schafft sich allmählig Zustände: Gesetze, Einrichtungen, die jedem Einzelnen erlauben, seine Anlagen und Fähigkeiten zu seinem eigenen wie zum Wohle der Gesammtheit zu entwickeln, ihm aber die Macht nehmen, andern oder der Gesammtheit zu schaden, weil dies sofort fühlbar sein eigener Schaden sein würde. Dieser Zustand wirkt schliesslich so auf seine Intelligenz und Einsicht ein, dass der Gedanke an Herrschaft und Schädigung gar keinen Platz mehr in seinem Gehirn findet.

Der Darwinismus ist also wie jede ächte Wissenschaft eine eminent demokratische Wissenschaft*) und wenn das seine eignen Vertreter nicht anerkennen wollen, sondern sogar das Gegentheil behaupten, so verstehen sie die Tragweite ihrer eignen Wissenschaft nicht zu schätzen, was übrigens nichts Neues ist. Die Gegner und insbesondere die verehrliche Geistlichkeit, die stets eine feine Nase hat, wo es sich um irdische Vortheile oder um Schaden für sie handelt, haben das besser begriffen, und sie denunziren demgemäss den

beruht auf dieser Grundanschauung und kann noch heute als die mustergiltigste und vortrefflichste Agitationsschrift angesehen werden.

*) „Die Halle der Wissenschaft ist der Tempel der Demokratie." Buckle: „Geschichte der Zivilisation in England", II. Band, II. Theil, 4. Aufl., übersetzt von A. Runge.

Darwinismus als sozialistisch und atheistisch Herrn Professor Virchow gereicht es keineswegs zur Ehre, dass er mit diesen Menschen übereinstimmt und im Jahre 1877 auf der Naturforscher-Versammlung in München gegen Professor Häckel austrumpfte: „die Darwin'sche Theorie führe zum Sozialismus", natürlich um die Lehre zu diskreditiren und zu denunziren, weil Häckel die Aufnahme der Entwickelungslehre in den Schulplan verlangte.

Führen die Darwin'schen Theorien zum Sozialismus, wie Virchow behauptet, so beweist das nichts gegen die Theorien, sondern nur für den Sozialismus. Die echte Wissenschaft hat aber nicht darnach zu fragen, ob die Konsequenzen aus ihr zu dieser oder jener Staatseinrichtung, zu diesem oder jenem Sozialzustand führen. Sie hat zu prüfen, ob die Theorien richtig sind, und sind sie das, so sind sie mit allen Konsequenzen zu übernehmen. Wer anders handelt aus persönlichem Vortheil, wegen Gunst von Oben, aus Klassen- oder Parteiinteresse, handelt verächtlich und macht der Wissenschaft Schande. Die zünftige Wissenschaft, wie sie insbesondere an unsern Universitäten ihr Wesen treibt, kann allerdings nur in den seltensten Fällen auf Selbstständigkeit und Charakter Anspruch machen. Die Furcht, die Pfründe zu verlieren, an Gunst von Oben einzubüssen, auf Titel, Orden und Beförderung Verzicht leisten zu müssen, veranlasst die meisten Vertreter der Wissenschaft sich zu ducken, ihre Ueberzeugungen zu verbergen oder gar das Gegentheil von dem öffentlich zu sagen, was sie innerlich glauben und wissen. Wenn ein Dubois-Reymond 1870 gelegentlich einer Huldigungsfeier an der Berliner Universität ausruft: „Die Universitäten sind die Erziehungsstätten für die geistige Leibwache der Hohenzollern", dann kann man darnach beurtheilen, wie das Gros der Uebrigen über den Zweck der Wissenschaft denkt, die an Wissen und Bedeutung tief unter Herrn Dubois-Reymond stehen*). Die Wissenschaft wird zur dienenden Magd der Gewalt herabgewürdigt.

Es ist daher auch ganz erklärlich, dass Prof. Häckel und sein Anhang wie Prof. Schmidt, Herr v. Hellwald und Andere — sich energisch gegen den entsetzlichen Vorwurf wehren, der Darwinismus arbeite dem Sozialismus in die Hände und ihrerseits behaupten: „im Gegentheil, der Darwinismus ist aristokratisch, indem er lehrt, dass überall in der Natur das höher organisirte und stärkere Lebewesen das niedere unterdrückt. Da nun die besitzenden und gebildeten Klassen diese höher organisirten und stärkeren Lebewesen innerhalb der Menschheit bilden, so ist ihre Herrschaft berechtigt, weil naturgesetzlich".

Der falsche Schluss liegt nach dem schon Ausgeführten auf der Hand. Angenommen, dass dies die Ueberzeugung der Herren ist, so wenden sie ihre eigenen Lehren auf die Menschheit nur ganz roh mechanisch an. Weil sich der Kampf ums Dasein in der Natur unbewusst an Thieren und Lebewesen ohne Kenntniss der Gesetze voll-

*) Herr Dubois-Reymond hat diesen Satz mit Hinweis auf die damaligen Angriffe gegen ihn im Februar 1883 bei der Geburtstagsfeier Friedrichs des Grossen wiederholt.

zieht, soll das auch für die Menschheit treffen. Glücklicherweise aber kommt, ob mit oder ohne Willen dieser Herren Gelehrten, die Menschheit zur Erkenntniss der Gesetze, die ihre Entwickelung bedingen und sie hat also nur nöthig, diese Erkenntniss auf ihre politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen anzuwenden, um diese umzuformen. Der Unterschied also zwischen dem Menschen und dem Thiere ist, dass der Mensch wohl ein denkendes Thier, das Thier aber kein denkender Mensch ist. Das haben die Herren Darwinianer in ihrer Gelehrsamkeit übersehen. Daher der falsche Zirkel, den sie beschreiben.

Natürlich bestreiten Herr Professor Häckel und seine Leute auch, dass der Darwinismus zum Atheismus führe, und so machen sie, nachdem sie den „Schöpfer" durch all ihre wissenschaftlichen Ausführungen und Beweise beseitigt haben, die krampfhaftesten Versuche, ihn durch die Hinterthüre hereinzuschmuggeln. Da bildet man sich denn seine eigene Art von „Religion", die man „höhere Sittlichkeit", „sittliche Prinzipien" u. s. w. nennt. Herr Professor Häckel machte sogar 1882 in Eisenach auf der Naturforscher-Versammlung im Beisein der grossherzoglich weimar'schen Familie den Versuch, nicht blos die Religion zu retten, sondern auch seinen Meister Darwin als religiösen Mann hinzustellen. Der Versuch scheiterte kläglich, wie Jeder, der jenen Vortrag und den zitirten Brief Darwins gelesen hat und denken kann, bestätigen wird. Der Brief Darwins besagte genau das Gegentheil dessen, was er nach Professor Häckel besagen sollte, freilich sehr vorsichtig, weil Darwin, auch Rücksichten nehmend auf die „Frömmigkeit" seiner Landsleute, der Engländer, nie wagte, öffentlich seine wahre Meinung über die Religion zu sagen. Privatim hatte er es, wie kurz nach der weimarer Versammlung bekannt wurde, Dr. Büchner gegenüber gethan und diesem gestanden, dass er seit seinem vierzigsten Lebensjahre — also seit 1849 — nichts mehr glaube, weil er keine Beweise für den Glauben habe erlangen können. Auch unterstützte Darwin heimlich in den letzten Jahren eine in New-York erscheinende atheistische Zeitung.

So viel über die moderne Naturwissenschaft und ihren Einfluss auf die Menschheitsentwickelung und die bewusste Leugnung oder unbewusste Tragweite seitens ihrer hervorragendsten Vertreter in Deutschland.

Mit Professor Virchow fällt auch Dr. Dühring über Darwin und den Darwinismus her und zwar in recht wüster Weise. Um das zu können, malt er sich den Darwinismus, wie er nicht ist und bekämpft ihn mit Waffen, die er zum Theil selbst wieder dem Darwinismus entnommen. Das sind Querköpfigkeiten, mit denen nicht zu rechten ist.

Auf das eigentliche Thema zurückkommend, sei noch hervorgehoben: Wenn die Naturwissenschaft und die darauf sich aufbauende künstliche Züchtung zweck- und zielbewusst ganz neue Gestalten und Arten in der Thier- und Pflanzenwelt hervorzubringen vermag — eine Züchtung, die bei Hausthieren so weit geht, dass man den Kopf einer

gewissen Art Rinder verkürzt züchtet, um das Fleischgewicht an den übrigen Körpertheilen zu erhöhen, die Beine der Schweine aus demselben Grunde kürzer werden lässt und ähnliche, fast unglaublich scheinende Veränderungen unter Anwendung der erkannten Entwickelungsgesetze herbeiführt — die Entwickelungsgesetze auf die Menschenerziehung angewandt, schliesslich dahin führen werden, bestimmte körperliche und geistige Eigenschaften hervorzurufen, die Einzelnen harmonisch entwickeln zu können.

* * *

Die Frauen wollen nun, kraft des in ihnen lebenden Naturtriebes nach Vervollkommnung, den Wettkampf mit dem Manne auch auf geistigem Gebiete aufnehmen und wollen nicht erst warten, bis es den Männern beliebt, ihre, der Frauen, Gehirnfunktionen zu entwickeln. Der Zeitgeist, diese geheime aber gründlich wirkende Naturmacht, die Essenz aller materiell-geistigen Strömungen in der Menschheit, kommt ihnen entgegen. Hier und da haben sie bereits im Verein mit den Männern alle Hindernisse hinweggeräumt und sich in die geistige Arena begeben, und zwar in einigen Ländern mit besonderem Erfolg. Diese Länder sind vorzugsweise Nord-Amerika und Russland, zwei Länder, die in ihrer politischen Organisation und vielfach auch in ihrer sozialen, Extreme sind. So giebt es in Amerika und in Russland heute zahlreiche weibliche Aerzte, von denen sich viele eines ausgezeichneten Rufes erfreuen und eine grosse Praxis haben*). Kein Zweifel, dass die Frau, der man bereitwillig ihre Fähigkeiten als Krankenpflegerin nachrühmt, auch zur Aerztin besonders befähigt ist. Ausserdem wären für unsere Frauen weibliche Aerzte eine grosse Wohlthat, denn der Umstand, dass es Männer sind, denen sie sich in Krankheitsfällen und wegen ihrer so verschiedenartigen, mit dem Geschlechtszweck zusammenhängenden körperlichen Störungen anvertrauen sollen, hindert sie häufig, rechtzeitig ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Daraus entstehen eine Menge von Unannehmlichkeiten, nicht blos für die Frauen, sondern auch für die Männer. Es giebt keinen Arzt, der über diese manchmal verbrecherische Zurückhaltung der Frauen und ihre Abneigung, frei heraus ihr Uebel einzugestehen, nicht zu klagen hätte. Die Sache ist natürlich, es ist nur unvernünftig, dass die Männer, und namentlich auch die Aerzte, nicht einsehen wollen, wie berechtigt das ärztliche Studium für die Frau ist.

*) Weibliche Aerzte und Operateurinnen von grossem Ruf gab es bereits im 9. und 10. Jahrhundert im Araberreich, namentlich auch unter der Araberherrschaft in Spanien, wo sie an der Universität zu Cordova studirten. Die Frau war damals im mohammedanisch-arabischen Reich viel freier als heute im Orient, was Mohammed verursachte, der ihre soziale Stellung wesentlich verbesserte. Aber asiatischer, persischer und türkischer Einfluss hat später die Stellung der Frau im Orient herabgedrückt. Interessante Mittheilungen hierüber bei v. Kremer „Kulturgeschichte des Orients". Im 12. Jahrhundert studirten auch in Bologna und Palermo Frauen Medizin.

Das medizinische Studium der Frauen würde auch deshalb nützlich sein, weil an Aerzten, wenigstens auf dem Lande, Mangel ist und unsere, ernste Anstrengungen möglichst scheuende, Bourgeoisjugend sich nicht übermässig dazu drängt. Ueberhaupt sieht es mit der Strebsamkeit und dem Lerneifer dieser Jugend ziemlich windig aus — siehe die jährlichen Einjährig-Freiwilligen-Prüfungen — und die weibliche Konkurrenz würde sehr heilsam wirken.

Auch in dieser Richtung liefern die Vereinigten Staaten gute Beispiele. Dort bestehen mehrfach, zum Entsetzen unserer gelehrten und ungelehrten Zöpfe männlichen und weiblichen Geschlechts, Hochschulen, an denen beide Geschlechter zusammen in grosser Anzahl ausgebildet werden. Hören wir den Erfolg. Präsident White von der University of Michigan erklärt: „Der beste Schüler im Griechischen unter 1300 Studenten ist seit einigen Jahren eine Jungfrau, der beste Schüler in der Mathematik in einer der stärksten Klassen unseres Instituts ist ebenfalls eine Jungfrau, und mehrere unter den besten Schülern in den Naturwissenschaften und den allgemeinen Wissenschaften sind ebenfalls Jungfrauen." Dr. Fairshild, Präsident vom Oberlin College in Ohio, in dem über 1000 Studirende von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich lernen, sagt: „Während meiner achtjährigen Thätigkeit als Professor der alten Sprachen — Latein, Griechisch, Hebräisch — und in den ethischen und philosophischen Studien, und während meiner elfjährigen Thätigkeit in der abstrakten und angewandten Mathematik habe ich keine andere Verschiedenheit der beiden Geschlechter bemerkt als in der Art des Vortrags." Eduard H. Machill. Präsident des Swarthmore College in Delaware County Pa., Verfasser der Schrift, der vorstehende Daten entnommen sind**), sagt, dass er nach vierjähriger Erfahrung zu dem Resulfate gekommen sei, dass in moralischer und sittlicher Beziehung die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter die besten Resultate ergeben habe. Dies nebenbei für Jene, welche durch eine solche Erziehung die „Sittlichkeit" gefährdet sehen. Es werden in Deutschland noch viele Zöpfe abgeschnitten werden müssen, ehe die Vernunft sich Bahn bricht.

Da wird nun eingewendet, dass es unschicklich sei, Frauen in die medizinischen Hörsäle, die Operations- und Geburtszimmer neben männlichen Studenten zuzulassen. Finden die Männer nichts Anstössiges darin, an kranken weiblichen Objekten, in Anwesenheit von Wärterinnen und andern weiblichen Kranken, ihre Studien und Untersuchungen vorzunehmen, so ist erst recht kein Grund vorhanden, dass sich dies für weibliche Studentinnen nicht schicke. Und der Lehrende kann sehr viel thun durch die Art, wie er lehrt, und auf die Haltung seiner männlichen und weiblichen Hörerinnen einwirken. Auch ist anzunehmen, dass Frauen, die sich einem solchen Studium unter den heutigen Verhältnissen widmen, von einem Ernst, einer Willensfestigkeit beseelt sind, wodurch sie die meisten der studirenden Männer übertreffen. Professoren, die männliche und weibliche Studirende zu-

**) An Adress upon the Co-Education of the Sexes. Philadelphia.

sammen unterrichteten, bestätigen dies. Der Eifer der weiblichen Studirenden ist durchschnittlich grösser als jener der männlichen. Endlich könnten auch die einmal durchgebildeten Aerztinnen — wenn man denn schlechterdings die unnatürliche Auseinanderhaltung der Geschlechter bei natürlichen Dingen für nothwendig halten will — die Ausbildung ihrer Geschlechtsgenossinnen übernehmen.

In Wahrheit sind es ganz andere Gründe, welche die meisten Professoren der Medizin, überhaupt die Universitätslehrer, veranlassen, weiblichen Studirenden feindlich gegenüberzutreten. Sie sehen darin eine „Herabwürdigung" der Wissenschaft, die an Ansehen in den Augen der beschränkten Menge einbüssen könnte, wenn sich erwiese, dass auch weibliche Gehirne eine Wissenschaft zu kapiren vermöchten, die bis dato nur für die Auserwählten des männlichen Geschlechts erschlossen war.

Unser Universitätswesen befindet sich eben, wie unser gesammtes Bildungswesen, trotz aller gegentheiligen Phrasen, in einer mangelhaften Verfassung. Wie in der Volksschule dem Kinde die kostbarste Zeit geraubt wird, um sein Hirn mit Dingen anzufüllen, die weder mit der Vernunft, noch wissenschaftlicher Erkenntniss im Einklang stehen; wie ihm eine Masse Ballast aufgebürdet wird, den es im Leben nicht verwenden kann, es vielmehr in seinem Fortkommen, seiner Entwickelung hemmt, so ist's auch mit unsern höhern Schulen. In den Vorbereitungsanstalten zu den Universitäten wird den Schülern eine Masse trockener, unbrauchbarer Lehr- und Memorirstoff eingepaukt, der ihre meiste Zeit, ihre kostbarsten Gehirnkräfte in Anspruch nimmt, und auf der Universität wird meist in derselben Richtung fortgewirkt. Eine Masse von Althergebrachtem, Ueberlebtem, Ueberflüssigem wird ihnen neben verhältnissmässig wenigem Guten gelehrt. Die einmal geschriebenen Kollegienhefte werden von den meisten Professoren Jahre lang hintereinander, bis auf die eingestreuten Witze, Semester für Semester heruntergeleiert. Das hohe Lehramt wird bei vielen zum ganz gewöhnlichen Handwerk, und für die Lernenden bedarf es keines Scharfsinns, das herauszufühlen. Auch sorgen die überkommenen Begriffe vom Universitätsleben dafür, dass sie die Studienjahre nicht zu ernst nehmen und mancher, der sie ernst nehmen will, wird durch die pedantische und ungeniessbare Lehrweise der meisten Professoren abgeschreckt. Kommt die Examenzeit, so wird in ein paar Monaten rasch mechanisch eingepaukt, was unumgänglich nothwendig erscheint, um nothdürftig bestehen zu können. Ist dann das Examen glücklich vorüber und eine amtliche oder berufliche Stellung erlangt, so arbeiten die meisten dieser „Studirten" rein mechanisch und handwerksmässig fort, nehmen es aber sehr übel, wenn ein „Nichtstudirter" ihnen nicht mit der grössten Hochachtung begegnet, sie als eine andere, edlere Menschenrace ansieht und behandelt. Nur der strebsame Mann entdeckt später erst, wie viel Unnützes er gelernt, gerade das nicht gelernt, was er am nöthigsten brauchte und fängt nun erst an wirklich zu lernen. Während des besten Theils seines Lebens hat man ihn mit viel Unnützem oder Schädlichem gequält;

einen zweiten Theil des Lebens braucht er, um das Unnütze und Schädliche abzustreifen und sich zur Höhe der Zeitanschauung durchzuarbeiten, und nun erst kann er wirklich nützliches Glied der Gesellschaft werden. Viele kommen über das erste Stadium nicht hinaus, andere bleiben im zweiten stecken, nur Wenige haben die Energie, sich zum dritten emporzuarbeiten.

Aber das „Decorum" erfordert, dass der mittelalterliche Plunder und der unnütze Lernstoff beibehalten bleibe, und da die Frauen, in Folge ihres Geschlechts, von vornherein von den Vorschulen und Präpariranstalten ausgeschlossen sind, so bildet dieser Umstand den bequemen Vorwand, ihnen die Thüren zum Hörsaal zu verschliessen. In Leipzig machte einer der berühmtesten Professoren der Medizin einer Dame gegenüber unverholen das Geständniss: „Die Gymnasialbildung ist zwar nicht nothwendig zum Verständniss der Medizin, aber man muss sie zur Vorbedingung des Eintritts machen, damit das Ansehen der Wissenschaft nicht leidet."

Professor Bischoff in München gab unter anderm als Grund an, weshalb er Frauen das Studium der Medizin nicht empfehle: „Die Rohheit der Studenten", was sicher sehr bezeichnend ist. Derselbe Herr Professor sagt auch wieder an einer Stelle seiner Schrift über das angeregte Thema, und diese Stelle ist charakterisirend: „Warum sollte man (nämlich als Professor) nicht da und dort einer interessanten, intelligenten und auch hübschen Frau gestatten, eine Vorlesung über irgend eine unverfängliche Disziplin zu besuchen?" Eine Ansicht, die Herr von Sybel augenscheinlich ebenfalls hegt und also ausdrückt: „Einzelne Männer sind selten im Stande gewesen, einer lernbegierigen und nicht unliebenswürdigen Schülerin ihre Theilnahme und Hülfe zu versagen."

Schade um jedes Wort, das man zur Widerlegung solcher „Gründe" und Anschauungen noch sagen wollte. Die Zeit wird kommen, wo man sich weder um die Rohheit der „Gebildeten", noch um das Zopfthum oder das sinnliche Gelüst der Gelehrten kümmern wird, sondern thut, was Vernunft und Gerechtigkeit gebieten.

Wie schon bemerkt, sind die vorurtheilsvollen Ueberlieferungen, an denen Europa und speziell Deutschland kranken, in Nord-Amerika viel weniger vorhanden. So haben viele Frauen als Aerzte, Rechtsanwälte, Lehrerinnen, und zwar bis in die höchsten Bildungsanstalten — wie denn die Frauen in Amerika im Lehrfach die Mehrheit der Lehrkräfte stellen — ferner als Beamte in den verschiedensten Kommunal- und Staatsämtern angesehene Stellungen erlangt. Auch in Russland huldigt man in Bezug auf die Frau viel freieren und höheren Anschauungen als in Deutschland. Viele russische Frauen haben sich mit grossem Erfolg den verschiedensten wissenschaftlichen Studien ergeben. Im Frühjahr 1878 bestand eine russische Studirende in Bern, Frau Litwinow aus Tula, die Prüfung mit solcher Auszeichnung, namentlich in der Mathematik, dass ihr die philosophische Fakultät das Doktor-Diplom einstimmig, mit der höchsten Note zuerkannte. Ein gleiches geschah einige Monate später bei einer

österreichischen Dame, Fräulein Welt, Seitens der medizinischen Fakultät der Universität Bern. Und seitdem sind viele ähnliche Fälle vorgekommen*).

In Deutschland hat der Staat die Frauen in den wenigen Fällen, wo er sie anstellte, nach ächter Ausbeuterweise, nur als billigere Arbeitskraft betrachtet, die er bei denselben Leistungen erheblich schlechter bezahlt als den Mann. Da nun die Männer unter den heutigen Verhältnissen schon an und für sich der Frau konkurrenzfeindlich gesinnt sind, ihr aber doppelt feindlich entgegentreten, wenn ihre Arbeitskräfte durch billigere verdrängt zu werden drohen, so ist das Verhältniss für die Frauen ein keineswegs angenehmes und führt zu vielen Reibungen. Dazu kommt, dass in Deutschland der Militärstand alljährlich so viel ausgediente Unteroffiziere und ausrangirte Offiziere zu Beamtenaspiranten macht, dass für andere Arbeitskräfte kein Platz vorhanden ist. Daher die rasche Beseitigung der bereits angestellten Frauen. Auch darf nicht verkannt werden, dass bei dem Uebermaass von Arbeitszeit, welches Private wie Staat an die weiblichen Arbeitskräfte stellen, sich überall schwere Unzuträglichkeiten ergeben, namentlich wenn auch noch häusliche Pflichten zu erfüllen sind. Die Art der gegenwärtigen Hauswirthschaft steht eben mit den Anforderungen, die das Leben an Millionen Frauen stellt, ebenso im Widerspruch, wie die allgemeine Wirthschaftsform mit der Menschenwürde jedes Einzelnen.

Die Frauen haben bewiesen und beweisen mit jedem Jahre mehr, dass es ihnen, trotz aller Vernachlässigung in der Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten, daran nicht fehlt, und dass sie schon heute auf vielen Gebieten mit dem Manne den Wettkampf aufzunehmen im Stande sind. Es gibt ebenso tüchtige Schriftstellerinnen als Künstlerinnen unter ihnen, und zwar der verschiedensten Art, und ebenso Vertreter anderer höherer Berufe. Damit ist dem reaktionären Geschrei gegenüber gezeigt, dass man auf die Dauer ihnen die Gleichberechtigung nicht versagen kann. Unzweifelhaft ist aber auch, dass unter den bestehenden sozialen Verhältnissen damit weder für sie noch den Mann das Ziel erreicht ist. Ein stärkeres Eindringen der Frauen in die höheren Berufe — was immer nur einer Minorität möglich ist — muss schliesslich dort dieselbe Wirkung ausüben, wie auf dem Felde der Industrie. Die Frau wird auch in höherem Berufe nicht nur schlechter bezahlt in dem Maasse, wie ihre Konkurrenz das Angebot steigert, sondern noch viel mehr gedrückt, und zwar aus den Ursachen, die oben für die weiblichen Industriearbeiterinnen angeführt wurden. Ist mir doch ein Fall bekannt, wo eine Frau an die Stelle eines Mannes ins höhere Lehrfach einrücken sollte, aber — nur mit der Hälfte des Gehaltes. Das ist eine schamlose, aber nach den in der bürgerlichen Welt herrschenden Prinzipien gerechtfertigte, Zu-

*) Auch in Berlin ist endlich das Eis gebrochen. Berlin zählte im Frühjahr 1883 fünf weibliche Aerzte, die sich sämmtlich einer sehr bedeutenden Praxis erfreuten. Der deutsche Gelehrtenzopf wackelt darob bedenklich.

muthung; sie wurde gestellt und aus Zwang der Verhältnisse acceptirt. Es bleibt also kein Zweifel: mit der Eroberung des Eintritts in die höheren Berufe ist für die Frauen die Befreiung aus der sozialen Misere nicht vorhanden und für die betroffenen Männer auch nicht. Man muss weiter marschiren.

Die rechtliche Stellung der Frau. Ihre Stellung zur Politik.

Wenn ein Stand, eine Klasse sich in Abhängigkeit befindet, unterdrückt wird, erhält diese Abhängigkeit auch stets in den Gesetzen des bezüglichen Landes ihren Ausdruck. Die Gesetze sind der in bestimmte Formeln gebrachte und darin ausgedrückte soziale Zustand eines Landes, sie spiegeln denselben ab. Die Frauen als abhängiges, unterdrücktes Geschlecht machen von der angeführten Regel keine Ausnahme. Die Gesetze sind negativer und positiver Art. Negativ, insofern sie bei der Vertheilung von Rechten einfach von dem Unterdrückten keine Notiz nehmen, als sei er nicht vorhanden, positiv, indem sie ihm seine unterdrückte Stellung anweisen und etwaige Ausnahmen bezeichnen.

Unser gemeines Recht ist auf dem römischen Recht aufgebaut, das den Menschen nur als besitzendes Wesen kannte. Doch hat einigermassen das alte germanische Recht, das den Menschen freier auffasste und auch von der Frau würdiger dachte, — es gab schon zu Tacitus' Zeiten Stämme, die Frauen zu Fürstinnen hatten, was nach römischem Begriff eine Ungeheuerlichkeit war — seine Wirkung behalten. Dagegen ist bei den romanischen Nationen die römische Rechts-Auffassung, insbesondere auch in Bezug auf die Frau, noch heute vorherrschend. Dass in der französischen Sprache der Mensch und der Mann durch ein und dasselbe Wort l'homme bezeichnet wird, ist kein Zufall. Das französische Recht kennt den Menschen nur als Mann. So war es ähnlich in Rom. Es gab römische Bürger und nur Frauen römischer Bürger, keine Bürgerinnen.

Die bunte Musterkarte der vielen, namentlich deutschen Gemeinrechte aufzuzählen, ist überflüssig, wenige Beispiele genügen.

Dem gemeinen deutschen Rechte nach ist die Frau überall dem Manne gegenüber unmündig, der Mann ist der Herr, dem sie in der Ehe Gehorsam schuldig ist. Ist sie ungehorsam, so steht nach dem preussischen Landrecht dem Manne von „niederem" Stande das Recht einer mässigen körperlichen Züchtigung zu. Da nirgends die Kraft und Zahl der Schläge vorgeschrieben ist, entscheidet darüber souverän der Mann. Im Hamburger Stadtrecht heisst's: „Sonst wird mässige Züchtigung dem Ehemann über seine Hausfrau, den Eltern über ihre Kinder, den Lehrern über ihre Schüler, dem Hausherrn und der Hausmutter über das Gesinde billig erlaubt und zugelassen."

Aehnliche Bestimmungen bestehen vielfach in Deutschland. Nach dem preussischen Landrecht kann ferner der Mann seiner Frau vorschreiben, wie lange sie dem Kinde die Brust zu reichen habe. In allen Dispositionsfällen über die Kinder entscheidet der Mann. Stirbt dieser, so ist die Frau überall gezwungen, einen Vormund über die Kinder anzunehmen, sie ist für unmündig und unfähig zu alleiniger Erziehung erklärt, auch wenn durch ihr Besitzthum und ihre Arbeitskraft allein die Kinder erhalten werden. Ihr Vermögen verwaltet der Mann und es wird in Fällen des Konkurses in den meisten Staaten als das seine angesehen und darüber verfügt, wenn nicht ein vor der Ehe geschlossener Kontrakt ihr das Vermögen sicherte. Wo für Grundbesitz das Erstgeburtsrecht (Primogenitur) besteht, kann die Frau, wenn sie die Erstgeborne ist, den Besitz nicht antreten, wenn Männer und Brüder vorhanden sind; sie rückt erst dann ein, wenn sie keine Brüder hatte, oder solche starben. Die politischen Rechte, die auf solchem Grundbesitz in der Regel ruhen, kann sie nicht ausüben, vereinzelte Fälle ausgenommen, wie in Sachsen, wo die Landgemeindeordnung ihr als Grundbesitzerin das aktive Wahlrecht einräumt, aber ihr das passive, das Recht der Wählbarkeit vorenthält. Besitzt sie aber einen Ehemann, so gehen alle Rechte auf diesen über. Verträge darf sie in den meisten Staaten nur mit Zustimmung des Mannes schliessen, ausgenommen sie besitzt ein eigenes Geschäft, was sie nach der neueren Gesetzgebung begründen kann. Von jeder öffentlichen Thätigkeit ist sie ausgeschlossen. Das preussische Vereinsgesetz verbietet Schülern und Lehrlingen unter 18 Jahren und Frauen die Betheiligung an politischen Vereinen oder Versammlungen. Noch vor nicht vielen Jahren war in verschiedenen deutschen Strafprozessordnungen Frauen die Anwesenheit bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen als Zuhörer untersagt. Empfängt eine Frau ein uneheliches Kind, so hat sie keinen Anspruch auf Alimente, wenn sie von dem Manne zur Zeit ihrer Schwängerung ein Geschenk annahm. Lässt sich eine Frau von ihrem Manne scheiden, so trägt sie zu ewiger Erinnerung an ihn seinen Namen, es sei denn, sie heirathe wieder.

Diese Proben mögen genügen. In Frankreich ist sie noch übler daran. Wie die Frage nach der Vaterschaft im Falle unehelicher Geburt behandelt wird, ist schon erörtert. Damit steht in Verbindung, dass die Frau im Falle des Ehebruchs seitens des Mannes nicht ohne weiteres auf Trennung von Tisch und Bett klagen kann, der Ehebruch muss unter erschwerenden Umständen stattgefunden haben. Umgekehrt kann der Mann die Trennung sofort verlangen. So ist's auch in Spanien, Portugal, Italien. Nach § 215 des Code civil darf sie ohne Zustimmung des Gatten und zweier ihrer nächsten Verwandten nicht vor Gericht auftreten, auch wenn sie einen öffentlichen Handel hat. Nach § 213 soll der Mann die Frau schützen und sie hat ihm Gehorsam zu leisten. Die Vermögensverwaltung ist Sache des Ehemannes u. s. w. Ganz ähnliche Bestimmungen bestehen in der französischen Schweiz, z. B. im Kanton Waadt. Ueber die Auffassung Napoleons I. bezüglich der Stellung der Frau in Frankreich

existirt ein bezeichnendes Wort: „Eins ist nicht französisch, eine Frau, die thun kann, was ihr gefällt"*).

In England haben sich die rechtlichen Verhältnisse der Frau seit August 1882 wesentlich gebessert, und zwar in Folge energischer Agitation der Frauen im Volk und bei dem Parlament. Vordem war die englische Frau die reine Leibeigene ihres Mannes, der über ihre Person und über ihr Vermögen frei schalten und walten konnte. Für ein Verbrechen, das sie in Gegenwart des Mannes beging, war dieser verantwortlich, da sie als vollkommen unmündig angesehen wurde. Fügte sie jemand Schaden zu, so wurde dieser beurtheilt, als sei er durch Hausthiere begangen worden; der Mann hatte dafür einzustehen. Durch das Gesetz vom August 1882 ist die Frau dem Manne zivilrechtlich gleichgestellt.

Von allen europäischen Staaten haben die Frauen die freieste Stellung in — Russland. In den Vereinigten Staaten haben sie sich ihre volle zivilrechtliche Gleichberechtigung — wenigstens in den meisten Staaten — erkämpft. Auch haben sie dort es verhindert, dass die englischen oder ähnliche Prostitutionsgesetze eingeführt wurden.

Die fühlbare und handgreifliche Rechtsungleichheit der Frauen gegenüber den Männern hat bei den vorgeschritteneren unter ihnen die Forderung nach politischen Rechten erzeugt, um durch die Gesetzgebung für ihre Gleichberechtigung zu wirken. Derselbe Gedanke, der auch die Arbeiterklasse veranlasste, überall ihre Agitationen auf die Eroberung politischer Macht zu richten. Was für die Arbeiterklasse recht erscheint, kann für die Frauen nicht ein Unrecht sein. Unterdrückt, rechtlos, überall hintangesetzt, haben sie nicht blos ein Recht, sondern auch die Pflicht, sich zu wehren und jedes gut scheinende Mittel zu ergreifen, um sich in eine unabhängigere Stellung zu bringen. Gegen diese Bestrebungen erheben sich natürlich aufs Neue die reaktionären Unkenrufe. Sehen wir weiter zu mit welchem Recht.

Die grosse französische Revolution, beginnend 1789, die alles Alte aus den Fugen trieb und eine Entfesselung der Geister herbeiführte, wie sie die Welt kein zweites Mal gesehen, brachte auch die Frauen auf die Bühne. Viele hatten sich schon in den letzten zwei Jahrzehnten, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, lebhaft an dem grossen Geisteskampfe betheiligt, der damals die französische Gesellschaft durchtobte. Sie strömten in Menge zu den wissenschaftlichen Diskussionen, betheiligten sich an politischen und wissenschaftlichen Zirkeln und halfen für ihr Theil die Revolution vorbereiten, in welcher sich die Theorien in Thatsachen umsetzten. Die meisten Geschichtsschreiber haben nur von den Ausschreitungen Akt genommen und diese wie immer, wo es sich darum handelt, auf das Volk Steine zu werfen und Abscheu zu erregen, ins Ungeheuerliche verzerrt, um dadurch um so besser die Schandthaten der Mächtigen beschönigen zu können. Den Heroismus und die Seelengrösse, die viele Frauen jener Zeit gezeigt, haben sie verkleinert oder verschwiegen. So lange die Sieger

*) Bridel: Puissance maritale.

allein über die Besiegten Geschichte schreiben, wird es so bleiben. Aber die Zeiten ändern sich.

Bereits im Oktober 1789 petitionirten die Frauen bei der Nationalversammlung, „dass die Gleichheit zwischen Mann und Frau wieder hergestellt, ihnen Arbeit und Beschäftigung freigegeben und Stellen eingeräumt würden, für die ihre Fähigkeiten sich eigneten." Die Forderung der „Wiederherstellung" der Gleichheit zwischen Mann und Frau lässt den Gedanken aufkommen, diese habe früher bestanden. Allein das ist ein Irrthum, dem man sich damals allgemein in Bezug auf die menschliche Vergangenheit hingab. Durch eine ungründliche Geschichtsforschung verführt, ohne Kenntniss von den Entwickelungsgesetzen der Menschheit, huldigte man dem Glauben, die Menschen hätten früher freier und glücklicher gelebt. Eine Ansicht, die auch heute noch hier und da verbreitet ist, damals aber von den einflussreichsten Schriftstellern, namentlich Rousseau, gelehrt und vertreten wurde. Daher spielten in allen politischen und sozialen Erörterungen die Zurückforderungen (revendications) eine grosse Rolle und man begegnet ihnen nicht selten noch heute bei radikalen französischen Schriftstellern.

Als 1793 der Konvent die Menschenrechte proklamirt hatte, erkannten die weitersehenden Frauen, dass es nur Männerrechte seien. Diesen stellte Olympe de Gouges, Louise Lacombe u. A. die „Frauenrechte" in 17 Artikeln gegenüber, sie am 28. Brumaire (20. Nov. 1793) vor der pariser Kommune damit begründend: „Hat die Frau das Recht, das Schaffot zu besteigen, so muss sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen." Und da der Konvent gegen das heranmarschirende reaktionäre Europa „das Vaterland in Gefahr" erklärt, alle waffenfähigen Männer aufgefordert hatte, herbeizueilen, Vaterland und Republik zu vertheidigen, so erboten sich begeisterte pariser Frauen zu thun, was zwanzig Jahre später begeisterte preussische Frauen gegen die Napoleon'sche Herrschaft wirklich ausführten, das Vaterland mit dem Gewehr in der Hand zu vertheidigen. Der radikale Chaumette trat ihnen entgegen, ihnen zurufend: „Seit wann ist es den Frauen gestattet, ihr Geschlecht abzuschwören und sich zu Männern zu machen? Seit wann ist es Gebrauch, sie die fromme Sorge ihres Haushaltes, die Wiege ihrer Kinder verlassen zu sehen, um auf die öffentlichen Plätze zu kommen, von der Tribüne herab Reden zu halten, in die Reihen der Truppen zu treten, mit einem Worte Pflichten zu erfüllen, welche die Natur dem Manne allein zugetheilt hat? — Die Natur hat zu dem Manne gesagt: Sei Mann! Die Wettrennen, die Jagd, der Ackerbau, die Politik und die Anstrengungen aller Art sind dein Vorrecht! Sie hat zu dem Weib gesagt: Sei Weib! Die Sorge für deine Kinder, die Details des Haushaltes, die süsse Unruhe der Mutterschaft, das sind deine Arbeiten! — Unkluge Frauen, warum wollt Ihr Männer werden? Sind die Menschen nicht genug getheilt? Was bedürft Ihr mehr? Im Namen der Natur, bleibt, was Ihr seid; und weit entfernt, uns um die Gefahren eines so stürmischen Lebens zu beneiden, begnügt Euch damit, sie uns im Schoosse unserer Fa-

milien vergessen zu machen, indem Ihr unsere Augen ruhen lasset auf dem entzückenden Schauspiel unserer durch Eure ärztliche Sorge glücklichen Kinder."

Die Frauen liessen sich überreden und gingen. Ohne Zweifel sprach der radikale Chaumette vielen unserer Männer, die sonst ein Entsetzen vor ihm haben, aus der Seele. Nun, ich glaube auch, dass es eine zweckmässige Arbeitstheilung ist, wenn man den Männern die Vertheidigung des Landes überlässt, den Frauen die Sorge für die Heimath und den Heerd. In Russland ziehen heute die Männer ganzer Dorfschaften im Spätherbst, wenn sie den Acker bestellt, nach den entfernten Fabriken und überlassen den Frauen die Verwaltung der Gemeinde und das Haus. Im übrigen ist durch das, was über das heutige Familien- und Frauenleben gesagt wurde, der poetische Erguss Chaumette's widerlegt. Was er von der Mühe des Mannes im Ackerbau sagt, trifft auch nicht zu, denn im Ackerbau hat von uralter Zeit bis zur Stunde die Frau nicht die leichteste Rolle gehabt. Was die Anstrengungen der Jagd, des Wettrennens, der Politik betrifft, so sind die „Ansrengungen" für die beiden ersten ausschliesslich ein Vergnügen der Männer, und die Politik hat nur für die Gefahr, die gegen den Strom schwimmen, im übrigen bietet sie ihnen wenigstens ebenso viel Vergnügen als Anstrengung. Es ist der Männeregoismus, der aus dieser Rede spricht, aber die Rede wurde 1793 gehalten, das entschuldigt den Redner.

Heute liegen die Dinge ein wenig anders. Die Verhältnisse sind seitdem mächtig umgestaltet worden und haben auch die Lage der Frau verändert. Ob verheirathet oder unverheirathet, sie hat mehr als in jeder frühern Periode an dem bestehenden sozialen und politischen Zustande ein Interesse. Es kann ihr nicht gleichgültig sein, ob der Staat jährlich hunderttausende von kräftigen, gesunden Männern in der stehenden Armee festhält oder nicht, ob eine Politik besteht, die Kriege begünstigt oder nicht, welche Steuerlasten zu tragen sind und wie dieselben erhoben werden. Ob die nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch indirekte Steuern vertheuert werden, welche die Verfälschung der Lebensmittel begünstigten, die Familie um so härter treffen, je zahlreicher dieselbe ist, in einer Zeit, wo die Mittel zum Leben an und für sich schon äusserst knapp sind. Bei dem Erziehungssystem ist sie im höchsten Grade interessirt, da es für sie nicht gleichgültig sein kann, wie ihr Geschlecht in Zukunft erzogen wird; als Mutter hat sie doppeltes Interesse.

Ferner giebt es heute, wie nachgewiesen, Millionen Frauen in hunderten von Berufsarten, die alle interessirt sind, wie die bezügliche Sozial-Gesetzgebung beschaffen ist. Fragen, betreffend die Länge der Arbeitszeit, die Nacht-, Sonntags- und Kinderarbeit, die Lohnzahlungen, Kündigungsfristen, Legitimationen, Schutzmassregeln in den Fabriken, Beschaffenheit der Arbeitsräume und ähnliche, alles wichtige Fragen der Gesetzgebung, gehen sie so gut an als den Mann. Die männlichen Arbeiter haben über den Zustand vieler Industriezweige, in denen Frauen ausschliesslich oder überwiegend beschäftigt

sind, wenig oder gar keine Kenntniss. Die Arbeitgeber haben alles Interesse, Missstände, die ja ihre eigene Schuld sind, zu verschweigen; die Fabrikinspektion erstrekt sich aber vielfach nicht auf Gewerbszweige, wo Frauen ausschliesslich beschäftigt sind, sie ist auch notorisch überhaupt noch äusserst unzureichend, und doch dürften gerade in diesen Branchen Schutzmassregeln aller Art äusserst nothwendig sein. Man braucht hier blos an die Arbeitslokale zu erinnern, in denen Nätherinnen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen u. s. w. in unseren grösseren Städten zusammengepfercht werden. Von dort kommt keine Klage und dorthin dringt kaum eine Untersuchung. Der klägliche Ausfall der im Jahre 1874 vorgenommenen Reichsenquete über die Beschäftigung der Frauen beweist am besten, wie wenig dort noch organisirt ist, wie viel zu thun bleibt. Endlich ist die Frau als Erwerbende auch an der Handels- und Zollgesetzgebung interessirt. Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, dass sie ein Recht hat, Einfluss auf die Gestaltung der Zustände durch die Gesetzgebung zu beanspruchen. Auch würde ihre Betheiligung am öffentlichen Leben demselben einen bedeutenden Aufschwung geben und eine Menge neuer Gesichtspunkte eröffnen.

Auf solche Ansprüche folgt die kurz abweisende Antwort: Die Frauen verstehen nichts von Politik, wollen auch in der grossen Mehrzahl nichts davon wissen, sie verstehen auch das Stimmrecht nicht zu benutzen. Das ist wahr und doch nicht wahr. Allerdings haben bis jetzt äusserst wenig Frauen, wenigstens in Deutschland, gewagt, auch die politische Gleichberechtigung der Frauen zu fordern. Schriftstellerisch eingetreten ist dafür bis jezt meines Wissens nur eine, Frau Hedwig Dohm, die aber um so energischer dafür eintrat.

Mit dem Vorschieben des schwachen Interesses, das bisher die Frauen der politischen Bewegung entgegenbrachten, ist gar nichts entschieden. Wenn die Frauen bisher sich nicht um Politik bekümmerten, ist nicht bewiesen, dass sie es nicht müssten. Wie stand es denn einstmals bei den Männern? Dieselben Gründe, wie gegen das Stimmrecht der Frauen, wurden in der ersten Hälfte der sechziger Jahre gegen das allgemeine Stimmrecht der Männer in Deutschland geltend gemacht, mit dessen Einführung im Jahre 1867 alle Einwände mit einem Schlage schwanden. Ich selbst gehörte noch 1863 zu denen, die sich gegen das allgemeine Stimmrecht erklärten, vier Jahre später verdankte ich ihm die Wahl in den Reichstag. Tausenden erging es ähnlich, sie wurden aus einem Saulus zu einem Paulus. Gleichwohl, giebt es noch sehr viele Männer, die ihr wichtigstes politisches Recht entweder gar nicht benutzen oder nicht zu benutzen verstehen, aber es wird Niemand einfallen, deshalb ihnen dasselbe wieder entziehen zu wollen. Bei den Reichstagswahlen in Deutschland stimmen in der Regel 40 pCt. gar nicht, und diese Nichtwähler rekrutiren sich aus allen Klassen, Gelehrte wie Handarbeiter sind darunter. Und unter den 60 pCt., die sich an der Wahl betheiligen, stimmt nach meiner Auffassung die Mehrzahl so, wie sie nicht stimmen dürfte, wenn sie ihr wahres Interesse begriff. Dass sie es nicht begreift, liegt an dem

Mangel politischer Bildung, die indess die 60 pCt. immer noch in höherem Maasse haben, als die 40 pCt., die sich gänzlich fern halten, Jene ausgenommen, die, weil sie nicht ohne Gefahr nach freier Ueberzeugung stimmen können, es vorziehen, der Stimmurne fern zu bleiben.

Politische Bildung wird aber nicht dadurch erzeugt, dass man die Massen von öffentlichen Angelegenheiten fern hält, sondern allein dadurch, dass man sie zur Ausübung politischer Rechte zulässt. Ohne Uebung kein Meister. Bisher haben die herrschenden Klassen in ihrem Interesse die grosse Mehrheit des Volkes in politischer Unmündigkeit zu erhalten gesucht; das ist ihnen bis jetzt im Grossen und Ganzen gelungen. So blieb es bis zu dieser Stunde nur einer durch günstige Umstände oder Naturell bevorzugten Minorität vorbehalten, voran zu stürmen, mit Energie und Begeisterung für die Allgemeinheit zu kämpfen, um allmählig die grosse träge Masse aufzurütteln und sich nachzuziehen. So war es aber bisher in allen grossen Bewegungen und so kann es weder verwundern noch entmuthigen, dass es weder in der modernen Proletarier-, noch in der Frauenbewegung anders ist. Die bisherigen Erfolge zeigen, dass Mühe, Anstrengungen, Opfer belohnt wurden, und die Zukunft bringt den Sieg.

In dem Moment, wo die Frauen gleiche Rechte erlangen, wird auch das Bewusstsein der Pflichten in ihnen lebendig werden. Aufgefordert, ihre Stimmen abzugeben, werden sie sich auch fragen: wofür, für wen? Mit diesem Augenblick werden eine ganze Reihe von Anregungen zwischen Mann und Frau eintreten, die, weit entfernt, ihr gegenseitiges Verhältniss zu verschlechtern, im Gegentheil es wesentlich verbessern werden. Die ununterrichtetere Frau wird sich naturgemäss an den unterrichteteren Mann wenden. Daraus folgt Ideenaustausch, gegenseitige Belehrung, ein Zustand, wie er bisher zwischen Mann und Frau in den seltensten Fällen bestand. Dies wird ihrem Leben einen ganz neuen Reiz geben. Der unglückliche Bildungs- und Auffassungsunterschied, der oben geschildert wurde, der so vielfach zu Meinungsdifferenzen, Ehestreitigkeiten führt, den Mann in Zwiespalt mit seinen verschiedenseitigen Pflichten setzt, das Gemeinwohl schädigt, wird mehr und mehr ausgeglichen. Statt eines Hemmschuhs wird der Mann in der gleichgestimmten Frau eine Unterstützerin erhalten; sie wird nicht grollen, auch wenn sie durch Pflichten abgehalten ist, sich selbst zu betheiligen, wenn der Mann seine Schuldigkeit thut. Sie wird es auch in der Ordnung finden, dass ein kleiner Bruchtheil des Verdienstes für eine Zeitung, für Agitationszwecke ausgegeben wird, weil die Zeitung auch ihr zur Belehrung und Unterhaltung dient, weil sie die Nothwendigkeit der Opfer begreift, um zu erobern, was ihr, dem Manne, ihren Kindern fehlt — ein menschliches Dasein, volle Gleichberechtigung.

So wird das beiderseitige Eintreten für das Gemeinwohl, das mit dem eigenen aufs engste verknüpft ist, im höchsten Grade veredelnd, versittlichend wirken, also das Gegentheil von dem erzeugen, was Kurzsichtige oder Feinde eines auf voller Gleichberechtigung Aller beruhenden Gemeinwesens behaupten. Und dieses Verhältniss zwischen

den beiden Geschlechtern wird in demselben Maasse sich verbessern, wie die gesellschaftlichen Institutionen Mann und Frau von materieller Sorge, übermässiger Arbeitslast befreien.

Also Uebung und Erziehung werden hier wie in allen andern Fällen helfen. Gehe ich nicht ins Wasser, lerne ich nie schwimmen, studire ich keine fremde Sprache, übe ich sie nicht, verstehe ich sie nie. Das findet Jeder natürlich, in der Ordnung, begreift aber nicht, dass dasselbe auch für die Angelegenheiten des Staates, der Gesellschaft gilt. Sind unsere Frauen unfähiger als die weit tiefer stehenden Neger, denen man in Nord-Amerika die volle politische Gleichberechtigung zuerkannte? Und sollen tausende einsichtiger Frauen weniger Recht haben als der roheste, ungebildetste Mann; als ein unwissender hinterpommerscher Tagelöhner oder ein ultramontaner polnischer Eisenbahnarbeiter, und zwar nur deshalb, weil der Zufall diese als Männer zur Welt kommen liess? Der Sohn hat mehr Recht als die Mutter, von der er vielleicht seine besten Eigenschaften erbte, die ihn zu dem machten, was er ist. Sonderbar!

Ueberdiess sind wir in Deutschland nicht die Ersten, die riskirten, in das dunkle Unbekannte, nie Erlebte zu springen. Nord-Amerika und England haben bereits Bahn gebrochen. In einigen Staaten Nord-Amerikas geniessen die Frauen gleiches Stimmrecht mit den Männern. Der Erfolg ist ein sehr guter. Im Wyoming-Territorium ist das Stimmrecht der Frauen schon seit 1869 erprobt. Ueber die Wirkung giebt am besten nachstehender Bericht Auskunft.

Am 26. Dezember 1872 schrieb Richter Kingmann aus Laramie City im Territorium Wyoming an die Frauen-Zeitung (Women's Journal) in Chicago:

„Es sind heute drei Jahre, dass in unserm Territorium die Frauen das Stimmrecht erhielten, sowie das Recht, an den Aemtern theilzunehmen wie die andern Wähler. In dieser Zeit haben sie gewählt und sind erwählt worden zu verschiedenen Aemtern; sie sind als Geschworne und Friedensrichter in Funktion gewesen. Sie haben sich allgemein betheiligt bei allen unsern Wahlen, und obschon ich glaube, dass einige unter uns im Prinzip das Eintreten der Frauen nicht gutheissen, so wird, glaube ich, Niemand verweigern können anzuerkennen, dass dieses Eintreten auf unsere Wahlen einen erzieherischen Einfluss geübt hat. Es veranlasste, dass sie ruhig und ordentlich verliefen und dass zu gleicher Zeit unsere Gerichtshöfe in die Lage kamen, verschiedene Arten von Verbrechern zu erreichen und zu bestrafen, die bis dahin ungestraft blieben.

Als z. B. das Territorium organisirt ward, gab es fast Niemand, der nicht einen Revolver bei sich trug und bei dem geringsten Streit Gebrauch davon machte. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Falles, dass eine aus Männern gebildete Jury einen derjenigen, die mit dem Revolver geschossen hatten, für überführt erachtete; aber mit zwei oder drei Frauen unter den Geschwornen, haben dieselben stets den Belehrungen (instructions) des Gerichtshofes Folge geleistet . . . . .“

Ferner setzt Richter Kingmann auseinander, dass man zwar öfter

Frauen als Geschworne nicht habe erhalten können wegen ihrer häuslichen Angelegenheiten, was den Richtern leid gethan, aber wenn sie eine Funktion übernommen, hätten sie dieselbe sehr gewissenhaft erfüllt. Sie hätten dem Gang der Gerichtsverhandlung mehr Aufmerksamkeit geschenkt als die Männer, sie seien durch Geschäftsverbindungen und fremde Erwägungen weniger beeinflusst worden und besässen ein skrupulöseres Gewissen in Bezug auf ihre Verantwortlichkeit als die Männer.

Ausserdem habe ihre Anwesenheit als Geschworne, als Richter die Wirkung gehabt, dass eine grössere Ruhe und Ordnung im Sitzungssaale herrschte und die Männer sich achtungsvoll und höflich benahmen, die Zuschauer besser gekleidet erschienen und die Verhandlungen nach jeder Richtung einen würdigeren Charakter bekamen und die Geschäfte rascher abgewickelt wurden.

Den gleich günstigen Einfluss hätten die Frauen auf die öffentlichen Wahlen ausgeübt. Diese, die früher nie ohne grossen Skandal, Tumult und Gewaltthätigkeiten aller Art verliefen, wo es nie an Betrunkenen fehlte, hätten seitdem einen total andern und entgegengesetzten Anblick bekommen. Die Frauen, die kämen, um ihr Stimmrecht auszuüben, würden von jedermann mit der grössten Achtung behandelt, die Schreier und Lärmmacher verschwänden und die Wahlen verliefen so ruhig als nur wünschbar. Auch betheiligten sich die Frauen an den Wahlen in stets steigender Zahl und stimmten nicht selten in einem entgegengesetzten Sinne wie ihre Männer, ohne dass dies bis jetzt zu irgend welchen Unzuträglichkeiten geführt.

Richter Kingmann schliesst seinen langen Brief mit folgenden bemerkenswerthen Worten: „Ich erkläre so laut ich kann, dass, während ich grosse Vortheile und viel Gutes für das öffentliche Leben aus dieser Aenderung unserer Gesetze habe hervorgehen sehen, ich weder ein Uebel noch einen Nachtheil habe entdecken können, trotz der bösen Weissagungen, die aus der Zulassung der Frauen seitens der Gegner vorhergesagt wurden."

Auch in England, wo in einer grösseren Zahl von Gemeinden Frauen, die den Zensus haben, das Stimmrecht besitzen, hat sich keinerlei Unzuträglichkeit herausgestellt. Von 27,946 Frauen, die in 66 Gemeinden das Stimmrecht besassen, betheiligten sich bei der ersten Wahl 14,415, über 50 pCt. Von 166,781 Männern betheiligten sich nicht ganz 65 pCt. Auch in Deutschland, z. B. in Sachsen, ist, allerdings ganz ausnahmsweise, der Frau das Stimmrecht eingeräumt. Sie hat nach der Landgemeindeordnung das aktive Wahlrecht, wenn sie Grundbesitzerin und unverheirathet ist. Gesetzt den Fall, es gäbe in einer Gemeinde eine Mehrzahl von unverheiratheten Grundbesitzerinnen, so könnten diese zwei Drittel der Gemeindevertretung wählen, aber sie müssten — Männer wählen. Sobald die Frau heirathet, geht sie ihres Stimmrechts verlustig, es geht auf den Mann über; wird das Grundstück veräussert, verlieren beide das Stimmrecht. Das Wahlrecht ist also nicht an die Person, sondern an — den Boden gebunden. Das ist sehr lehrreich für die herrschende Staatsmoral und

Staatsauffassung. Mensch, du bist ein Nichts, wenn du kein Geld und Gut hast, Verstand, Intelligenz sind Nebendinge, die gelten nichts.

Nun wird weiter gesagt, das Frauenstimmrecht sei gefährlich, weil die Frau leicht religiösen Einflüsterungen zugänglich und konservativ sei. Gut, aber sie ist beides nur, weil sie unwissend ist; erziehe man sie also und lehre sie, wo ihr wahres Interesse liegt. Uebrigens, scheint mir, wird der religiöse Einfluss bei Wahlen übertrieben. Wenn die ultramontane Agitation in Deutschland so erfolgreich war, war sie es einzig und allein, weil sie das soziale Interesse mit dem religiösen verquickte. Die ultramontanen Kapläne eiferten mit den Sozialdemokraten um die Wette, die soziale Fäulniss aufzudecken. Daher ihr Einfluss bei den Massen. In dem Augenblick, wo im „Kulturkampf" Frieden geschlossen ist, die Herren wieder abwiegeln müssen, wird sich das Blättchen wenden, es wird sich zeigen, wie gering der rein religiöse Einfluss ist. Das gilt auch von der Frau. Sobald sie von den Männern, in Versammlungen, aus den Zeitungen hört und aus Erfahrung lernt, wo ihr wahres Interesse liegt, wird sie sich ebenso rasch von der Geistlichkeit emanzipiren, als der Mann. Aber gesetzt den Fall, das geschähe nicht, könnte dies ein gerechtfertigter Grund sein, ihr das Stimmrecht vorzuenthalten!

Die grimmigsten Gegner des Stimmrechts der Frauen dürften die Geistlichen sein, sie wissen warum. Die Herrschaft in ihrer letzten Domäne stünde in Frage. Was würden die Arbeiter sagen, wenn die Liberalen das allgemeine Stimmrecht abschaffen wollten, — und es ist ihnen recht unbequem — weil es mehr und mehr den Sozialisten nützt. Ein gutes Recht wird nicht schlecht, weil derjenige, welcher es gebraucht, seinen richtigen Gebrauch noch nicht erlernt hat.

Dass mit dem aktiven das passive Wahlrecht verbunden ist, ist selbstverständlich, sonst wäre es ein Messer ohne Klinge. „Eine Frau auf der Tribüne des Reichstags, das müsste sich schön machen", höre ich weiter die Einwände. Wir haben uns bereits daran gewöhnt, die Frauen auf der Tribüne bei ihren Kongressen und in Versammlungen zu sehen, in Amerika auch auf der Kanzel und Geschwornenbank, warum also nicht auch auf der Tribüne des Reichstages? Man kann sicher sein, dass die erste Frau, die in den Reichstag käme, eine wäre, die den Männern zu imponiren wüsste. Als die ersten Arbeitervertreter in den Reichstag traten, glaubte man auch über sie witzeln zu können, behauptete, die Arbeiter würden bald einsehen, welche Thorheit sie begangen. Sie wussten sich aber schnell Respekt zu verschaffen, und heute fürchtet man, dass es ihrer bald zu viele werden. Frivole Witzlinge wenden ein: „Aber stellt euch eine schwangere Frau auf der Tribüne des Reichstags vor, wie „unästhetisch"!" Dieselben Herren finden es aber ganz in der Ordnung, dass die Frauen hundertweise bei den unästhetischsten Beschäftigungen verwandt werden, und zwar im hochschwangeren Zustande, wobei Frauenwürde, Gesundheit, Sittlichkeit untergraben werden. In meinen Augen ist der Mann ein elender Wicht, der es fertig bringt, über eine schwangere

Frau, in welch immer für einer Situation er diese sieht, zu witzeln. Der blosse Gedanke, dass einst seine eigene Mutter so ausgesehen, bevor sie ihn in die Welt setzte, müsste ihm die Schamröthe auf die Wangen treiben, und der andere Gedanke, dass naturgemäss ein Mann es war, der diesen Zustand mit verschuldet, und dass er, der rohe Spötter selbst, von einem ähnlichen Zustande seiner Frau die Gewährung seiner höchsten Wünsche erwartet, sollte ihn beschämt verstummen machen.

Wenn es überhaupt auf die ästhetische Befriedigung bei dem Aeussern der Volksvertreter ankäme, so dürfte, unter den Herren im Reichstag, Mancher die Probe schlecht bestehen. Da ist Mancher mit körperlicher Ueberfülle versehen, der diese nicht einem vorübergehenden, hochwichtigen Naturzwecke, sondern der übermässigen Pflege seines lieben Ichs zu verdanken hat und damit seinem Charakter wie seinem Verstande schwer schadet. Uebermässige Fettleibigkeit ist fast immer das Zeichen einer parasitischen Existenz, wohingegen die schwangere Frau ein Zeichen physischer Gesundheit ist und Zeugniss ablegt von gewissenhafter Erfüllung eines Naturberufs. Eine Frau, die Kinder gebiert, leistet dem Gemeinwesen wenigstens denselben Dienst, wie ein Mann, welcher gegen einen räuberischen Feind Land und Herd mit seinem Leben vertheidigt. Ausserdem. Das Leben der Frau steht in jedem Mutterschaftsfalle auf dem Spiele; alle unsere Mütter haben bei unserer Geburt dem Tod ins Angesicht geblickt und viele sind dem Akt erlegen. Die Zahl der Frauen, die an Geburten sterben, oder in Folge davon siechen, ist wahrscheinlich grösser, als die Zahl der Männer, die auf dem Schlachtfeld fallen oder verwundet werden. Auch aus diesem Grunde hat die Frau Anspruch auf volle Gleichberechtigung mit dem Manne, namentlich wenn der Mann gerade seine Vaterlands-Vertheidigungspflicht als ein bevorzugtes Moment gegen die Frau geltend machen sollte. Zudem leisten die meisten Männer in Folge unserer militärischen Einrichtungen diese Pflicht nicht einmal, für die Mehrzahl steht sie nur auf dem Papier.

Alle diese oberflächlichen Einwendungen gegen eine öffentliche Thätigkeit der Frau wären undenkbar, wenn das Verhältniss der beiden Geschlechter ein natürliches wäre, nicht ein grossgezogener Antagonismus, ein Herrschafts- und Knechtschaftsverhältniss bestände, und beide gesellschaftlich, schon von der Kindheit an, trennte. Es ist namentlich der dem Christenthum geschuldete Antagonismus, der sie beständig auseinander, eins über das andere in Dunkelheit erhält, freie Bewegung, gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Ergänzung der Charaktereigenschaften verhindert.

Es wird eine der ersten und wichtigsten Aufgaben einer vernünftigen Gesellschaft sein, diesen unheilvollen Zwiespalt der Geschlechter aufzuheben, die Natur voll in ihre Rechte einzusetzen. Die Unnatur beginnt schon in der Schule. Einmal Trennung der Geschlechter, dann verkehrten oder gar keinen Unterricht in dem, was

den Menschen als Geschlechtswesen betrifft. Zwar wird in jeder leidlich guten Schule heute Naturgeschichte gelehrt: das Kind erfährt, dass die Vögel Eier legen und sie ausbrüten; es erfährt auch, wann die Paarungszeit beginnt, dass Männchen und Weibchen dazu nothwendig sind, dass beide gemeinsam den Nestbau, das Brütegeschäft, die Pflege der Jungen übernehmen. Es erfährt ferner, dass die Säugethiere lebendige Junge gebären; es hört von der Brunstzeit und dem Kampfe der Männchen in derselben; es erfährt auch die gewöhnliche Zahl der Jungen, vielleicht auch die Trächtigkeitszeit der Weibchen. Aber über die Entstehung und Entwickelung seines eigenen Geschlechts bleibt es vollständig im Dunkeln, das wird in geheimnissvollen Schleier gehüllt. Und wenn das Kind seine ganz natürliche Wissbegierde durch Fragen an die Eltern — an den Lehrer wagt es sich selten — zu befriedigen sucht, werden ihm die albernsten Märchen aufgebunden, die es nicht zufriedenstellen können und um so üblere Wirkung haben, wenn es eines Tages dennoch seinen Ursprung erfährt. Es wird sehr wenig Kinder geben, die bis zum zwölften Jahre dies nicht erfahren haben. Dazu kommt, dass in jeder kleinen Stadt, auf dem Lande, die Kinder schon von frühester Jugend an die Paarung des Federviehs, die Begattung der Hausthiere aus nächster, unmittelbarster Nähe auf dem Hofe, auf der Strasse, beim Austreiben des Viehs u. s w. beobachten. Sie hören, dass der Zustand, wie die Befriedigung der Brunst, ebenso der Akt der Geburt, bei den verschiedenen Hausthieren seitens der Eltern, des Gesindes, der älteren Geschwister, mit der ungenirtesten Gründlichkeit zum Gegenstand wichtiger Diskussionen beim Morgen-, Mittag- und Abendtisch gemacht werden. Alles das erweckt bei dem Kinde Zweifel über die mütterliche Darstellung seines eigenen Eintrittes in das Leben. Der Tag der Erkenntniss kommt endlich doch, er kommt aber in ganz anderer Weise, als er bei natürlicher, vernünftiger Erziehung gekommen wäre. Das Geheimniss des Kindes trägt zur Entfremdung zwischen Kind und Eltern, namentlich zwischen Kind und Mutter bei. Das Gegentheil von dem wird erreicht, was man in Unvernunft und Kurzsichtigkeit erreichen wollte. Wer an seine eigene Kindheit denkt, die seiner Jugendgenossen, weiss, was so häufig die Folgen davon sind.

Da existirt eine Schrift einer amerikanischen Frau*), in welcher diese unter Anderm mittheilt, dass sie, um die fortgesetzten Fragen ihres achtjährigen Sohnes nach seiner Herkunft zu befriedigen und ihm Märchen, was sie für unsittlich halte, nicht habe aufbinden wollen, ihm seinen wahren Ursprung entdeckte. Das Kind habe, erzählt sie, ihr mit grösster Aufmerksamkeit zugehört, und von dem Tage an, wo es erfahren, welche Sorgen und Schmerzen es seiner Mutter bereitet, mit einer bis dahin ungekannten Zärtlichkeit und Hochachtung an ihr gehangen, habe diese Hochachtung aber auch auf andere Frauen

*) Womanhood: its Sanctities and Fidelities by Isabella Beecher-Hooker. Boston: Lee and Shepard, Publishers. New-York: Lee Shepard and Dillingham 1874.

übertragen. Die Verfasserin geht von der richtigen Anschauung aus, dass durch natürliche Erziehung allein eine wesentliche Besserung, namentlich eine grössere Achtung und Selbstbeherrschung des männlichen Geschlechts gegen das weibliche, nothwendige Folge sei. Wer natürlich vorurtheilsfrei denkt, wird zu keinem andern Schlusse kommen. —

Von welchem Punkte immer man bei der Kritik unserer Zustände ausgeht, man kommt schliesslich immer wieder darauf zurück: gründliche soziale Umgestaltung der Zustände und durch sie der Stellung der Geschlechter. Da aber die Frau, auf sich selbst angewiesen, kaum je zum Ziele kommen würde, so muss sie sich nach Bundesgenossen umsehen, die ihr ganz naturgemäss in der Proletarierbewegung, als Bewegung einer unterdrückten Männerklasse, entgegentreten. Die Arbeiterklasse hat bereits seit langem den Sturm auf die Festung Klassenstaat, der die Klassenherrschaft wie die Herrschaft des einen über das andere Geschlecht repräsentirt, unternommen. Die Festung muss mit Laufgräben und Trancheen von allen Seiten umgeben, mit Geschützen jeden Kalibers zur Uebergabe gezwungen werden. Die Armee findet ihre Offiziere und die passende Munition auf allen Seiten. Die Sozialökonomie und die Naturwissenschaften im Verein mit der neuen Geschichtsforschung, die Pädagogik, Hygieine und Statistik rücken aus verschiedenen Richtungen heran, die Philosophie will nicht dahinter bleiben und kündigt in Mainländers „Philosophie der Erlösung" die Verwirklichung des „Idealstaats" in nicht ferner Zukunft stehend an.

Was die schliessliche Eroberung des heutigen Klassenstaats und seine Umgestaltung erleichtert, ist die Spaltung in den Reihen seiner Vertheidiger, die trotz aller Interessengemeinschaft gegen den gemeinsamen Feind, im Kampf um die Beute beständig sich gegenseitig bekämpfen. Das Interesse der einen Fraktion steht dem Interesse der andern gegenüber. Es ist ferner die täglich mehr zunehmende Meuterei in den Reihen der Feinde, deren Kämpfer meist Bein von unserm Bein, Fleisch von unserm Fleisch, bisher nur aus Missverstand und irregeleitet gegen uns und sich selbst kämpften, aber immer mehr zur Einsicht kommen. Und nicht zuletzt sind es die Desertionen der ehrlichen, zur Einsicht gekommenen Männer aus den Reihen der feindlichen Denker, die ihr höheres Wissen, ihre bessere Einsicht anspornt, sich über das niedere Klasseninteresse, den Privategoismus zu erheben und, ihrem idealen Zuge folgend, sich der nach Befreiung lechzenden Menschheit unterweisend anschliessen.

Allein da Vielen das volle Stadium der Zersetzung, in welcher sich heute Staat und Gesellschaft bereits befinden, noch nicht klar ist, obgleich die dunkeln Partien schon vielfach hervorgehoben wurden, so ist auch deren Darlegung nothwendig. Dieses soll in dem folgenden Kapitel geschehen.

Staat und Gesellschaft.

In Folge der rapiden Entwickelung, die das soziale Leben der Gesellschaft in allen Kulturstaaten in den letzten Jahrzehnten genommen hat, das jeder weitere Fortschritt auf irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit noch mehr beschleunigt, sind alle unsere Verhältnisse in Gährung und Auflösung begriffen. Nichts, weder Institutionen noch Personen, fühlen festen Boden unter sich. Es hat sich ein Gefühl der Unbehaglichkeit, Unsicherheit, Unzufriedenheit aller Kreise bemächtigt, der höchsten wie der niedersten. Das ist ausser Zweifel. Die krampfhaften Anstrengungen, welche die herrschenden Klassen machen, um durch Flickwerk und Stückwerk diesem, namentlich ihnen unerträglichen Zustande ein Ende zu machen, erweisen sich als eitel und unzureichend, und die daraus wachsende Unsicherheit vermehrt ihre Unruhe und Angst. Kaum haben sie in das baufällige Haus in Gestalt irgend eines Gesetzes einen Balken eingezogen, so entdecken sie, dass an zehn andern Punkten ein solcher noch nöthiger wäre. Dabei befinden sie sich untereinander beständig in Streit und schweren Meinungsdifferenzen. Was der einen Partei nothwendig dünkt, um die immer unzufriedener werdenden Massen einigermassen zu beruhigen, zu versöhnen, geht der andern zu weit, das betrachtet sie als unverantwortliche Schwäche und Nachgiebigkeit, die nur das Gelüste nach mehr erwecke.

Die Regierungen — und zwar nicht blos in Deutschland — schwanken wie ein Rohr im Winde; stützen müssen sie sich, denn ohne Stütze können sie nicht existiren, und so lehnen sie sich bald auf diese, bald auf jene Seite. Heute ist die eine Partei Ambos, die andere Hammer, morgen umgekehrt. Die eine reisst ein, was die andere mühselig aufgebaut. Die Verwirrung wird immer grösser, die Unzufriedenheit immer nachhaltiger, die Friktionen häufen, mehren sich, ruiniren in Monaten mehr Kräfte, als früher in ebenso viel Jahren. Dabei steigen die materiellen Anforderungen in Form der verschiedenen Abgaben und Steuern, ins Maasslose, sie übertreffen weit sowohl die steigende Bevölkerungsziffer, als die Steigerung des sogenannten Nationalwohlstandes.

Bei alledem wiegen sich unsere Staatsweisen in einer merkwürdigen Illusion. Um den Besitz und die Reichen zu schonen, werden Steuer- und Abgabenformen eingeführt und immer weiter ausgebildet, die nach ihrer Meinung nicht drücken, weil die Menge in ihrer Unwissenheit sie weniger klar erkennt. Sie vergessen aber, dass, da diese Abgaben die Menge vorzugsweise liefert, sie ungerecht sind und um so empfindlicher werden müssen, weil sie nach der Kopfzahl treffen; sie leeren also rascher die Beutel und verschlechtern, indem sie die Fälschung der Lebensmittel begünstigen oder sie vertheuern, die Lebenshaltung der Menge. Ob ein Familienvater in kleinen täglichen Raten zehn Pfennige

Steuer zahlt oder im Laufe eines Jahres in grösseren Raten das 365fache, ist in Bezug auf die Wirkung in der Kasse gleich. Es ist aber nicht gleich, ob von dieser Summe der Unbemittelte entsprechend seinem Einkommen nur eine Mark und der Reiche als Zuschlag die grössere Summe aufzubringen hat, die ihm statt dessen in Form von Grund- und Einkommensteuern erlassen werden soll. Die Wirkung eines solchen Systems macht sich nothwendig fühlbar. Die Unzufriedenheit des Unbemittelten richtet sich bei zu starkem Druck an direkter Besteuerung gegen den Staat, bei indirekter gegen die Gesellschaft überhaupt, weil er das Uebel als soziales erkennt. Das ist der Fortschritt. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit".

Ferner werden Organisationen auf Organisationen gehäuft, aber keine alte wird gründlich beseitigt, keine neue gründlich durchgeführt. Die aus dem Volksleben emporwachsenden Kulturbedürfnisse machen, soll nicht Alles aufs Spiel gesetzt werden, einige Berücksichtigung nothwendig, erfordern auch in ihrer verstümmelten Ausführung bedeutende Opfer, um so bedeutendere, da in unserer öffentlichen Organisation überall eine Menge von Parasiten vorhanden sind, welche das Fett für sich abschöpfen. Daneben aber bleiben alle unproduktiven, mit den Kulturzwecken in Widerspruch stehenden Institutionen nicht nur voll aufrecht erhalten, sie erweitern sich vielmehr in demselben Maasse, werden lästiger und drückender, als die steigende Einsicht sie immer lauter für überflüssig erklärt. Polizeiwesen, Militärwesen, Gerichtsorganisation, Gefängnisse werden immer ausgedehnter und kostspieliger, dasselbe ist bei dem übrigen Verwaltungsapparat der Fall, aber weder wächst dadurch die äussere noch die innere Sicherheit, das Umgekehrte tritt ein.

In einen verzweifelten Zustand kommt allmählig ein grosser Theil unserer Kommunen, die kaum noch wissen, wie sie die jährlich sich steigernden Ansprüche befriedigen sollen. Namentlich sind es unsere rasch wachsenden Grossstädte, alle in Industriebezirken liegenden Orte, wo die beschleunigte Bevölkerungszunahme eine Menge von Anforderungen stellt, denen die in der Mehrzahl vermögenslosen Gemeinden nicht anders gerecht werden können, als durch Auferlegung gewaltiger Steuern, Aufnahme von Schulden. Schulen- und Strassenbauten, Beleuchtungs-, Beschleussungs- und Wasseranlagen, vermehrte Polizei- und Verwaltungsausgaben aller Art steigern sich von Jahr zu Jahr. Daneben macht die gutsituirte Minorität überall die exorbitantesten Ansprüche an das Gemeinwesen. Sie verlangt höhere Bildungsanstalten, Bau von Theatern, Anlegung besonders feiner Stadtviertel mit der entsprechenden Beleuchtung, Pflasterung u. s. w. Mag die Majorität der Bevölkerung mit vollem Recht über diese Bevorzugung klagen, sie liegt in der Natur der heutigen Verhältnisse. Die Minorität hat die Macht und vermag, wenn sie will, schwere Schädigungen herbeizuführen, da sie die Arbeitsmittel ausschliesslich in Händen hat, von welchen die Mehrheit abhängt. Dazu kommt, dass auch häufig die Verwaltung nicht die beste ist. Die bezahlten Beamten sind nicht

selten unzulänglich, oder haben für die vielseitigen, oft genaues Sachverständniss voraussetzenden Erfordernisse kein genügendes Verständniss. Die nicht bezahlten Gemeindebeamten und Gemeindeberather haben meist für ihre private Existenz so viel zu thun und zu sorgen, dass sie die nöthigen Zeitopfer für gründliche Ausübung ihrer Pflichten gegen die Kommune nicht bringen können. Auch werden diese Stellungen oft zur Begünstigung von Privatinteressen, zu schwerer Schädigung des Gemeinwesens benutzt. Die Folgen fallen auf die Steuerzahler.

An eine gründliche Aenderung dieser Zustände, die Alle nur einigermassen befriedigte, kann die heutige Gesellschaft unmöglich denken; sie ist darin vollständig macht- und rathlos, sie müsste sich selbst aufheben, und das kann sie nicht. Mag sie Steuern in welcher Form immer erheben, sie wird die Unzufriedenheit stetig steigern. In wenig Jahrzehnten sind die meisten dieser Kommunen ausser Stande, ihre Ansprüche in der gegenwärtigen Form der Verwaltung und Beitragsaufbringung zu befriedigen. Auf dem Gebiet der Kommune stellt sich noch weit rascher als im Staatsleben die Nothwendigkeit zu Neugestaltungen von Grund aus heraus, da das gegenwärtige System seinem Bankerott entgegen geht. Was an dessen Stelle zu treten hat und treten muss, soll der weitere Inhalt dieser Schrift zeigen.

So sieht es, kurz dargelegt, in unserm Staats- und Gemeindeleben aus, und beides ist nur das Spiegelbild, der prototypische Abdruck des sozialen Lebens.

* * *

In unserm sozialen Leben nimmt der Kampf um die Existenz immer mächtigere Dimensionen an. Der Krieg Aller gegen Alle ist in heftigster Weise entbrannt und wird unbarmherzig, fast ohne Wahl der Mittel geführt. Das bekannte Wort: Ote toi de là que je m'y mette (Gehe weg da, damit ich mich hinsetze) wird mit kräftigen Ellenbogenstössen, Püffen und Kniffen in der Praxis des Lebens verwirklicht. Der Schwächere muss dem Stärkeren weichen. Wo die physische Kraft, die hier die Macht des Geldes, des Besitzes ist, nicht reicht, da werden die raffinirtesten, nichtswürdigsten Mittel in Anwendung gebracht, Lüge, Schwindel, Betrug, falsche Eide, falsche Wechsel, und am Ende die schwersten Verbrechen, Beiseiteschaffung unbequemer Zeugen und Hindernisse in Form der Wahnsinnserklärung und des Mordes. Und wie in diesem Kampfe ums Dasein Jeder dem Andern gegenübertritt, so Klasse gegen Klasse, Geschlecht gegen Geschlecht, Alter gegen Alter. Der Nutzen, der Profit wird der einzige Regulator für die menschlichen Gefühle, dem jede andere Rücksicht weichen muss. Tausende und Abertausende von Arbeitern und Arbeiterinnen werden dann aufs Pflaster geworfen, sind, nachdem sie das letzte Hemde, das letzte Stück Möbel versetzt, auf die öffentliche Wohlthätigkeit, auf die Zwangswanderschaft angewiesen. Arbeiter reisen in ganzen Heerden von Ort zu Ort, die Kreuz und die Quer

durch alle Lande, von der „honetten“ Gesellschaft mit um so mehr Furcht und Abscheu angesehen, als mit der Dauer ihrer Arbeitslosigkeit ihr Aeusseres, und in Folge davon auch ihr Inneres reduzirt, demoralisirt wird. Die honette Gesellschaft hat keine Ahnung, was es heisst, Monate lang sich die einfachsten Bedürfnisse für Ordnung und Reinlichkeit versagen zu müssen, mit hungrigem Magen von Ort zu Ort zu wandern und meist nichts als schlecht verhehlten Abscheu und Verachtung gerade von Denen zu ernten, welche die Stützen dieses faulen Systems sind. Daneben leiden die Familien der Verheiratheten die grässlichste Noth, und nicht selten treibt diese die Eltern aus Verzweiflung zu den schrecklichsten Verbrechen an den Kindern und an sich selbst. Die letzten Jahre haben zahlreiche schauerliche Fälle geliefert*). Frauen und Mädchen werden der Prostitution in die Arme gejagt, kurz das Verbrechen, die Demoralisation nehmen hundert verschiedene Gestalten an und das Einzige, was prosperirt, sind die Gefängnisse, Zuchthäuser und sog. Besserungsanstalten (Korrektionshäuser), welche die Masse der Insassen nicht mehr zu fassen vermögen.

Ein düsteres, aber der Wahrheit genau entsprechendes Bild enthält die „Leipziger Zeitung“ vom 17. April 1878 aus dem sächsischen Voigtland, das die ganze Verlottertheit und Rathlosigkeit der herrschenden Gesellschaft wiederpiegelt:

„Der Nothstand bei unsern Webern ist nicht neu; er rührt namentlich nicht allein von den jetzigen allgemein ungünstigen gewerblichen Verhältnissen, sondern davon her, dass die Handweberei der Maschinenweberei gegenüber zu Grunde geht und zu Grunde gehen muss .... Die jetzige Weberbevölkerung muss daher zu andern Erwerbszweigen übergehen. Den alten, zu keiner andern Beschäftigung brauchbaren Webern ist nicht anders als durch Unterstützungen zu helfen. Aber ausser den zu Unterstützenden giebt es auch viele gute Arbeitskräfte, die jetzt aus Mangel an Beschäftigung bei der Weberei ganz oder theilweise brach liegen. Für diese muss wieder Arbeit geschafft und diese müssen wieder nutzbar gemacht werden, und wir wünschen und hoffen, dass industrielle Unternehmer, durch den dermaligen Nothstand angeregt (?), überlegen und prüfen, ob die bei uns vorhandenen guten und billigen Arbeitskräfte — denn der voigtländische Arbeiter ist fleissig und genügsam — nicht vortheilhaft für ihre Unternehmungen verwendet werden können.“

Da haben wir ein Gemälde moderner Entwickelung, so traurig, wie wir es uns nur denken können, und doch ist es hundertfach vor-

*) Ein Fall für Viele. Der Privatschreiber S. in Berlin, 45 Jahre alt, im Besitz einer noch schönen Frau von 39 Jahren und einer Tochter von 12 Jahren ist arbeitslos und dem Verhungern nahe. Die Frau entschliesst sich mit Zustimmung des Mannes, sich zu prostituiren. Dies erfährt die Polizei: Die Frau wird unter Sittenkontrole gestellt. Scham und Verzweiflung erfasst die Familie; sie kommen alle drei überein, sich zu vergiften und führen am 1. März 1883 den Entschluss aus. Wenige Tage zuvor feierten die vornehmsten Kreise Berlins grosse Hoffestlichkeiten, wo Hunderttausende verschwendet wurden. Das sind die furchtbaren Gegensätze in der heutigen Gesellschaft, aber trotz alledem leben wir „in der besten der Welten“.

handen. Die Arbeit, die der fleissige und „genügsame" voigtländische Arbeiter für einen andern Unternehmer leisten soll, geht wieder andern Arbeitern verloren. Das ist der circulus vitiosus.

Die Verbrechen aller Art und ihre Zunahme stehen in innigster Beziehung zu dem sozialen Zustande der Gesellschaft, was diese freilich nicht Wort haben will. Sie steckt, wie der Vogel Strauss, den Kopf in den Sand, um die sie selbst anklagenden Zustände nicht eingestehen zu müssen und lügt sich und andern vor, daran sei nur die „Faulheit" und „Genusssucht" der Arbeiter und ihr Mangel an „Religion" schuld. Eine Heuchelei allerwiderlichster Art, die aber mit grossem Ernste vorgetragen wird. Um so ungünstiger und schlechter der Zustand der Gesellschaft ist, um so zahlreicher und schwerer sind die Verbrechen. Der Kampf um das Dasein nimmt seine roheste und gewaltthätigste Gestalt an, er wirft die Menschen wieder in den Urzustand zurück, wo Einer in dem Andern seinen Todfeind erblickte. Die an und für sich nicht allzufesten Bande der Solidarität lockern sich mit jedem Tage mehr*).

Die Herrschenden, die den Dingen nicht auf den Grund sehen, nicht sehen wollen, versuchen durch Anwendung von Gewaltmitteln an den Produkten dieser Zustände diese letzteren ändern zu können, und selbst Männer, bei denen man Aufklärung und Vorurtheilslosigkeit voraussetzen sollte, stimmen darin zu. So findet es Professor Häckel**) in der Ordnung, dass die Todesstrafe nachdrücklich angewandt wird, und findet sich darin mit den Reaktionären aller Schattirungen, die sonst ihm spinnefeind sind, in schönster Uebereinstimmung. Nach ihm sind unverbesserliche Verbrecher und Taugenichtse wie Unkraut auszurotten, das den edlen Nutzpflanzen Licht, Luft und Bodenraum nimmt. Hätte Professor Häckel sich auch ein wenig mit dem Studium der Sozialwissenschaft befasst, statt allzu ausschliesslich die Naturwissenschaft zu kultiviren, so würde er gefunden haben, dass alle diese Verbrecher in nützliche, brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft umgewandelt werden könnten, wenn die Gesellschaft ihnen günstigere Existenzweisen böte. Er würde gefunden haben, dass die Vernichtung des einzelnen Verbrechers in der Gesellschaft gerade so wenig das Verbrechen selbst, d. h. das Entstehen neuer Verbrechen verhindert, wie wenn in der Natur auf einer Reihe Grundstücke, das Unkraut oberflächlich vollständig beseitigt, aber übersehen wird, die Wurzeln und den Samen mit zu vernichten. Die Bildung

*) Schon Plato kannte die Folgen eines solchen Zustandes. Er schreibt: „Ein Staat, in dem Klassen bestehen, ist nicht einer, sondern zwei; den einen bilden die Armen, den andern die Reichen, welche beide, immer jedoch sich gegenwärtig auflauernd, zusammenwohnen . . . . Die herrschende Klasse ist am Ende ausser Stande, einen Krieg zu führen, weil sie sich dann der Menge bedienen muss, vor welcher sie sich dann, wenn sie bewaffnet ist, mehr fürchten als vor den Feinden." Plato: „Staat". Und Aristoteles sagt: „Zahlreiche Verarmung ist ein Uebelstand, weil es fast gar nicht zu verhindern ist, dass solche Leute Unruhestifter werden." Aristoteles: „Politik".

**) Natürliche Schöpfungsgeschichte. Vierte verbesserte Auflage. Berlin 1873. S. 155 u. 156.

unbequemer Organismen in der Natur absolut zu verhüten, wird dem Menschen nie möglich sein, aber seine eigene, durch ihn selbst geschaffene Gesellschaftsorganisation so zu verbessern, dass sie gleiche Existenzbedingungen für Alle schafft, gleiche Entwickelungsfreiheit jedem Einzelnen giebt, so dass er nicht mehr nöthig hat, seinen Hunger, oder seinen Eigenthumstrieb, oder seinen Ehrgeiz auf Kosten Anderer zu befriedigen, das ist sehr wohl möglich. Man studire die Ursachen der Verbrechen und beseitige diese, und man wird die Verbrechen beseitigen.*)

Jene, welche die Verbrechen beseitigen wollen, indem sie die Ursachen beseitigen, können sich selbstverständlich nicht mit den brutalen Unterdrückungsmitteln befreunden. Sie können die Gesellschaft nicht hindern, sich in ihrer Art dagegen zu schützen, verlangen aber dafür um so dringender die Umgestaltung der Gesellschaft von Grund aus, die Beseitigung der Ursachen.

Die Ursache der Unhaltbarkeit unserer sozialen Zustände aber bildet das kapitalistische System. Der mit mächtigen materiellen Mitteln Ausgestattete herrscht über alle andern, die geringere oder keine Mittel besitzen. Er kauft die Arbeitskraft der Nichtsbesitzenden als Waare zu einem Preise, dessen Höhe sich, wie bei jeder andern Waare, nach Angebot und Nachfrage richtet und um die Herstellungskosten, bald über, bald unter ihnen, oszillirt, steckt aber den Mehrwerth, den ihm diese Arbeitskraft erzeugen muss, in der Form von Zins, Unternehmergewinn, Pacht, Bodenrente in die Tasche. Mit Hülfe dieses aus dem Arbeiter gepressten Mehrwerths, der sich in seinem Besitz zu Kapital krystallisirt, kauft der Unternehmer immer neue Arbeitskräfte und tritt jetzt, wohl bewaffnet durch grössere Arbeitstheilung, Maschinen, verbesserte Technik, kurz vermittelst eines gut organisirten Produktionsprozesses dem weniger bemittelten Konkurrenten, gleichwie ein geharnischter Reiter einem unbewaffneten Fussgänger, gegenüber und vernichtet ihn. Dieser ungleiche Kampf entwickelt sich mehr und mehr auf allen Gebieten und in ihm spielt die Frau als billigte Arbeitskraft, nach der Arbeitskraft der Kinder, eine immer wichtigere Rolle. Die Folge eines solchen Zustandes ist die immer schroffere Scheidung in eine kleine Minorität mächtiger Kapitalisten, eine grosse Majorität kapitalloser, auf den täglichen Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesener männlicher und weiblicher Individuen. Der Mittelstand kommt bei dieser Entwickelung in eine immer bedenklichere Lage. Ein Arbeitsgebiet nach dem andern, auf dem bisher das Kleingewerbe dominirte, wird in Folge der Konkurrenz der Kapitalisten unter sich, von der kapitalistischen Ausnutzung erfasst. Die kleinen, selbstständigen Existenzen werden vernichtet, und wenn sie nicht auf ein anderes Gebiet als selbstständige sich retten können

*) So sagt schon Plato: „Verbrechen haben ihren Grund in der Bildungslosigkeit und in der schlechten Erziehung und Einrichtung des Staats.“ Er kannte also das Wesen der Gesellschaft besser als seine gelehrten Nachfolger nach dreiundzwanzighundert Jahren. Ist gerade nicht erfreulich.

— was immer schwieriger und unmöglicher wird — in die Klasse der Lohnarbeiter herabgedrückt. Alle Versuche, durch Einrichtungen und Gesetze aus der Rumpelkammer der Vergangenheit dem mit der Macht eines Naturgesetzes auftretenden Aufsaugungsprozess sich zu entziehen, sind lächerlich und Kindereien. Auch der oft gegebene, gut gemeinte Rath durch grössere künstlerische Geschicklichkeit oder Anwendung billiger motorischer Kräfte dem Schicksal zu entgehen, zeigt nur Mangel an Verständniss der Situation. Die vervollkommnete Maschine ersetzt immer mehr auch die Geschicklichkeit der Hand, deren Leistung überdies für grösseren Absatz zu theuer ist, und die Anwendung billiger motorischer Kräfte steigert die Konkurrenz der Kleinen unter sich um so mehr, führt um so rascher ihren Untergang herbei. Im Dezember 1882 wurden in München 414 Gewerbe abgemeldet und nur 315 angemeldet, also Verminderung in einer Stadt um 99 selbstständige Gewerbe in einem Monat. Und wie es sonst mit der Lage unserer „kleinen Leute" aussieht, dafür spricht ferner die Thatsache, dass bei dem Tode von zehn sich bei neun eine Ueberschuldung des Nachlasses herausstellt, worüber die Konkurserklärung in den meisten Fällen unterbleibt, weil Niemand ein Interesse daran hat. Es ist nichts zu haben. Aus dem gleichen Grunde bleibt der Untergang vieler Lebenden unbemerkt und unregistrirt.

Was die Macht des Grosskapitals nicht rasch genug vernichtet, vollenden die von Zeit zu Zeit hereinbrechenden Krisen, die in dem Maasse sich häufiger einstellen, immer intensiver werden, als die Grossproduktion an Macht und Einfluss zunimmt, die Gefahr der Ueberproduktion, als Folge blinder Massenproduktion, sich steigert und immer rascher eintritt. Solchen Krisen muss die geringe Widerstandsfähigkeit des mittleren und kleinen Mannes bald erliegen.

Die Krisen entstehen, weil kein Massstab vorhanden ist, an dem sich jeder Zeit das wirkliche Bedürfniss nach einer Waare messen und übersehen lässt. Einmal ist die Zahl der Abnehmer eine weit zerstreute und ihre Kauffähigkeit, von der ihre Konsumtionsfähigkeit abhängt, von einer Menge von Ursachen beeinflusst, welche der einzelne Produzent zu kontroliren gar nicht in der Lage ist. Dann aber bestehen auch neben dem einzelnen Produzenten eine Menge anderer, deren Produktionsfähigkeit und wirkliche Leistung der Einzelne ebenfalls nicht kennt. Nun bemüht sich aber Jeder mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln — billiger Preis, gewaltige Reklame, Gewährung langer Kredite, Sendung von Reisenden, oder auch durch versteckte und hinterlistige Herabsetzung der Produkte seiner Konkurrenten, ein Mittel, das namentlich in kritischer Zeit sehr florirt, — alle andern aus dem Felde zu schlagen. So ist die gesammte Produktion auf den Zufall, das subjektive Ermessen jedes Einzelnen angewiesen. Allein dieser Zufall erweist sich ebenso oft ungünstig als günstig. Jeder einzelne Produzent muss ein Quantum von Waare absetzen, unter dem er nicht bestehen kann; er will aber ein viel grösseres Quantum absetzen, einmal weil darauf sein grösseres Einkommen beruht, dann, weil davon die Wahrscheinlichkeit abhängt,

über seine Konkurrenten zu triumphiren, das Feld zu behaupten. Eine Weile ist sein Absatz gesichert, vielleicht auch gesteigert; dies verleitet ihn zu grösserer Ausdehnung des Unternehmens, massenweiserer Produktion. Die günstigeren Zeitverhältnisse verleiten aber nicht nur ihn, sondern auch alle seine Konkurrenten zu gleichen Anstrengungen. Da stellt sich plötzlich die Ueberfüllung des Marktes mit Waaren heraus. Der Absatz stockt, die Preise fallen, die Produktion wird vermindert. Verminderung der Produktion in einem Zweig bedingt Verminderung der Arbeiter, Erniedrigung der Arbeitslöhne, Einschränkung der Konsumtion seitens der Betroffenen. Eine Stockung der Produktion und des Absatzes in andern Zweigen ist die nothwendige Folge. Kleinhandwerker aller Art, Händler, Wirthe, Bäcker, Fleischer etc., deren Kunden die Arbeiter sind, verlieren diese und damit den lohnenden Absatz.

Nun liefert eine Industrie der andern ihr Rohmaterial, eine hängt von der andern ab, folglich muss eine unter den Schlägen der andern leiden und büssen. Der Kreis der Betheiligten und Betroffenen erweitert sich immer mehr. Eine Menge Verpflichtungen, die in der Hoffnung auf längere Dauer des bestehenden Zustandes eingegangen wurden, können nicht erfüllt werden und steigern die Krise, die von Monat zu Monat gewaltiger wird. Eine ungeheure Masse aufgespeicherter Waaren, Werkzeuge, Maschinen wird nahezu werthlos. Die Waare wird zu Schleuderpreisen losgeschlagen. Das ruinirt nicht allein ihre Besitzer, sondern auch Dutzende Anderer, die durch diese Verschleuderung nun ihrerseits gezwungen sind, ihre Waaren ebenfalls unter dem Kostenpreise herzugeben. Während der Krise selbst wird die Produktionsmethode beständig verbessert, als einziges Mittel der gesteigerten Konkurrenz zu begegnen und birgt damit die Ursache zu neuen, grösseren Krisen. Nachdem Jahre lang die Krise gedauert, die „Ueberproduktion“ durch Verschleuderung der Produkte, Einschränkung der Produktion und Vernichtung kleinerer Unternehmer allmählig beseitigt ist, fängt die Gesellschaft an, sich langsam wieder zu erholen. Der Bedarf steigt, die Produktion ebenfalls. Anfangs langsam und vorsichtig, aber mit der scheinbaren Dauer des günstigeren Zustandes beginnt bald das alte Treiben von Neuem. Man will einholen, was man verloren und hofft sich zu bergen, bevor eine neue Krise hereinbricht. Aber da alle Produzenten denselben Gedanken hegen, und jeder seine Produktionsmittel verbessert, um dem Andern „über“ zu kommen, so wird die Katastrophe aufs neue in beschleunigterer Weise hervorgerufen, mit noch verhängnissvollerer Wirkung. Zahllose Existenzen werden wie Fangbälle in die Höhe geworfen und sinken, und aus dieser beständigen Wechselwirkung entsteht jener schauderhafte Zustand, den wir in jeder Krise erleben. Solche Krisen häufen sich, wie gesagt, in dem Maase, wie die Massenproduktion und der Konkurrenzkampf nicht blos zwischen den Einzelnen, sondern zwischen ganzen Nationen immer mehr sich steigert. Der Kampf um die Kundschaft im Kleinen und die Absatzgebiete im Grossen wird immer heftiger und endet schliesslich mit enormen Verlusten. Waaren und

Vorräthe sind dabei in ungeheuren Mengen aufgestapelt, aber die Masse der Menschen leidet Hunger und Noth.

Eine stärkere Verurtheilung dieses Gesellschaftszustandes ist nicht denkbar, als wenn man in solchen Zeitläuften aus dem Munde der meisten Geschäftsleute die Aeusserung hört: „Wir haben zu viel Konkurrenten, die Hälfte muss erst zu Grunde gehen, damit die andere Hälfte existiren kann", wobei denn Jeder gut christlich-bürgerlich voraussetzt, dass sein Konkurrent zu Grunde geht und er erhalten bleibt. Der gleiche Cynismus spricht sich darin aus, wenn die Zeitungen allen Ernstes versichern, es gäbe z. B. in der Baumwollenspinnerei in Europa mindestens 15 Millionen Spindeln zu viel, die erst vernichtet werden müssten, wenn die übrigen genügend beschäftigt sein sollten. Und von derselben Seite wird versichert, dass unsere Eisen- und Kohlenwerke doppelt so zahlreich seien, als sie sein dürften, um ein nutzenbringendes Geschäft zu erzielen. Nach diesen Lehren haben wir also zu viele Geschäfte, zu viele Produzenten, zu gute Produktionsinstrumente und zu viele — Waaren und doch klagen alle über Mangel. Ist da nicht offenbar, dass unsere Gesellschaftsorganisation an mächtigen Gebrechen leidet? Wie könnte „Ueberproduktien" vorhanden sein, wenn es an eigentlicher Konsumtionsfähigkeit, d. h. an Bedürfnissen nicht mangelt? Es ist klar, es ist nicht die Produktion an sich, sondern die Form, in der produzirt wird und vor allen Dingen die Art, in welcher das Produkt vertheilt wird, das diesen heillosen Zustand und Widerspruch erzeugt.

* * *

In der menschlichen Gesellschaft sind alle Individuen mit tausend Fäden aneinander gefesselt, um so vielfältiger, je höher der Kulturgrad eines Volkes ist. Treten Störungen ein, so machen diese sich sofort allen Gliedern fühlbar. Störungen in der heutigen Form der Produktion wirken auf die Distribution (Vertheilung) und Konsumtion und umgekehrt. Das charakteristische Merkmal der modernen Produktion ist die Konzentrirung in immer weniger Händen und in immer grössere Produktionsräume. In der Distribution macht sich scheinbar ein ganz entgegengesetzter Zug bemerkbar. Wer durch die vernichtende Konkurrenz als Produzent aus der Reihe der selbstständigen Existenzen gestrichen wird, sucht krampfhaft, in neun Fällen von zehn, sich als Händler zwischen Produzent und Konsument zu drängen und dadurch seine Existenz zu fristen.

Daher die auffällige Thatsache der massenhaften Zunahme der kleinen und kleinsten Zwischenpersonen, der Händler, Krämer, Höker, Geschäftsvermittler, Makler, Agenten, Bier-, Schnapswirthe etc. Die meisten dieser Personen, unter denen auch die Frauen als selbstständige Geschäftsinhaber sehr stark vertreten sind, führen meist ein sorgenvolles, elendes Leben, das weit mehr Schein als Sein hat. Viele derselben sind, um sich zu halten, gezwungen, auf die niedersten Leidenschaften der Menschen zu spekuliren, ihnen jeden Vorschub zu leisten. Daher die Ueberhandnahme der widerlichsten Reklame, nament-

lich in allen den Dingen, die auf die Befriedigung der Genusssucht gerichtet sind.

Nun lässt sich nicht bestreiten, und es ist dies von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, sehr erfreulich, dass der Zug nach höherem Lebensgenuss der modernen Gesellschaft tief eingeprägt ist. Die Menschen fangen an zu begreifen, dass man, um Mensch zu sein, menschenwürdig leben müsse, und sie geben diesem Bedürfniss in Formen Ausdruck, die ihren gesellschaftlichen Begriff vom Lebensgenuss entsprechen. Die Gesellschaft ist aber in ihrer Reichthumsgestaltung viel aristokratischer geworden als in jeder früheren Periode. Der Abstand zwischen den Reichsten und den Aermsten ist heute grösser als je zuvor, dagegen ist die Gesellschaft in den Ideen und Gesetzen viel demokratischer geworden*). Die Menge verlangt aber nicht blos in der Theorie, sondern auch in der Praxis nach grösserer Gleichheit und sie sucht, da sie in ihrer Unwissenheit die Wege noch nicht kennt, diese Gleichheit darin, dass sie es den höher Stehenden gleichzuthun versucht, jeden irgendwie erreichbaren Genuss sich verschafft. Tausend künstliche Anreizungsmittel müssen dazu dienen, diesen Trieb auszubeuten und die Folgen zeigen sich überall.

Die Befriedigung eines von Natur ganz berechtigten Triebs führt in einer Menge von Fällen auf Abwege und zum Verbrechen, und die herrschende Gesellschaft schreitet in ihrer Weise ein, weil sie es in vernünftiger nicht vermag, ohne ihre eigene gegenwärtige Existenz zu untergraben.

Die täglich zunehmende Masse von Zwischenpersonen hat aber noch andere Uebelstände im Gefolge. Obgleich meist sich stark mühend und abarbeitend, ist diese zahlreiche Klasse dennoch, und zwar in allen ihren Schichten eine Klasse von Parasiten, die unproduktiv thätig ist, ebenso von dem Arbeitsprodukt anderer lebt als die eigentliche Unternehmerklasse.

Die unmässige Vertheuerung der Waaren und der Lebensbedürfnisse ist die unumgängliche Folge hiervon. Waaren und Lebensmittel werden durch den Zwischenhandel in einer Weise vertheuert, dass sie oft den doppelten und mehrfachen Preis dessen kosten, was der Produzent dafür erhielt**) Und wo eine wesentliche Vertheuerung des Preises nicht räthlich, nicht möglich ist, da sind Verschlechterung, Verfälschung der Lebensbedürfnisse,

*) Professor Adolf Wagner spricht in seiner Bearbeitung von Rau's „Lehrbuch der politischen Oekonomie" einen ähnlichen Gedanken aus. Er sagt S. 361: „Die soziale Frage ist der zum Bewusstsein gekommene Widerspruch der volkswirthschaftlichen Entwickelung mit dem als Ideal vorschwebenden und im politischen Leben sich verwirklichenden gesellschaftlichen Entwickelungsprinzip der Freiheitund Gleichheit."

**) So theilt Dr. E. Sachs in seiner Schrift: „Die Hausindustrie in Thüringen" unter anderm mit, dass im Jahre 1869 die Produktion von 244½ Millionen Griffeln 122,000—200,000 fl. Arbeitslohn für die Produzenten abgeworfen, der schliessliche Verkaufspreis aber sich in letzter Hand auf 1,200,000 fl. steigerte, also mindestens das sechsfache dessen. was der Produzent erhielt.

falsches Maas und Gewicht die Mittel, den sonst nicht zu erlangenden Profit einzuheimsen*). So wird der Schwindel und Betrug zu einer nothwendigen sozialen Institution, ganz wie die Prostitution, und gewisse Staatseinrichtungen, z. B. hohe indirekte Steuern und Finanz-Zölle fordern diesen Schwindel und Betrug geradezu heraus. Alle Gesetze gegen Lebensmittelverfälschung werden dagegen im Ganzen wenig ausrichten. Einmal nöthigt die Existenz die Betrüger, immer raffinirtere Mittel anzuwenden, zweitens ist eine gründliche und strenge Kontrole unter den heutigen Verhältnissen nicht zu erwarten. Sehr angesehene und einflussreiche Kreise unserer herrschenden Klassen sind an dem Schwindelsystem sehr interessirt. So wird unter dem Vorwand, dass, um die Fälschungen zu entdecken, ein umfassender und theurer Verwaltungsapparat nothwendig sei, worunter aber „auch das legitime Geschäft leide", fast jede ernste Kontrole lahm gelegt. Wo aber solche Gesetze und Kontrolmassregeln wirksam eingreifen, werden sie eine erhebliche Preissteigerung der unverfälschten Produkte zur Folge haben, weil der niedrigere Preis nur durch die Fälschung möglich war.

Die Konsumvereine sind von sehr geringem Nutzen, sie leiden fast alle an mangelhafter Verwaltung und nutzen denen nichts, denen sie zunächst helfen sollten, den Arbeitern. Auch die sogenannten Hausfrauenvereine zur Beschaffung unverfälschter billigerer Lebensbedürfnisse durch Einkauf im Grossen steuern in ähnlicher Richtung. Sie sind nur ein Symptom dafür, dass weite Frauenkreise erkennen, wie schädlich und unnütz der Zwischenhandel ist, und ich setze hinzu, schliesslich der Handel überhaupt. Sicher wäre die Gesellschaftsform die beste, wo aller Bedarf an Produkten in möglichst direkter Weise in die Hände der Konsumenten gelangt. Aber dann liegt auch die weitere Forderung nahe, mit dem gemeinsamen Bezug der Lebensmittel auch eine gemeinsame, im grossartigsten Maassstab auszuführende Fertigstellung für den Tisch einzurichten.

* * *

Das bisher über unsere Gesellschaftsorganisation Gesagte betraf nur die gewerblichen und industriellen Verhältnisse, die ländlichen blieben unberührt. Aber auch das Land ist von der modernen Entwickelung bereits in hohem Grade ergriffen. Die Industrie-, Handels- und Industriekrisen machten sich auch auf dem Lande fühlbar. Viele

*) Chemiker Chevallier berichtet, dass unter den sehr verschiedenen Arten von Fälschungen bei Lebensmitteln er für Kaffee 32, Wein 30, Chokolade 28, Mehl 24, Branntwein 23, Brot 20, Milch 19, Butter 10, Olivenöl 9, Zucker 6 u. s. w. kenne. Die Weseler Handelskammer berichtete 1870, dass der Hauptbetrug mit dem Verkauf fertig abgewogener Waaren in den Kramläden vorgenommen werde; man liefere für ein Pfund 24 oder 26 Loth und suche so doppelt einzubringen, was man am Preise nachlasse. Am schlimmsten sind die Arbeiter und kleinen Leute daran, die ihre Waaren auf Kredit entnehmen und darum schweigen müssen, auch wo sie den Betrug vor Augen sehen. Ein arger Missbrauch mit falschem Gewicht und gefälschtem Mehl wird namentlich im Bäckerwaarenverkauf getrieben.

ländliche Familienangehörige sind theilweise oder ganz in gewerblichen und industriellen Etablissements beschäftigt, und diese Art der Beschäftigung erweitert sich immer mehr, weil die grossen Gutsbesitzer es sehr nützlich finden, wichtige Theile ihres Bodenertrags gleich auf ihren eignen Gütern in industrielles Produkt verwandeln zu lassen. Sie profitiren erstens die hohen Transportkosten des Rohprodukts, z. B. der Kartoffeln zum Spiritus, der Rüben zum Zucker, der Halmfrüchte zum Mehl oder Branntweinbrennen, oder Bierbrauen u. s. w.; sie haben ferner billigere und willigere Arbeitskräfte als in der Stadt, oder in den Industriebezirken. Die Baulichkeiten und Miethen stellen sich bedeutend billiger, ebenso Steuern und Abgaben niedriger, da die Gutsbesitzer auf dem Lande bis zu einem gewissen Grade zugleich die Gesetzgeber und die Gesetzesvollzieher sind, namentlich auch die so wichtige Polizeigewalt in ihren Händen haben. Daher die Erscheinung, dass die Zahl der Dampfessen auf dem Lande mit jedem Jahre wächst, dass Ackerbau und Industrie in immer innigere Wechselwirkung treten. Ein Vortheil, der vorläufig nur dem Grossgrundbesitzer zu Gute kommt.

Es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um zu erkennen, dass in dem Maasse, wie der Grossgrundbesitzer sich in der angenehmen Lage befindet, seine Verhältnisse auf seinem Grund und Boden zu verbessern, er Appetit bekommt nach dem Grundbesitz des kleinen Nachbars, der sich ihm gegenüber in einer ähnlichen Lage befindet, wie der Kleingewerbetreibende gegenüber dem Grossindustriellen.

Aber das Land ist auch von der steigenden Kultur bis in seine letzten Winkel nicht verschont geblieben. Wenn oben angeführt wurde, wie der Bauerssohn aus der für ihn nicht grade mit höherer Moral geschwängerten Kasernen- und Stadtluft nach drei Jahren zurückkehrt bis in das entfernteste Dorf des Landes, nicht selten als Träger und Verbreiter geschlechtlicher Krankheiten, so hat er andrerseits auch eine Menge neuer Anschauungen und Kulturbedürfnisse kennen gelernt, die er so gut als möglich auch fernerweit befriedigen will. Das immer ausgedehntere und verbesserte Verkehrswesen trägt auch das seinige dazu bei. Der Mann vom Lande lernt die Welt kennen und nimmt allerlei Neues in sich auf. Die immer höheren Steueransprüche von Staat, Provinz, Gemeinde treffen auch den Bauern. So war z B. die Gesammtleistung für Kommunalzwecke des platten Landes in Preussen von 8,400,000 Thlr. im Jahre 1849 auf 23,110,000 schon im Jahre 1867 gestiegen. Der Beitrag der Stadt- und Landgemeinden für Provinzial-, Kreis- und Kommunalzwecke war in derselben Zeit von 16 Millionen Thaler auf 46 Millionen gewachsen. Die Durchschnittssumme der Lokalkosten auf den Kopf hatte sich von 2,96 auf 7,05 Pf. vermehrt. Und seitdem haben sich diese Sätze überall noch bedeutend erhöht.

Nun ist richtig, dass auch die Bodenprodukte innerhalb dieser Zeit erheblich im Werthe stiegen, aber in dem Maasse wie die Steuern und viele andere Ausgaben nicht. Auch erhält der Bauer nicht den Preis für sein Produkt, den die Stadt bezahlt, er bekommt sogar viel

weniger als der grosse Grundbesitzer. Der Mäkler oder Händler, der das Land zu bestimmten Tagen oder Jahreszeiten durchstreift, in der Regel erst wieder an Unterhändler verkauft, will seinen Nutzen haben; die Ansammlung der vielen kleinen Quantitäten macht ihm aber weit mehr Mühe als bei dem einen grossen Besitzer. Das wirkt im Preise. Der Bauer hat, um sein Land zu verbessern, eine Hypothek aufgenommen; unter den Darleihern hat er aber keine grosse Wahl, und so werden die Bedingungen nicht günstig. Hohe Zinsen und bestimmte Rückzahlungsfristen spielen ihm hart mit; eine einzige nicht günstige Ernte oder eine falsche Spekulation in der Art der Bodenfrucht, für die er auf ansehnlichen Preis rechnete, bringen ihn an den Rand des Untergangs. Häufig ist der Abnehmer der Bodenerträge und der Darleiher des Kapitals ein und dieselbe Person, er ist also vollkommen seinem Gläubiger überantwortet. Die Bauern ganzer Ortschaften und Distrikte befinden sich auf diese Weise in den Händen weniger Gläubiger, — z. B. sehr viele unserer Hopfen-, Wein- und Tabakbauer in Süddeutschland, die Gemüsebauer am Rhein. Der Hypothekenbesitzer saugt sie bis aufs Blut aus, lässt sie als scheinbare Eigenthümer auf ihrem Stückchen Land sitzen, das ihnen thatsächlich gar nicht mehr gehört. Der kapitalistische Blutsauger findet es aber bequemer und nutzbringender, in dieser Weise zu wirthschaften, als den Boden an sich zu nehmen und selbst zu bewirthschaften oder zu verkaufen. So zählen viele Tausende von Eigenthümern in unsern Katasternummern, die thatsächlich nicht mehr Eigenthümer sind. Freilich fällt auch mancher Grossgrundbesitzer, der nicht zu wirthschaften verstand, einem halsabschneiderischen Kapitalisten zum Opfer. Der Kapitalist wird Herr des Grund und Bodens und, um doppelten Profit herauszuschlagen, parzellirt er jetzt denselben, der von einer grösseren Zahl kleiner Eigenthümer besser bezahlt wird, als von einem einzigen. Häuser mit vielen kleinen Wohnungen in der Stadt geben ja auch die höchsten Miethserträge. Also eine grössere Zahl kleiner Eigenthümer greift zu. Bei geringer Anzahlung ist der kapitalistische Wohlthäter bereit, ihnen Stücke Landes zu überlassen, das andere lässt er als Hypothek gegen guten Zins auf allmählige Abzahlung stehen. Hier liegt denn der Hase im Pfeffer. Hat der kleine Bodenbesitzer Glück, gelingt es ihm, unter Aufbietung der äussersten Kräfte einen leidlichen Ertrag herauszuschlagen oder ganz ausnahmsweise billigeres Geld aufzutreiben, so kann er sich retten, anderen Falles ergehts ihm wie schon geschildert.

Fallen ihm einige Stücke Vieh, so ist das ein grosses Unglück; hat er eine Tochter, die heirathet, so vermehren sich seine Schulden und eine billige Arbeitskraft geht ihm verloren; heirathet ihm ein Sohn, so verlangt dieser seine Parzelle Land. Nothwendige Bodenverbesserungen muss er unterlassen; liefert ihm sein Vieh und Hausstand nicht genügend Dünger — und das ist häufig der Fall — so geht der Bodenertrag zurück, weil er keinen Dünger kaufen kann. Um besseren, ertragsfähigeren Samen sich anzuschaffen, fehlen ihm oft ebenfalls die Mittel; die vortheilhafte Ausnutzung der Maschinen ist ihm versagt; ein den chemischen Bestandtheilen seines Bodens ent-

sprechender Fruchtwechsel ist für ihn häufig unausführbar. Ebensowenig kann er die Vortheile ausnutzen, die heute Wissenschaft und Erfahrung für höhere Ausnutzung seiner Hausthiere bieten. Mangel an geeignetem Futter, Mangel an passender Stallung, Mangel an passenden Einrichtungen, verhindern das alles. So giebt es viele Ursachen, die den kleinen und mittleren Bauer zur Verschuldung bringen, ihn dem halsabschneiderischen Kapitalisten oder dem Grossgrundbesitzer in die Hände liefern, zur Vernichtung seiner Existenz führen.

Die gern mit statistischen Zahlen belegte Behauptung, dass die zunehmende Konzentration des Grundbesitzes eine Einbildung sei, weil es mehr Eigenthümer als früher gebe, beweist nichts gegen die hier gemachten Ausführungen. Einmal ist schon hervorgehoben, wie tausende von Eigenthümern noch als solche figuriren, die es gar nicht mehr sind, zweitens ist bei solchen Zahlen die Steigerung der Bevölkerung in Betracht zu ziehen und die daraus, namentlich bei Todesfällen folgenden Parzellirungen. Die grössere Parzellirung trägt aber den Todeskeim für den Besitzer in sich, weil sie dem Einzelnen die Existenz umsomehr erschwert, je kleiner der Besitz wird. Durch die Gewerbefreiheit hat sich auch die Zahl der Kleinmeister in vielen Branchen sehr vermehrt, daraus aber auf grösseren Wohlstand schliessen zu wollen, wäre ein Fehlschluss. Die Konkurrenz hat sich dadurch unter ihnen verstärkt und dem Grosskapital ist ihre Vernichtung und Aufsaugung erleichtert.

Wenn also manchmal zwei oder drei Bodenbesitzer heute bestehen, wo früher einer war, so ist damit durchaus nicht gesagt, dass jene zwei oder drei sich besser befinden, als früher jener Eine. Das Gegentheil ist anzunehmen. Widrige Umstände, wie sie in der Natur der Verhältnisse liegen und geschildert wurden, erleichtern nur ihre Vernichtung. Auch ist zu beachten, dass in der Nähe grösserer Städte gesteigerte Parzellirungen vorkommen, um Ackerland in Gärten oder Baustellen zu verwandeln. Das mag Einzelnen nützen, vergrössert namentlich die Zahl der Besitzer, aber für die Lage der Gesammtheit sind solche Veränderungen von keinem Belang. Auch gehen solche Besitzungen oft frühzeitig in die Hände kapitalistischer Spekulanten über, noch ehe der ursprüngliche Bodenbesitzer einen rechten Begriff von ihrem Werthe hatte oder sie zu halten im Stande war.

Dass ein solcher Entwickelungsprozess auch namentlich für die Frauenwelt auf dem Lande seine grossen Nachtheile hat, ist ohne Zweifel. Sie haben immer mehr die Aussicht, statt selbstständige Besitzerinnen und Hausverwalterinnen, dienende Mägde, billige Arbeitskräfte für die ackerbauliche und industrielle Thätigkeit des Grossgrundbesitzers zu werden. Als Geschlechtswesen sind sie eventuell in noch höherem Grade den illegitimen Wünschen und Verlangen des Grundherrn oder seiner Beamten ausgesetzt, als das heutigen Tages in der Industrie der Fall ist, wo das Besitzrecht an die Arbeitskraft oft zu einem Besitzrecht an die ganze Person ausgedehnt wird und sich, mitten im „christlichen" Europa, eine türkische Haremswirthschaft entwickelt hat. Dort auf dem Lande ist die Frau in weit höherem Grade isolirt

als die Frau in der Stadt. Die Behörde repräsentirt ihr Arbeitgeber oder ein guter Freund von ihm, Zeitungen und eine öffentliche Meinung, bei der sie vielleicht Schutz suchen könnte, giebt es nicht, und auch der männliche Arbeiterstand befindet sich meist in schmachvoller Abhängigkeit. Dort ist der Himmel hoch und der Zar weit. —

Der Zustand des Landes und seine Bebauung ist aber für die Entwickelung unserer ganzen Kultur von der allerhöchsten Bedeutung. Vom Grund und Boden und seinen Erzeugnissen hängt die gesammte Bevölkerung in erster Linie in ihrer Existenz ab. Grund und Boden lässt sich nicht beliebig vermehren; um so wichtiger wird also die Frage für Alle, wie er angebaut und ausgebeutet wird. Wir sind gegenwärtig bereits in einem Zustand angekommen, wo jährlich eine bedeutende Einfuhr von Brot- und Fleischnahrung unumgänglich geworden ist, sollen die Preise der nothwendigsten Lebensmittel nicht noch weit mehr in die Höhe gehen, als es schon geschehen ist.

Und hier kommen heute zwei wichtige antagonistische Interessen zwischen den Ackerbauern und der Industriebevölkerung zum Vorschein. Die industrielle, die nicht ackerbautreibende Bevölkerung überhaupt, hat das wesentlichste Interesse billige Lebensmittel zu erhalten, davon hängt ihr Gedeihen nicht blos als Menschen, sondern auch als handeltreibende und industrielle Individuen ab. Jede weitere Vertheuerung der Lebensmittel führt entweder eine noch grössere Verschlechterung der Nahrungsverhältnisse eines grossen Theils der Bevölkerung herbei, als es jetzt schon der Fall ist, oder es werden die Arbeitslöhne und damit der Preis der Industrieprodukte so gesteigert, dass sich ihr Absatz vermindert, weil die Konkurrenz gegen das Ausland schwieriger wird. Für den Bodenbebauer liegt aber die Frage ganz anders. Wie der Industrielle aus seiner Thätigkeit, so will der Ackerbauer den möglichst höchsten Nutzen aus seinem Ackerland, aus seiner oder seiner Arbeiter Arbeitskraft herausschlagen, und ihm ist es gleich, aus welchem Produkt er diesen schlägt. Verhindert ihn die Zufuhr fremden Getreides, fremden Fleisches, die erwünschten oder ihm nothwendig scheinenden Preise aus dem Anbau von Getreide oder der Viehzucht zu gewinnen, so verlässt er die Getreide- und Viehzucht, und widmet seinen Boden dem Anbau eines andern Erzeugnisses, das ihm mehr nützt. Er baut Zuckerrüben zur Zuckerproduktion, Kartoffeln und Korn zum Spiritusbrennen, statt Weizen und Korn zum Brod. Er überweist die fruchtbarsten Ländereien der Tabakkultur, statt dem Gemüse und der Gartenkultur. Auch werden Tausende von Ackern Landes für Pferdeweiden benutzt, weil die Pferde für Soldaten- und Kriegszwecke hoch im Preise stehen. Anderntheils sind wieder weite Waldgründe, die leicht fruchtbar gemacht werden könnten, dem Jagdvergnügen vornehmer Herren reservirt, meist in Gegenden, wo die Niederschlagung von ein paar hundert oder tausend Ackern Wald und ihre Verwandlung in Kulturboden recht gut vorgenommen werden könnte, ohne dass diese Waldverminderung in der betroffenen Gegend auf die Feuchtigkeitsentwickelung in schädlicher Weise einwirkte.

Was letztere betrifft, so bestreitet die auf umfänglichen prakti-

schen Versuchen und Ermittelungen basirte neuere Forstwirthschaft überhaupt den grossen massgebenden Einfluss des Waldes auf die Feuchtigkeitsentwickelung. Wald soll nur da in grösserem Umfang zulässig sein, wo die Natur des Bodens keine nutzenbringende Kultur zulässt, oder wo es gilt, Bergland und das eigentliche Gebirge mit einer Kultur zu versehen, die wirthschaftlich vortheilhaft ist und das schnelle Abfliessen der Wässer verhindert. Von diesem Gesichtspunkt aus könnten in Deutschland viele tausend Quadratkilometer fruchtbaren Bodens für den Ackerbau gewonnen werden. Aber diesen Umwandlungen widerstrebt sowohl das materielle Interesse einer gut dotirten Beamtenhierarchie, wie das Jagdinteresse der grossen Grundherren, die ihre Jagdgründe und ihre Jagdvergnügen nicht einbüssen wollen.

Wie sich die Zustände allmählig in der Praxis gestaltet haben, darüber einige Thatsachen, die speziell Deutschland und Oesterreich betreffen. 1861 gab es in den alten preussischen Provinzen:

Güter von 600 Morgen u. darüber	18,289,	mit	40,921,536 M.	insges.
Güter von 300—600 Morgen	15,076,	„	6,047,317 „	„
„ „ 30—300 „	391,586,	„	35,914,889 „	„
	424,951,	mit	82,883,742 M.	insges.

Dahingegen Güter von 5—30 Morgen 617,374, mit 8,427,479 Morgen
„ „ unter 5 „ 1,099,161, „ 2,227,981 „
1,716,535, mit 10,655,460 Morgen.

Hier sehen wir, dass 424,951 Besitzer achtmal mehr Boden inne haben, als 1,716,535 Besitzer.

Unter diesem Besitzstand ist der Staat mit 1,156,150 Morgen Land excl. Wald eingerechnet, dagegen ist die Provinz Westphalen mit 143,498 städtischen und ländlichen Grundstücken und 2,959,890 M. nicht inbegriffen. Das Resultat ist, dass in Preussen der mittlere und grosse Grundbesitz ganz gewaltig überwiegt und den grössten Theil gesammten Grundbesitzes inne hat. Dieses Verhältniss ist durch die Annexionen von 1866 noch mehr zu Gunsten des Grossbesitzes verschoben worden, denn in der Provinz Hannover gab es 1867 nicht weniger als 13,100 Güter mit über 120 M. Land, und in Schleswig-Holstein gab es allein gegen 300 Rittergüter, ohne den bäuerlichen Grossgrundbesitz. In Sachsen bildeten im sechsten Jahrzehnt von den 228,36 Quadratmeilen Privateigenthum, 942 Rittergüter allein 43,24 Quadratmeilen, also fast ein Fünftel des Besitzes, ungerechnet das Besitzthum der grossen Bauerngüter. Noch ganz anders liegen die Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. Von den 244 Quadratmeilen des Landes besitzen das Domanium und 7 Klöster 107¾ Quadratmeilen, 654 Rittergutsbesitzer und 6 grosse Freibauern zusammen 103½ Quadratmeilen und die 40 städtischen Gebiete und Kammergüter 26,45 Quadratmeilen. Unter 15,685 Grundbesitzern (über 6000 Erbpächter und über 6000 Büdner etc.) giebt es nur 630 freie Eigenthümer. In Böhmen hat die Kirche über 106,000 Joch Land im Besitz, der grosse Feudal-Grundbesitz 1269 Besitzstände mit 3,058,088 Joch Land, ein Drittel des ganzen Landes; aber zu der 14 Millionen Gulden

ergebenden Grundsteuer trägt er nur 4 Millionen bei. Mehr als die Hälfte des adeligen Besitzes gehört nur 150 Familien, und zwar umfassen die Besitzungen des Fürsten Schwarzenberg allein 29½ Quadratmeilen Land. Von den 260 Quadratmeilen Wald des ganzen Landes fallen allein 200 Quadratmeilen auf adeligen Besitz. Es sind prachtvolle, weitberühmte Jagdgründe. Aehnliche Zustände bestehen in Schlesien, Polen, der Provinz Preussen etc. Aus Böhmen und aus den deutschen Ostsee-Provinzen namentlich wandern die Menschen massenhaft aus und sind in der Mehrzahl arm, während fruchtbarer Boden oft brach, oder so gut wie brach liegt, weil er Privateigenthum eines Andern ist, der genug davon hat, um seinen Bodenreichthum verschwenden zu können. Andere Grossgrundbesitzer machen durch Einführung der Maschinen, oder durch Umwandlung des Ackerlands in Weideland die Menschen überflüssig.

In welchem Massstabe in der Landwirthschaft und der damit verbundenen Industrie die Ueberzähligmachung von „Händen" vor sich geht, zeigt unter anderem der Bericht des braunschweigischen Fabrikinspektors für 1881, in dem die Thatsache konstatirt wird, dass trotz bedeutend gestiegener Zuckerproduktion die Zahl der Arbeiter, einzig und allein in Folge des verbesserten Arbeitsprozesses, um mehr als 3000 gesunken ist. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Grosswirthschaft überall. Der intensive Maschinenbetrieb, die Bestellung grosser Flächen mit ein und derselben Frucht, nimmt die Arbeiter nur kurze Zeit in Anspruch, die Zahl der Knechte und Mägde wird auf das für den Hof- und die Viehpflege unumgänglich nothwendige Maass reduzirt und die Taglöhner werden entlassen. Kommt die Erntezeit, so werden dieselben aus allen Ecken und Enden zusammengetrommelt, auf kurze Zeit übermässig in Anspruch genommen und abermals entlassen. So entwickelt sich bei uns, genau wie in England, ein ländliches Proletariat der bedenklichsten Art. Fordern diese Arbeiter für die kurze Dauer ihrer Beschäftigung und weil sie gesucht werden, entsprechend höheren Lohn, so wird über ihre Anmassung geschimpft; sind sie entlassen und treiben sie sich dann hungernd und lungernd umher, so sind sie Vagabonden, sie werden geschmäht, häufig mit Hunden vom Hofe gehetzt und als „Bummler", die nicht arbeiten mögen, der Polizei für das Arbeitshaus überliefert. Eine nette „Ordnung".

Die kapitalistische Ausbeutung des Grund und Bodens führt auch nach anderer Richtung zu kapitalistischen Zuständen. Ein Theil unserer Grossgrundbesitzer hat z. B. Jahre lang horrende Profite aus dem Rübenbau und der Zuckerproduktion gezogen. Das Besteuerungssystem begünstigte auch den Export. Das Beispiel wurde bemerkt und fand rasche Nachahmung. Hunderttausende von Hektaren Land, die dem Getreide-, Kartoffelbau etc. bisher gewidmet waren, wurden in Rübenboden verwandelt, Fabriken über Fabriken wurden gegründet und sind täglich im Entstehen begriffen, und die nothwendige Folge davon ist ein gewaltiger Krach, der früher oder später eintreten muss. Ferner. Der Rübenbau wirkte günstig auf den Bodenpreis ein, dieser

stieg, die Folge davon ist der Aufkauf einer Menge kleiner Besitzungen, deren Eigenthümer wegen zu kleinen Besitzes das Spiel nicht mitmachen können. Während so der Boden für industrielle Spekulationen ausgenutzt wird, wird der Getreide- und Kartoffelbau etc. auf Boden geringerer Qualität beschränkt, und dadurch steigt natürlich der Bedarf nach Zufuhr von Lebensmitteln von ausserhalb. Die Nachfrage steigert das Angebot. Die ungeheure Zufuhr fremdländischer Bodenprodukte, ihr billiger Transport, macht Preise möglich, bei denen der einheimische Besitzer bei seiner Hypotheken- und Steuerlast, seinem geringwerthigeren Boden, seinem oft mangelhaft organisirten und ungenügend bewirthschafteten Betrieb nicht bestehen kann. Es werden Zölle auf die fremde Einfuhr gelegt, deren Vortheil nur der Grosse geniesst, von denen der Kleine nichts spürt, die aber die nicht ackerbauende Bevölkerung schwer belasten. Der Vortheil Weniger ist der Schaden Vieler und die mittlere und kleine Ackerwirthschaft geht ruhig dabei den Krebsgang, für sie ist kein Kraut gewachsen. Alle Vortheile, die der Grossgrundbesitzer aus günstigen Zöllen, Einfuhrverboten und Sperrmassregeln zieht, setzen ihn in die Lage, den Kleinen um so leichter auszukaufen, und dieser, der nur für sich produzirt, hat von allen diesen Massregeln keinen oder nur geringen Nutzen. Im zisleithanischen Oestreich, mit Ausnahme von Vorarlberg und Dalmatien, betrug die Zahl der zwangsweise verkauften Grundstücke 1874: 4720, sie stieg bis 1877 auf 6977 und erreichte 1879 die kolossale Höhe von 11,272. Mehr als 90 % waren landwirthschaftliche Grundstücke. 1874 wurden im zisleithanischen Oestreich 4413 kleinbäuerliche Wirthschaften zwangsweise verkauft mit einer Durchschnittsschuldenlast von 3136 Gulden per Wirthschaft, 1878 aber 9090 mit einer Durchschnittsschuldenlast von 4290 Gulden per Wirthschaft. Die Summe der durch unzulänglichen Erlös ausfallenden Hypothekenforderungen betrug 1874: 4,679,753 fl., 33,8 % der Gesammtschuld, 1878 war der Ausfall auf 20,366,173 fl. oder 52,2 % der Gesammtschuld gewachsen. In Ungarn gab es schon 1876 nicht weniger als 12,000 Zwangsverkäufe von Grundstücken und hatte sich die Zahl der mit Ackerbau beschäftigten Bevölkerung, die 1870 4,417,574 betrug, im Jahre 1880 auf 3,669,117 verringert. In zehn Jahren also um 748,457 oder 17 % Und das geschah, während die in Kultur genommene Fläche bedeutend zunahm. Der Grund und Boden ging in die Hände grosser Magnaten und Kapitalbesitzer über, die Maschinen statt der Menschen anwandten. So wurden die Menschen „überzählig". Ganz irische Zustände.

In Bayern waren nach Angaben des Finanzministers in der Abgeordnetenkammer am 24. Februar 1881 im Jahre 1878 698 Anwesen mit 27,000 Tagwerken, die unter Subhastation standen, also unterwirthschaftet waren. 1880 betrug die Zahl der lizitirten Anwesen 3722, welche 5 Millionen Hektare landwirthschaftlichen Boden, das heisst ein Neuntel desselben in Bayern, repräsentirten. In Folge solcher Zustände bleibt auch viel Boden unbestellt; so gab es in Bayern 1879 698 Anwesen mit 8043 Hektaren und 1880 953 Anwesen mit 6000

Hektaren, die gänzlich unbebaut blieben. Dass ferner aller überschuldeter Boden schon von vornherein nur höchst ungenügend bewirthschaftet wird, liegt in der Natur der Sache.

Aber wie immer der Grundbesitzer mit seinem Grund und Boden wirthschaftet, ist unter der Aera des „heiligen" Privateigenthums seine Sache, sein Recht. Was schert ihn die Gesammtheit und ihr Wohl, er hat für sich zu sorgen, also: Bahn frei. Der Industrielle fabrizirt ja auch obscöne Bilder, unsittliche Bücher, legt ganze Fabriken zur Verfälschung der Nahrungsmittel an. Alle diese und viele andere Thätigkeiten sind der Gesellschaft schädlich, sie untergraben die Moral, vermehren die Korruption. Aber was liegt daran; sie bringen Geld ein, mehr Geld als sittliche Bilder, wissenschaftliche Bücher, ehrlicher Verkauf unverfälschter Lebensmittel. Der gewinnsüchtige Industrielle hat nur dafür zu sorgen, dass ihn das nicht allzuscharfe Auge der Polizei nicht entdeckt, und er kann ruhig sein schändliches Gewerbe betreiben, in der sicheren Gewissheit, wegen des Geldes, das er dabei verdient, von der Gesellschaft beneidet, mit Hochachtung angesehen zu werden.

Nichts zeigt nach dieser Richtung deutlicher den Mammonscharakter unseres Zeitalters als die Börse und ihr Treiben. Boden- und Industrie-Produkte, Verkehrsmittel, Witterungs- und politische Verhältnisse, Mangel und Ueberfluss, Massenelend und Unglücksfälle, öffentliche Schulden, Erfindungen und Entdeckungen, Gesundheit, Krankheit und Tod einflussreicher Personen, Krieg- und Kriegsgeschrei, oft blos zu diesem Zweck erfunden, dies alles und noch vieles andere wird zum Gegenstande der Spekulation, der Ausbeutung und der gegenseitigen Prellerei gemacht. Die Kapital-Matadore erlangen hier den allerentscheidendsten Einfluss auf das Befinden der ganzen Gesellschaft und häufen, begünstigt durch ihre mächtigen Mittel und Verbindungen, die ungeheuersten Reichthümer auf. Minister und Regierungen werden in ihren Händen zu Puppen, die agiren müssen wie sie, die Börsenmatadore, hinter den Koulissen die Drähte ziehen. Die Staatsgewalt hat nicht die Börse, die Börse hat die Staatsgewalt in der Hand. Wider Willen muss der Minister den „Giftbaum" düngen, den er am liebsten ausreissen möchte, und muss ihm neue Lebenskräfte zuführen.

Alle diese Thatsachen, die täglich sich mehr aufdrängen, weil die Uebel sich täglich vergrössern, sie schreien zum Himmel, wie man zu sagen pflegt, und fordern baldige gründliche Abhülfe. Aber die heutige Gesellschaft steht vor diesen Uebeln rathlos, wie gewisse Thiere am Berge, sie dreht sich wie ein Pferd in der Tretmühle beständig im Kreise, rathlos, hülflos, ein Bild des Jammers, der Stupidität. Die helfen möchten, sind noch zu schwach; denen, die helfen sollten, fehlt noch die Einsicht; die helfen könnten, wollen nicht; sie verlassen sich auf die Gewalt und denken günstigsten Falles mit Madame Pompadour: après nous le deluge (nach uns die Sündfluth). Aber wenn die Sündfluth noch zu ihren Lebzeiten kommt? —

Da ruft man uns zu: „macht Vorschläge, zeigt wie geholfen werden muss". Eine sehr unnütze Mühe. Macht die besten Vorschläge,

und sie werden am meisten bekämpft, denn ohne dass Privilegien und Vorrechte aller Art dabei in den Orkus fahren, gehts nicht ab und von denen will man, trotz aller schönen Phrasen, nicht lassen. Ja wenn man mit Redensarten und Versicherungen die kranke Welt einrenken könnte!

Wir sehens ja an der sogenannten deutschen Sozialreform. Was wurde denn vorgeschlagen? Dinge, die bei unsern Zuständen nicht so viel als ein Tüpfelchen über dem I bedeuten, bringen die ganze herrschende Klasse in Jahre lange Aufregung, weil sie nur ein ganz klein wenig an ihrem Geldbeutel angefasst werden soll. Und nach Jahren, nachdem Berge von Papier beschwätzt und bedruckt wurden, kommt endlich ein kleines Zwergmäuslein an den Tag. Ob's leben bleibt, ist fraglich. Aber die soziale Frage ist ein Chimborasso, der überstiegen sein will. Das kostet grosse Mühe, Opfer und Schweiss.

Welche Massregeln im einzelnen bei den verschiedenen Entwickelungsphasen zu ergreifen sind, wird sich zeigen, wenn die Dinge reif sind; hierüber heute zu streiten ist unnütz. Der mächtigste Minister muss sich nach den Umständen richten und weiss nicht, was ihn das nächste Jahr zu thun zwingt, so haben auch wir die Dinge an uns herankommen zu lassen und zu handeln, wie die Umstände des Augenblicks es gebieten.

Ich unterstelle also, dass in einem gewissen Zeitpunkte all die geschilderten Uebel so auf die Spitze getrieben sind, dass ihr Vorhandensein der grossen Mehrheit der Bevölkerung nicht nur klar und sichtbar, sondern ihr auch unerträglich werden und ein allgemeines, unwiderstehliches Verlangen nach gründlicher Umgestaltung fast die ganze Gesellschaft ergreift und ihr die rascheste Hülfe als die zweckmässigste erscheinen lässt.

Nun wenn, wie ausgeführt, alle Uebel ohne Ausnahme zu ihrer Quelle die soziale Ordnung der Dinge haben, die heute auf der kapitalistischen Privatwirthschaft, auf dem Privateigenthum an allen Arbeitsmitteln: Grund und Boden, Maschinen, Werkzeugen, Verkehrsmitteln, dem Privatbesitz der Nahrungsquellen und Nahrungsmittel beruht, so ist durch eine grosse Expropriation dieses gesammte Privateigenthum in gesellschaftliches Eigenthum zu verwandeln.

„Die Expropriation vollzieht sich jetzt durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele todt. Hand in Hand mit dieser Konzentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige, entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewusste technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmässig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, und die Oekonomisirung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Produktionsmittel kombinirter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandelungs-

prozesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt*)."

Die Gesellschaft übernimmt alle aus dieser General-Expropriation erwachsenden Rechte und Pflichten und regelt und ordnet im Gesammtinteresse, das ferner nicht mehr mit dem des Einzelnen im Widerspruch steht.

Die Sozialisirung der Gesellschaft.

Die Expropriation aller Arbeitsmittel durchgeführt, schafft der Gesellschaft die neue Grundlage. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen für beide Geschlechter: Industrie, Ackerbau, Verkehr, die Erziehung, die Ehe, das wissenschaftliche, künstlerische und gesellige Leben, kurz die ganze menschliche Existenz wird jetzt eine andere. Die staatliche Organisation als solche verliert allmählig ihren Boden. Der Staat ist nur die Organisation der Macht zur Aufrechterhaltung der jeweiligen Eigenthums- und sozialen Herrschafts-Verhältnisse. Da Herrschafts- und Knechtschafts-Verhältnisse durch die Aufhebung der bisherigen Eigenthumszustände untergehen, hat auch der politische Ausdruck dafür keinen Sinn mehr. Der Staat hört mit dem Herrschaftsverhältniss auf, wie die Religion aufhört, wenn der Glaube an übernatürliche Wesen, oder an vernunftbegabte übersinnliche Kräfte nicht mehr vorhanden ist. Worte müssen einen Inhalt haben, verlieren sie diesen, dann hören sie auf Begriffe zu bilden.

„Ja", wirft vielleicht ein verblüfft gewordener kapitalistisch gesinnter Leser ein, „alles recht gut und schön, aber mit welchem ‚Rechtsgrund' will denn die Gesellschaft alle diese Veränderungen rechtfertigen." Der Rechtsgrund ist derselbe, der er immer war, wenn es sich um Veränderungen und Umgestaltungen handelte, das Gemeinwohl. Die Quelle des Rechts ist nicht der Staat, sondern die Gesellschaft, der Staat ist nur der Commis, der das Recht zu verwalten und auszumessen hat. Die „Gesellschaft" war bisher immer nur eine kleine Minorität, aber diese handelte im Namen der ganzen Gesellschaft (des

*) Karl Marx: „Das Kapital", II. Auflage, Seite 792 und 793.

Volks), indem sie sich als die „Gesellschaft" ausgab, wie Ludwig XIV. sich für den Staat: l'état c'est moi (der Staat bin ich). Wenn unsere Zeitungen sprechen: Die Saison beginnt, die Gesellschaft eilt in die Stadt; oder: Die Saison ist zu Ende, die Gesellschaft eilt aufs Land, meinen sie damit nicht das Volk, sondern die obersten Zehntausend, welche die „Gesellschaft" bilden, wie sie den „Staat" bilden. Die Menge ist: Plebs, Kanaille, vile multitude, „Volk". Dem entsprechend ist denn auch alles, was Staat und Gesellschaft bisher in der Geschichte für das Gemeinwohl vornahmen, stets zum Wohl der herrschenden Kreise besonders gut ausgeschlagen und wurden in deren Interesse die Gesetze gemacht und benutzt. „Salus reipublicae suprema lex esto" (das Wohl des Gemeinwesens sei das höchste Gesetz) ist bekanntlich ein altrömischer Rechtsgrundsatz. Wer bildete aber das römische Gemeinwesen? Die unterjochten Völker, die Millionen Sklaven? Nein! die ganz unverhältnissmässig geringe Zahl römischer Bürger, in erster Linie der römische Adel, der sich von den Unterjochten ernähren liess.

Als der Adel und die Fürsten im Mittelalter das Gemeingut raubten, thaten sie das von „Rechtswegen" im „Interesse des Gemeinwohls". Als die französische Revolution das Adels- und Kirchengut expropriirte, that sie es „im Namen des Gemeinwohls" und sieben Millionen kleiner Grundeigenthümer, die Stütze des modernen bürgerlichen Frankreich sind die Wirkung davon. Im Namen des „Gemeinwohls" nahm Spanien mehrfach Kircheneigenthum in Beschlag, konfiszirte Italien es gänzlich, beklatscht von den eifrigsten Verfechtern des „heiligen Eigenthums". Der englische Adel hat das irische und das englische Volk Jahrhunderte an seinem Eigenthum bestohlen und liess sich von 1804—1831 nicht weniger als 3,511,710 Acres Gemeindeland als Privateigenthum „im Interesse des Gemeinwohls" „gesetzlich" schenken. Und als man im grossen nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieg Millionen Sklaven, die wohl erworbenes Eigenthum ihrer Herren waren, und ohne dass man die Herren entschädigte, für frei erklärte, geschah das „im Namen des Gemeinwohls". Unsere ganze grosse bürgerliche Entwickelung ist ein ununterbrochener Expropriations- und Konfiskationsprozess, bei dem der Fabrikant den Handwerker, der Grossgrundbesitzer den Bauern, der Kaufmann den Händler und schliesslich ein Kapitalist den andern, das heisst der Grössere den Kleineren aufsaugt. Und hören wir unsere Bourgeoisie, so geschieht das alles zum Besten des „Gemeinwohls", zum „Nutzen der Gesellschaft". — Die Napoleoniden „retteten" am 18. Brumaire und am 2. Dezember die „Gesellschaft" und die „Gesellschaft" beglückwünschte sie; wenn sich die Gesellschaft künftig selbst rettet, begeht sie die erste vernünftige That, denn sie handelt nicht, um die Einen zu Gunsten der Andern zu unterdrücken, sondern um Allen die Gleichheit der Existenzbedingungen zu gewähren, Jedem ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Es ist die sittlich reinste und grossartigste Massregel, welche die menschliche Gesellschaft je getroffen hat.

Indem wir nun zusehen, wie sich nach einer solchen Massregel die Dinge auf den verschiedenen Hauptgebieten der menschlichen Thätigkeit gestalten werden, kann es sich selbstverständlich nicht um die Feststellung bestimmter Grenzlinien und unumstösslicher Massregeln handeln. Kein Mensch kann heute im Detail übersehen, wie künftige Generationen ihre Einrichtungen treffen, ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden. In der Gesellschaft befindet sich, wie in der Natur, alles im beständigen Fluss, das eine kommt, das andere vergeht, Altes, Abgestorbenes wird durch Neues, Lebensfähigeres ersetzt. Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen der zahlreichsten und verschiedensten Art werden gemacht, treten in Wirksamkeit und revolutioniren und umgestalten je nach ihrer Bedeutung die menschliche Lebensweise, die Gesellschaft.

Es kann sich also nur um die Entwickelung allgemeiner Prinzipien handeln, deren Aufstellung nach dem Vorausgegangenen sich von selbst ergiebt und deren Ausführung sich bis zu einem gewissen Grade übersehen lässt. War die Gesellschaft schon bisher kein automatisches Wesen, das sich von Einzelnen leiten und lenken liess, wenn es auch oft so den Anschein hatte — „man glaubt zu schieben und wird geschoben" — sondern ein Organismus, der nach bestimmten immanenten Gesetzen sich entwickelte, so ist künftig jede Lenkung und Leitung nach dem Willen Einzelner erst recht ausgeschlossen. Die Gesellschaft ist hinter das Geheimniss ihres eigenen Wesens gekommen, sie hat die Gesetze ihrer eigenen Entwickelung entdeckt und wendet diese jetzt zweckbewusst für ihre Entwickelung an.

* * *

Indem die Gesellschaft nunmehr sich im alleinigen Besitz aller Arbeitsmittel befindet, aber die Befriedigung von Bedürfnissen ohne entsprechende Arbeitsleistung nicht möglich ist, auch kein Gesunder und Arbeitsfähiger das Recht hat zu verlangen, dass ein anderer für ihn arbeite, so ist die gleiche Arbeitspflicht Aller ohne Unterschied des Geschlechts, das erste Grundgesetz der sozialisirten Gesellschaft. Die Behauptung böswilliger Gegner, die Sozialisten wollten nicht arbeiten, wollten wo möglich die Arbeit abschaffen — ein Unsinn in sich — fällt auf sie selbst zurück. Faullenzer sind nur möglich, wo andere für sie arbeiten. Dieser famose Zustand besteht heute und zwar vorzugsweise zu Gunsten der schlimmsten Gegner der Sozialisten. Letztere stellen den Grundsatz auf: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Allein die Arbeit soll nicht nur Arbeit, d. h. Thätigkeit an sich sein, sondern auch nützliche, produktive Arbeit. Die neue Gesellschaft verlangt also, dass Jeder eine bestimmte industrielle, gewerbliche, ackerbauliche Thätigkeit ergreife, worin er ein bestimmtes Produktenquantum zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse schaffen hilft. Ohne Arbeit kein Genuss, keine Arbeit ohne Genuss.

Aber indem alle verpflichtet sind zu arbeiten, haben alle auch das gleiche Interesse, drei Bedingungen bei der Arbeit zu erreichen. Erstens: dass die Arbeit mässig sei, keinen überanstrenge und sich in der Zeit nicht zu sehr ausdehne; zweitens, dass die Arbeit möglichst angenehm sei und möglichst Abwechselung biete; drittens, dass sie möglichst ergiebig sei, weil davon hauptsächlich das Maass des Genusses abhängt.

Alle drei Bedingungen hängen von der Art und der Menge der zur Verfügung stehenden Produktivkräfte ab und von den Ansprüchen, welche die Gesellschaft an ihre Lebenshaltung macht. Da die sozialistische Gesellschaft sich nicht bildet, um proletarisch zu leben, sondern um die proletarische Lebensweise der Mehrzahl der Menschen abzuschaffen und Jedem ein möglichst hohes Maass von Lebensannehmlichkeiten zu ermöglichen, so entsteht die Frage, wie hoch stellt die Gesellschaft durchschnittlich ihre Ansprüche?

Um dies festzustellen, ist die Einrichtung einer Verwaltung, die alle Thätigkeitsgebiete der Gesellschaft umfasst, nothwendig. Die einzelnen Kommunen bilden hierzu eine zweckmässige Grundlage, und wo dieselben so gross sind, dass sie die Detailübersicht erschweren, wird man sie in Bezirke theilen. Sämmtliche mündige Kommuneangehörige ohne Unterschied des Geschlechts nehmen an den bezüglichen Wahlen theil und bestimmen die Vertrauenspersonen, welche die Verwaltung zu leiten haben. An der Spitze sämmtlicher Lokalverwaltungen steht die Zentralverwaltung — wohlgemerkt keine Regierung mit herrschender Gewalt — nur eine leitende Verwaltung. Ob diese Zentralverwaltung direkt durch die Gesammtheit oder durch die Kommuneverwaltungen ernannt wird, interessirt nicht, hat heute auch Niemand zu bestimmen. Man wird all dergleichen Fragen ziemlich wenig Bedeutung beilegen, denn es handelt sich nicht um die Besetzung von Posten, die besondere Ehre, grössere Gewalt und höheres Einkommen einbringen, sondern um Vertrauensposten, wozu man die Brauchbarsten, ob Mann, ob Frau, nimmt, die man entlässt und wieder wählt, wie es das Bedürfniss und die Stimmung der Wählenden mit sich bringt. Es sind Posten, die von Jedem nur auf Zeit eingenommen werden. Eine besondere „Beamtenqualität" haben also die Inhaber dieser Stellen nicht, denn es fehlt die Eigenschaft dauernder Funktion und die Möglichkeit des Avancements. Eine hierarchische Ordnung existirt überhaupt nicht. Aus den schon erörterten Gesichtspunkten ist auch die Frage gleichgültig, ob zwischen der Zentralverwaltung und den Lokalverwaltungen Zwischenstufen, etwa Provinzialverwaltungen, stehen sollen. Hält man sie für nöthig, richtet man sie ein, sind sie nicht nöthig, lässt man sie sein. Das praktische Bedürfniss entscheidet. Haben Fortschritte in der Entwickelung alte Organisationen überflüssig gemacht, so schafft man sie ohne Sang und Klang und ohne grossen Streit ab, da kein persönliches Interesse vorhanden ist, und richtet ebenso leicht neue ein. Man sieht, diese Verwaltung ist von der heutigen himmelweit verschieden. Welcher Kampf in den Zeitungen, welches Zungengefecht in unsern Parlamenten,

welche Aktenstösse in unsern Kanzleien um eine geringfügige Aenderung in der Verwaltung.

Die Hauptsache ist nun, die Zahl und die Art der verfügbaren Kräfte festzustellen, die Zahl und Art der Arbeitsmittel: Fabriken, Werkstätten, des Grund und Bodens etc. und ihre bisherige Leistungsfähigkeit, dann die Vorräthe, das Bedürfniss in den verschiedensten Lebensmitteln auf den Durchschnittsbedarf der Bevölkerung zu berechnen. Bei allen diesen Dingen spielt also die Statistik die Hauptrolle; sie wird die wichtigste Hilfswissenschaft in der neuen Gesellschaft, weil sie das Maass für alle gesellschaftliche Thätigkeit liefert.

Die Statistik wird bereits heute für ähnliche Zwecke umfassend angewandt. Die Reichs-, Staats-, Kommunalbudgets basiren auf einer grossen Zahl statistischer Erhebungen, die in den einzelnen Verwaltungszweigen alljährlich aufgenommen werden. Längere Erfahrungen und eine gewisse Stabilität in den laufenden Bedürfnissen erleichtern sie. Auch jeder Unternehmer einer grösseren Fabrik, jeder Kaufmann ist unter normalen Verhältnissen im Stande, genau bestimmen zu können, was er für das kommende Vierteljahr für Bedürfnisse hat, und in welcher Art er seine Produktion und seine Einkäufe einrichten muss. Treten nicht Aenderungen excessiver Art ein, so kann er denselben leicht und ohne Mühe gerecht werden.

Die Erfahrung, dass die Krisen durch die blinde Produktion, d. h. weil ohne Kenntniss der Vorräthe, des Absatzes und Bedarfs in den verschiedenen Artikeln auf dem Weltmarkt erzeugt werden, hat z. B. schon seit Jahren die Eisenproduzenten in verschiedenen Ländern veranlasst, sich zu vereinigen, eine genaue Statistik ihrer Vorräthe, ihrer Produktionsfähigkeit und des wahrscheinlichen Absatzes aufzustellen und darnach zu bestimmen, wie viel jede einzelne Unternehmung für die nächsten Monate erzeugen lassen dürfe. Uebertretung wird mit hoher Konventionalstrafe und Aechtung belegt. Die Unternehmer schliessen diese Verträge, um sich vor Schaden zu bewahren, aber ohne Rücksicht auf ihre Arbeiter, die bald kürzere, bald längere Zeit arbeiten müssen. Ebenso besitzt bereits heute der Handel umfassende Statistiken. Allwöchentlich liefern die grösseren Handels- und Hafenplätze Uebersichten über die Vorräthe an Petroleum, Kaffee, Baumwolle, Zucker, Getreide etc., Statistiken, die häufig allerdings ungenau sind, weil die Waarenbesitzer oft ein persönliches Interesse haben, die Wahrheit nicht bekannt werden zu lassen. Aber im Ganzen treffen sie doch ziemlich sicher zu und geben dem Interessenten einen Ueberblick, wie der Markt in der nächsten Zeit sich gestalten wird. Ebenso haben alle vorgeschritteneren Staaten bereits mit der Aufstellung von Erntestatistiken begonnen, und kann man, wenn man weiss, wie viel Ackerland mit einer bestimmten Frucht bestellt wurde, den Durchschnittsertrag der Ernte und nach dem wahrscheinlichen Ernteausfall ziemlich genau die Preise berechnen.

Da aber in einer sozialisirten Gesellschaft die Verhältnisse weit geordneter sind, alles nur nach Plan und Ordnung vor sich geht, die ganze Gesellschaft organisirt ist, so ist also die Feststellung des Maasses

der verschiedenen Bedürfnisse sehr leicht, und wenn erst einige Erfahrung vorliegt, vollzieht sich das Ganze spielend.

Die nach Umständen und nach Arbeitsgebieten in verschiedenen Perioden aufzustellenden Bedarfsstatistiken in Vergleich gestellt zu der vorhandenen Leistungsfähigkeit der Gesellschaft ergiebt das Durchschnittsmaass für die tägliche und gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit.

Der Einzelne entscheidet selbst, in welcher Thätigkeit er sich beschäftigen will, die grosse Zahl der verschiedensten Arbeitsgebiete trägt den verschiedensten Wünschen Rechnung. Stellt sich auf dem einen Gebiet ein Ueberschuss, auf dem andern ein Mangel an Kräften heraus, so hat die Verwaltung die Arrangements zu treffen und einen Ausgleich herbeizuführen. In dem Maasse, wie alle Kräfte gegenseitig sich einarbeiten, geht das Räderwerk immer glatter. Die einzelnen Arbeitszweige und Abtheilungen wählen ihre Ordner, welche die Leitung zu übernehmen haben. Das sind keine Zuchtmeister wie die meisten heutigen Arbeitsinspektoren, Werkführer, sondern einfache Genossen, welche die ihnen übertragene verwaltende Funktion an Stelle einer produzirenden ausüben. Es ist also nicht ausgeschlossen, dass bei vorgeschrittenerer Organisation und bei höherer Durchbildung aller Glieder diese Funktionen einfach alternirende werden. die in gewissen Zwischenräumen nach einem bestimmten Turnus alle Betheiligten ohne Unterschied des Geschlechts übernehmen.

Dass eine solche auf voller Freiheit und demokratischster Gleichheit organisirte Arbeit, wo Einer für Alle, Alle für Einen stehen, das höchste Gefühl der Solidarität erweckt, einen Geist freudiger Schaffenslust und einen Wetteifer erzeugt, wie er in dem heutigen Wirthschaftssystem nie und nirgends zu finden ist, leuchtet ein. Und dieser Geist wirkt auch wieder auf die Produktivität der Arbeit und die Vervollkommnung des Produkts.

Ferner hat jeder Einzelne und haben alle miteinander das Interesse, da sie gegenseitig für einander arbeiten, dass alles nicht nur möglichst gut und vollkommen, sondern auch möglichst rasch geliefert wird, um entweder Arbeitszeit zu sparen, oder Zeit für Erzeugung neuer Produkte zur Befriedigung höherer Ansprüche zu erlangen. Dies veranlasst alle, auf Verbesserung, Vereinfachung, Beschleunigung des Arbeisprozesses zu sinnen. Der Ehrgeiz, zu erfinden, zu entdecken, wird im höchsten Grade angeregt, einer wird an Vorschlägen und Ideen den andern zu überbieten suchen*).

Es tritt also genau das Gegentheil ein, was die Anhänger der

*) „Die Macht des Wetteifers, der zu den gewaltigsten Anstrengungen anregt, um das Lob und die Bewunderung Anderer zu erwecken, erweisst sich erfahrungsmässig überall nützlich, wo Menschen öffentlich miteinander wetteifern, selbst wo es sich um frivole und solche Dinge handelt, von denen das Publikum keinen Nutzen hat. Ein Wettstreit, wer am meisten für das gemeine Beste thun könne, ist aber eine Art Konkurrenz, welche die Sozialisten nicht zurückweisen.“ John Stuart Mill: „Politische Oekonomie“.

bürgerlichen Ordnung von dem Sozialismus behaupten. Wie viel Erfinder hat die bürgerliche Welt zu Grunde gehen lassen? Wie viele hat sie ausgenutzt und dann bei Seite geschoben? Wenn Talent und Geist in der bürgerlichen Welt an der Spitze stehen sollten, müsste der grösste Theil der Unternehmer seinen Arbeitern, Werkmeistern, Technikern, Ingenieuren, Chemikern etc. Platz machen. Das sind die Leute, die in neunundneunzig Fällen von hundert die Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen gemacht, die dann der Mann mit dem grossen Geldbeutel ausnutzte. Wie viel Tausende von Entdeckern und Erfindern zu Grunde gegangen sind, weil sie den Mann nicht fanden, der die Mittel zur Ausführung gab, wie viel Keime zu Entdeckern und Erfindern unter der sozialen Misère des Alltagslebens unterdrückt wurden und werden, entzieht sich jeder Berechnung. Nicht die Leute mit hellem Kopf und scharfem Verstand, sondern mit grossen Mitteln sind die Herren der Welt, womit nicht gesagt sein soll, dass auch mal ein heller Kopf und ein grosser Beutel in einer Person vereinigt sein können. Die Ausnahme bestätigt die Regel.

Ferner weiss Jeder aus dem praktischen Leben, wie misstrauisch heute der Arbeiter jede Verbesserung, jede neue Erfindung, die eingeführt wird, aufnimmt. Mit vollem Recht. Er hat nicht den Vortheil davon, sondern sein Herr; er muss fürchten, die neue Maschine, die Verbesserung, die eingeführt wird, wirft ihn morgen als überzählig aufs Pflaster. Statt freudiger Zustimmung zu einer Erfindung, die der Menschheit Ehre macht, Vortheil schaffen soll, hat er eine Verwünschung und einen Fluch auf den Lippen. Das ist die natürliche Folge des Gegensatzes der Interessen*).

*) So sagt auch v. Thünen „Der isolirte Staat“: In dem entgegengesetzten Interesse liegt der Grund, warum Proletarier und Besitzende fortan sich feindlich gegenüber stehen und unversöhnt bleiben werden, so lange der Zwiespalt der Interessen nicht gehoben ist. Nicht blos der Wohlstand seines Lohnherrn, sondern durch Entdeckungen im Fabrikwesen, durch Anlegung von Chausseen und Eisenbahnen, durch Anknüpfung neuer Handelsverbindungen kann auch von Zeit zu Zeit das Nationaleinkommen sich sehr steigern. Aber bei unserer jetzigen gesellschaftlichen Ordnung wird der Arbeiter davon nicht berührt, seine Lage bleibt wie sie war und der ganze Zuwachs von Einkommen fällt den Unternehmern, Kapitalisten und Grundherren zu.“ Ist dieser letzte Satz nicht eine fast wörtliche Antizipation des Ausspruchs Gladstone's im englischen Parlament, wo er 1864 erklärte, „dieser berauschende Zuwachs von Einkommen und Macht“, den in den letzten zwanzig Jahren England erfahren, „ist ausschliesslich auf die besitzende Klasse beschränkt geblieben.“ Und Seite 207 „der isolirte Staat“ sagt v. Thünen: „In der Trennung des Arbeiters von seinem Erzeugniss liegt das Uebel.“

Plato „Staat“: „Ein Staat, in dem Klassen bestehen, ist nicht einer, sondern zwei, den einen bilden die Armen, den andern die Reichen, welche beide, immer jedoch sich gegenseitig auflauernd, zusammenwohnen. Die herrschende Klasse ist am Ende ausser Stande, einen Krieg zu führen, weil sie sich dann der Menge bedienen muss, vor welcher sie sich dann, wenn sie bewaffnet ist, mehr fürchtet als vor dem Feinde.“

Morelly „Prinzipien der Gesetzgebung“: „Das Eigenthum trennt uns in zwei Klassen, in Reiche und Arme. Jene lieben ihr Vermögen und mögen

Dieser Zustand ist in der sozialisirten Gesellschaft vollkommen beseitigt. Jeder entfaltet seine Fähigkeiten, um sich zu nützen, und indem er dies thut, nützt er zugleich dem Gemeinwesen. Heute sind persönlicher Egoismus und Gemeinwohl Gegensätze, die sich ausschliessen, in der neuen Gesellschaft sind diese Gegensätze aufgehoben, persönlicher Egoismus und Allgemeinwohl stehen miteinander in Harmonie, decken sich*).

Die gewaltige Wirkung eines solchen Moralzustandes liegt auf der Hand. Die Produktivität der Arbeit wird mächtig wachsen und diese gesteigerte Produktivität ermöglicht die Befriedigung höherer Bedürfnisse.

Die Arbeit soll aber immer mehr verannehmlicht werden. Dazu gehören praktisch und schön eingerichtete Produktionsstätten, möglichste Verhütung jeder Gefahr, Beseitigung unangenehmer Gerüche, Dünste, Rauch etc., kurz aller gesundheitsschädlichen und lästigen Einflüsse.

Anfangs produzirt die neue Gesellschaft mit den von der alten übernommenen Hülfs- und Arbeitsmitteln. Allein diese sind, so vollkommen sie scheinen, für die neue unzureichend. Zahlreiche zersplitterte, nach jeder Richtung höchst unzulängliche Arbeitsräume, Werkzeuge und Maschinen, die von den primitivsten bis zu den vollkommensten alle Stufen durchlaufen, genügen weder der Zahl der nach Beschäftigung Verlangenden, noch ihren Ansprüchen auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit.

Die Beschaffung einer grossen Menge grosser, heller, luftiger, auf das vollkommenste ausgestatteter und ausgeschmückter Arbeitsräume ist also das allerdringendste Bedürfniss. Kunst, Technik, Kopf- und Handgeschicklichkeit finden also sofort ein umfassendes Feld der Thätigkeit. Alle Gebiete des Maschinenbaues, der Werkzeugfabrikation, des Bauwesens und der mit der innern Einrichtung der Räume beschäftigten Arbeitszweige haben die reichlichste Arbeitsgelegenheit. Alles, was menschlicher Erfindungsgeist an bequemer und angenehmer Baulichkeit, Ventilation, Beleuchtung, Heizung, maschinellen und technischen Einrichtungen und Reinlichkeitsanlagen zu schaffen vermag, wird aufgewandt. Ersparniss motorischer Kraft, Heizung, Beleuchtung, Zeit, Arbeits- und Lebensannehmlichkeit gebieten die zweckmässige Konzentration sämmtlicher Arbeitsstätten auf bestimmte Punkte.

---

nicht den Staat vertheidigen; diese können das Vaterland unmöglich lieben, denn es beschenkt sie mit nichts anderem als Elend. Wohl aber liebt Jeder sein Vaterland in der Gütergemeinschaft, denn Jeder bekommt durch sie Leben und Glück."

*) John Stuart Mill sagt bei Abwägung der Vortheile und Nachtheile des Kommunismus in seiner „Politischen Oekonomie": „Kein Feld kann für die Entwickelung einer solchen Auffassung (dass das öffentliche Interesse auch das persönliche sei) günstiger sein, als eine kommunistische Association. Aller Ehrgeiz, sowie alle körperliche und geistige Thätigkeit, welche jetzt sich abmühen mit der Verfolgung vereinzelter und selbstsüchtiger Interessen, würden einen andern Wirkungskreis verlangen und denselben von selbst in dem Streben für die allgemeine Wohlfahrt des Gemeinwesens finden."

Die Wohnungen werden von den Arbeitsräumen getrennt, befreit von den Unannehmlichkeiten industrieller und gewerblicher Thätigkeit. Diese Unannehmlichkeiten werden wieder durch zweckmässige Einrichtungen und Vorkehrungen aller Art bis auf das geringste Maass beschränkt sein, vielfach ganz aufgehört haben. Hat doch der gegenwärtige Stand der Technik bereits Mittel, die gefährlichsten Berufsarten, wie z. B. den Bergbau, von seinen Gefahren gänzlich zu beseitigen. Ebenso ist unzweifelhaft, dass die Unannehmlichkeiten, welche heute der Arbeit im Bergbau ankleben, durch eine ganz andere Art des Abbaues, mächtige Ventilation, Beleuchtung, wesentliche Verkürzung der Arbeitszeit, durch häufigen Wechsel der Kräfte u. s. w. beseitigt werden können. Die Beseitigung von lästigem Staub, Rauch, Russ, Gerüchen kann ebenfalls schon heute durch Chemie und Technik gelöst werden. Die Produktionsstätten der Zukunft werden, wo immer sie sich befinden, ob unter oder über der Erde, sich von den gegenwärtigen unterscheiden wie Tag und Nacht. Aber alle solche Einrichtungen sind für die heutige Privatwirthschaft in erster Linie eine Geldfrage, es heisst: kann das Geschäft sie tragen, rentiren sie sich? Wenn sie sich nicht rentiren, dann mag der Arbeiter zu Grunde gehen. Das Kapital thut nicht mit, wo kein Profit herausspringt. Die Menschlichkeit hat keinen Kurs an der Börse.

Bei keiner bürgerlichen Beschäftigung tritt das Spiel mit Menschenleben zu Gunsten des Geldbeutels so zu Tage wie bei der Schifffahrt und dem Verkehr auf der See. Durch die Indiskretionen Plimsoll's in England, im Anfang der siebenziger Jahre, erfuhr, wie schon bemerkt, die erschreckte Welt die furchtbare Gewissenlosigkeit englischer Kapitalisten. Man war entrüstet, entsetzt, und doch spielt sich überall ganz ähnliches ab. Die englischen Kapitalisten sind nicht die einzigen, die das Profitmachen verstehen und sich den Teufel um ihr Gewissen scheeren, an dessen Stelle sie einen Stein haben*). Und was hat denn der Staat bisher in dieser Richtung gethan? An einigen der gefährlichsten Stellen, Fluss- und Hafeneinfahrten errichtet er Leuchtschiffe und Leuchtthürme, um die ganze übrige Küste bekümmert er sich nicht, das überlässt er der Privatwohlthätigkeit, die eine grössere Zahl Rettungsstationen gegründet, die manches Menschenleben erhalten haben. Aber diese höchst ungenügenden Massregeln erstrecken sich nur auf verhältnissmässig kleine Theile der Seeküsten und für die Gefahren auf der hohen See ist noch viel weniger gethan. Ein Blick auf unsere Auswandererschiffe belehrt uns. Kasten,

*) „Kapital", sagt der „Quarterly Rewiewer", „flieht Tumult und Streit und ist ängstlicher Natur. Das ist sehr wahr, aber doch nicht die ganze Wahrheit. Das Kapital hat einen Horror vor Abwesenheit von Profit oder sehr kleinem Profit, wie die Natur vor der Leere. Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 pCt., es wird lebhaft; 50 pCt. positiv waghalsig; für 100 pCt. stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuss; 300 pCt., und es giebt kein Verbrechen, das es nicht riskirt, selbst auf die Gefahr des Galgens. Wenn Tumult und Streit Profit bringen, wird es sie beide encouragiren."
Karl Marx: Das Kapital. II. Auflage. Note 250.

die, wenn vollgepackt, 1000—1300 Passagiere führen, haben Nussschalen von Rettungsbooten, die alle zusammen im Maximum 200—250 Personen fassen, d. h. allergünstigsten Falles ein Viertel bis ein Fünftel der Passagiere. Dann aber muss es gelingen, alle rechtzeitig loszumachen und ordnungsmässig besetzen zu können. In fast allen Unglücksfällen eine Unmöglichkeit. Drei Viertel bis vier Fünftel der Passagiere sind auf die sogenannten Schwimmgürtel angewiesen, die sie günstigen Falles einige Stunden über Wasser halten, wenn sie nicht mittlerweile sterben. Ein Unglück in der Nacht hebt ihren Nutzen auf. Ein Unglück bei Tage ebenfalls, wenn nicht der Zufall in den nächsten Stunden ein Schiff in allernächste Nähe führt. Denn ein entfernteres Schiff gewahrt die schwimmenden Menschenköpfe ebenso wenig, wie es z. B. Jemand, am Ufer des Rheines stehend, möglich ist, 400 oder 500 schwimmende Korkstöpsel zu entdecken, die Jemand etwa von der Mitte der Rheinbrücke bei Köln in den Strom warf. Bei solcher Lage wird das Rettungsmittel zu einem Mittel der Verlängerung des schrecklichsten Todeskampfes. Treten Katastrophen ein wie der Untergang der Cymbria im Januar 1883, dann schreit die ganze Welt auf, alles fordert Abhilfe, Vorsichtsmassregeln gegen solche Unglücksfälle. Das nächstliegendste unterbleibt und das nächstliegendste wäre, von Gesetzeswegen vorzuschreiben, dass kein Schiff mehr Passagiere aufnehmen darf, als es mit Bequemlichkeit im Falle der Noth in seinen Rettungsbooten zu bergen vermag. Entweder also müsste die Zahl der Passagiere bedeutend reduzirt oder der Umfang der Schiffe für eine grössere Zahl Rettungsboote erweitert werden. Beidem steht das mächtigste aller Interessen, das Kapitalinteresse, entgegen. Die Schifffahrt hörte auf, rentabel zu sein, und darum wird diesen Weg die bürgerliche Gesellschaft gewiss nicht einschlagen. Dass daneben auch noch andere Anordnungen getroffen werden müssen, versteht sich von selbst. Hier ist ein Gebiet, auf dem die künftige solidarische Verbindung aller Kulturnationen die grössten Erfolge erzielen wird.

Die Profitfrage hat in der sozialistischen Gesellschaft ihre Rolle ausgespielt, für sie giebt es keine andere Rücksicht als das Wohl ihrer Glieder. Was diesen nützt, sie schützt, muss eingeführt werden, was sie schädigt, hat zu unterbleiben; sicher wird Niemand gezwungen, bei einem gefährlichen Spiele mitzuthun. Wo Unternehmungen ins Werk gesetzt werden, bei denen Gefahren in Aussicht stehen, wird es Freiwillige in Menge geben, um so mehr, da es sich nie um Kultur zerstörende, sondern stets nur um Kultur fördernde Unternehmungen handeln kann.

Die grossartigste Anwendung motorischer Kräfte und der vollkommensten Maschinen und Werkzeuge, detaillirtester Arbeitstheilung und geschickter Kombination aller Arbeitskräfte werden die Produktion auf eine Höhe bringen, dass zur Erzeugung des benöthigten Quantums von Lebensmitteln die Arbeitszeit erheblich reduzirt werden kann. Der Kapitalist verlängert den Arbeitstag, wo er kann, sogar in der Krise, um durch Herauspressung grösseren Mehrwerths aus

dem Arbeiter das Produkt billiger verkaufen zu können. In der sozialistischen Gesellschaft kommt der Vortheil erhöhter Produktion Jedem zu Statten; sein Antheil am Produkt wird erhöht und die in Anspruch genommene gesellschaftlich bestimmte Arbeitszeit wird vermindert.

Unter den in Anwendung kommenden motorischen Kräften wird allem Anschein nach künftig die Elektrizität die leitende und entscheidende Stelle einnehmen. Schon ist die bürgerliche Gesellschaft überall bemüht, sie sich ausgiebig dienstbar zu machen. In je umfangreicherem und vollkommenerem Maasse dies geschieht, um so besser. Die revolutionirende Wirkung dieser gewaltigsten aller Naturkräfte wird die Bande der bürgerlichen Welt um so rascher sprengen und dem Sozialismus die Thüre öffnen. Die vollste Ausnutzung und umfassendste Anwendung aber wird diese Naturkraft erst in der sozialisirten Gesellschaft erlangen. Verwirklicht sich die Aussicht, die sich schon heute für ihre Anwendung eröffnet, nur zum Theil, und daran ist gar nicht zu zweifeln, so wird sie in ungemeinem Maasse zur Verbesserung der Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft beitragen. Die Elektrizität zeichnet sich vor jeder andern motorischen Kraft in erster Linie dadurch aus, dass sie nicht erst erzeugt zu werden braucht — wie Gas, Dampf, warme Luft — sondern in der Natur im Ueberfluss vorhanden ist. Alle unsere Wasserläufe, Ebbe und Fluth des Meeres, der Wind liefern, wenn richtig ausgenutzt, ungezählte Pferdekräfte. Durch die Erfindung der sogenannten Faure'schen Batterien ist bereits der Beweis geliefert, dass man grosse Kraftmengen, die, wie Ebbe und Fluth, Wind, Bergbäche, nur periodisch vorhanden sind, binden und für einen beliebigen Ort und eine beliebige Zeit aufsparen kann. Alle diese Entdeckungen und Erfindungen sind aber erst Embryos, deren ganze Entwickelung man wohl ahnen, aber nicht voraussagen kann.

So sehen wir für die Zukunft Perspektiven sich eröffnen, wonach Güte, Massenhaftigkeit und Vielseitigkeit der Produkte in gewaltigem Massstab wachsen, die Lebensannehmlichkeiten künftiger Generationen sich vervielfältigen werden.

Das Bedürfniss nach Freiheit der Wahl und Abwechslung in der Beschäftigung ist tief in der Menschennatur begründet. Wie beständige, regelmässige Wiederholung, ohne eine Abwechslung, die beste Speise schliesslich widerlich erscheinen lässt, so ist es mit einer bestimmten, täglich sich tretmühlenartig wiederholenden Thätigkeit; sie stumpft ab und erschlafft. Der Mensch thut mechanisch, was er muss, ohne höheren Schwung und Genuss. Nun liegen aber in jedem Menschen eine ganze Reihe von Fähigkeiten und Trieben, die nur geweckt und entwickelt zu werden brauchen, um bethätigt die schönsten Wirkungen zu erzeugen und den Menschen erst zu einem vollen wahren Menschen zu machen. Diesem Abwechslungsbedürfniss zu genügen, dazu bietet aber — wie sich noch weiter zeigen wird — die sozialistische Gesellschaft die vollste Gelegenheit. Die gewaltige Steigerung der Produktivkräfte, verbunden mit immer grösserer Ver-

einfachung des Arbeitsprozesses macht zunächst eine erhebliche Einschränkung der Arbeitszeit möglich, erleichtert aber auch die Erlernung der verschiedenen Handgriffe und Fertigkeiten.

Das alte Lehrsystem hat sich heute schon überlebt, es existirt nur noch und ist allein noch möglich in rückständigen, veralteten Produktionsformen, wie sie das Kleinhandwerk repräsentirt. Da aber dieses in der neuen Gesellschaft verschwindet, verschwinden auch alle ihm eigenthümlichen Einrichtungen und Formen. Neue treten an ihre Stelle. Schon heute zeigt uns jede Fabrik, wie wenig Arbeiter sie besitzt, die den handwerksmässig erlernten Beruf noch verfolgen. Die Arbeiter gehören den verschiedensten, heterogensten Berufen an, kurze Zeit genügt, sie für irgend eine Theilarbeit einzuüben, wo sie denn, allerdings entsprechend dem heutigen System, bei unmässig langer Arbeitszeit, ohne Abwechslung und ohne Rücksicht auf ihre Neigung angespannt, an der Maschine selbst zur Maschine werden*). Allein dieser Zustand ist bei veränderter Organisation ausgeschlossen. Für grössere Handfertigkeiten und kunstgewerbliche Uebungen bleibt Zeit in Menge. Grosse mit allem Komfort, technisch aufs vollendetste eingerichtete Lehrwerkstätten erleichtern Jungen und Alten die Erlernung jeder Thätigkeit, führen sie spielend in dieselbe ein. Chemische, physikalische Laboratorien, entsprechend allen Anforderungen an den Stand dieser Wissenschaften, sind vorhanden, nicht minder Lehrkräfte in Hülle und Fülle. Jetzt erst wird man gewahr werden, welch eine Welt von Trieben und Fähigkeiten das kapitalistische Produktionssystem unterdrückte oder nur verunstaltet zur Entwickelung kommen liess**).

Es besteht also nicht blos die Möglichkeit, dem Abwechslungsbedürfniss Rechnung zu tragen, es ist sogar der Zweck der Gesellschaft, seine Befriedigung für alle zu verwirklichen, weil darauf die harmonische Ausbildung der Menschen beruht. Die Berufsphysiognomien, die unsere Gesellschaft heute aufweist — bestehe nun dieser „Beruf" in bestimmten einseitigen Leistungen irgend einer Art oder in Schlemmerei und Faullenzerei oder in der Zwangsbummelei — werden mehr und mehr verschwinden. Wie ausserordentlich wenig Menschen giebt es nicht, die heute diese Abwechselungsmöglichkeit in

*) „Die grosse Masse der Arbeiter hat in England, wie in den meisten andern Ländern, so wenig freie Wahl bei ihrer Beschäftigung oder ihrem Aufenthalt, sie ist, praktisch genommen, so abhängig von festen Regeln und fremdem Willen, wie es nur bei irgend einem System, mit Ausnahme wirklicher Sklaverei sein kann." John Stuart Mill.

**) Ein französischer Arbeiter, aus San Franzisko heimkehrend, schreibt: „Ich hätte nie geglaubt, dass ich fähig wäre, alle die Gewerbe auszuüben, die ich in Kalifornien betrieben habe. Ich war fest überzeugt, dass ich ausser der Buchdruckerei zu nichts gut sei . . . . Einmal in der Mitte dieser Welt von Abenteurern, welche ihr Handwerk leichter wechseln als ihr Hemde, meiner Treu! ich that wie die andern. Da das Geschäft der Minenarbeit sich nicht einträglich genug erwies, verliess ich es und zog in die Stadt, wo ich der Reihe nach Typograph, Dachdecker, Bleigiesser u. s. w. wurde. In Folge dieser Erfahrung, zu allen Zeiten tauglich zu sein, fühle ich mich weniger als Molluske und mehr als Mensch." Karl Marx „Das Kapital".

der Thätigkeit besitzen oder sie ausüben. Ab und zu finden wir durch besondere Verhältnisse und Organisation Begünstigte, die sich dem Einerlei des Tagesberufs entziehen, nachdem sie der physischen Arbeit ihren Tribut gezollt, sich bei geistiger erholen. Umgekehrt finden wir ab und zu geistig Arbeitende, die sich mit körperlicher Thätigkeit, irgend einer Handwerksthätigkeit, Gartenbau etc. beschäftigen. Die geistig und physisch kräftigende abwechselnde Thätigkeit, wenn sie mit Maass, entsprechend den Kräften geübt wird, wird jeder Hygieniker bestätigen, sie allein ist naturgemäss.

Nun, die künftige Gesellschaft wird Gelehrte und Künstler jeder Art und in ungezählter Menge besitzen, die einen mässigen Theil des Tages fleissig physisch arbeiten und in der übrigen Zeit nach Geschmack ihren Studien und Künsten obliegen*).

Der heute bestehende Gegensatz zwischen Kopfarbeit und Handarbeit, ein Gegensatz, den die herrschenden Klassen nach Möglichkeit verstärkt haben, um die ihnen als leitende und herrschende Klasse vorzugsweise zufallende Kopfarbeit privilegirt erscheinen zu lassen, wird also ebenfalls aufgehoben.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, dass Zeiten der Krise und der Arbeitslosigkeit in der neuen Gesellschaft unmöglich sind. Wir sahen, dass die Krisen dem Umstand entspringen, dass die individualistische, kapitalistische Produktion, gereizt durch den persönlichen Vortheil, und ihr Maass darnach bemessend, ohne das Ganze übersehen zu können, die Ueberfüllung des Waarenmarktes, Ueberproduktion, erzeugt. Der Charakter der Produkte in der kapitalistischen Produktion als Waaren macht ihren Konsum von der Kauffähigkeit abhängig. Die Kauffähigkeit ist aber bei der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung, die für ihre Arbeit nur unterwerthig bezahlt wird und keine Anwendung findet, wenn ihr Anwender nicht Mehrwerth aus ihr schlagen kann, beschränkt. Kauffähigkeit und Konsumfähigkeit ist also sehr zweierlei. Millionen haben Bedürfnisse nach neuen Kleidern, Schuhen, Möbeln, Wäsche, Ess- und Trinkwaaren, aber sie besitzen kein Geld, und so bleiben ihre Bedürfnisse, d. h. ihre Konsumtionsfähigkeit unbefriedigt. Der Markt ist überfüllt und die Masse hungert; sie will arbeiten, aber sie findet Niemand, der ihre Arbeit kauft, weil der Geldbesitzer findet, dass eben nichts dabei zu „verdienen" ist. Kanaille stirb, verdirb, werde Vagabond,

*) Was aus Menschen unter günstigen Entwickelungsbedingungen werden kann, sehen wir beispielsweise an Leonardo da Vinci, der ein ausgezeichneter Maler, tüchtiger Bildhauer, gesuchter Architekt und Ingenieur, ein vortrefflicher Kriegsbaumeister, Musiker und Improvisator war. Benvenuto Cellini war ein berühmter Goldschmied, ausgezeichneter Modelleur, guter Bildhauer, anerkannter Kriegsbaumeister, vortrefflicher Soldat und tüchtiger Musiker. Man kann ohne Uebertreibung sagen, die meisten Menschen haben einen Beruf, der ihren Fähigkeiten nicht entspricht, weil nicht freier Wille, sondern Zwang der Verhältnisse ihnen die Bahn anwies. Mancher schlechte Professor würde als Schuhmacher sehr Tüchtiges leisten und mancher tüchtige Schuhmacher auch ein tüchtiger Professor sein.

Verbrecher; ich, der Mann mit dem Gelde kann es nicht ändern. Und der Mann hat in seiner Art recht.

In der neuen Gesellschaft ist dieser Widerspruch beseitigt. Die neue Gesellschaft produzirt nicht „Waaren", um zu „kaufen" und zu „verkaufen", sondern sie produzirt Lebensbedürfnisse, die verbraucht, konsumirt werden sollen, sonst haben sie keinen Zweck. Bei ihr findet also die Konsumtionsfähigkeit nicht an der Kauffähigkeit der Einzelnen ihre Grenze, sondern an der Produktionsfähigkeit der Gesammtheit. Sind Arbeitsmittel und Arbeitszeit da, so kann jedes Bedürfniss befriedigt werden, die gesellschaftliche Konsumfähigkeit findet keine andere Grenze als ihre — Gesättigtheit.

Da es also in der neuen Gesellschaft keine „Waaren" giebt, so giebt es auch kein „Geld". Geld ist der Gegensatz von Waare und doch wieder selbst Waare; es ist die gesellschaftliche Aequivalentform für alle andern Waaren. Die neue Gesellschaft produzirt aber keine Waaren, sondern nur Bedürfnissgegenstände, Gebrauchswerthe, deren Herstellung ein gewisses Maass gesellschaftlicher Arbeitszeit erfordern. Die Arbeitszeit, die ein Gegenstand herzustellen kostet, ist also allein das Maass, an dem er als gesellschaftlicher Gebrauchswerth gemessen wird. Zehn Minuten gesellschaftliche Arbeitszeit in einem Gegenstand tauschen mit zehn Minuten gesellschaftlicher Arbeitszeit in einem andern Gegenstand, nicht mehr und nicht weniger. Denn die Gesellschaft will nicht „verdienen", sie will nur den Austausch von Gegenständen gleicher Qualität, gleichen Gebrauchswerths, unter ihren Gliedern bewerkstelligen. Findet z. B. die Gesellschaft, dass zur Herstellung aller benöthigten Produkte eine tägliche dreistündige Arbeitszeit nöthig ist, so setzt sie eine dreistündige fest*). Vermehrt sich die Gesellschaft, verbessern sich die Produktionsmethoden so, dass der Bedarf schon in zwei Stunden hergestellt werden kann, so setzt sie zwei Stunden gesellschaftliche Arbeitszeit fest. Verlangt dagegen die Gesammtheit die Befriedigung höherer Bedürfnisse, als sie trotz Zunahme der Zahl und erhöhter Produktivität des Arbeitsprozesses in zwei oder drei Stunden herstellen kann, so setzt sie vier Stunden fest. Ihr Wille ist ihr Himmelreich.

Wie viel jedes einzelne Produkt an gesellschaftlicher Arbeitszeit zur Herstellung bedarf, ist leicht zu berechnen**). Darnach be-

*) Man beachte, dass die ganze Produktion auf höchster technischer Stufenleiter organisirt ist und alle thätig sind, so dass eine dreistündige Arbeitszeit eher zu lang als zu kurz erscheint. Owen berechnete für seine Zeit — erstes Viertel dieses Jahrhunderts — eine zweistündige für ausreichend.

**) „Die in einem Produkt steckende Menge gesellschaftlicher Arbeit braucht nicht erst auf einem Umweg festgestellt zu werden; die tägliche Erfahrung zeigt direkt an, wie viel davon im Durchschnitt nöthig ist. Die Gesellschaft kann einfach berechnen, wie viel Arbeitsstunden in einer Dampfmaschine, einem Hektoliter Weizen der letzen Ernte, in hundert Quadratmeter Tuch von bestimmter Qualität stecken. Es kann ihr also nicht einfallen, die in den Produkten niedergelegten Arbeitsquanta, die sie alsdann direkt und absolut kennt, noch fernerhin in einem nur relativen, schwankenden, unzulänglichen, früher als Nothbehelf unvermeidlichen Maass, in einem dritten Produkt auszudrücken und nicht in ihrem natürlichen adäquaten, absoluten Maass, der Zeit . . . .

misst sich das Verhältniss dieses Arbeitszeittheils zur ganzen Arbeitszeit. Irgend ein Zertifikat, ein bedruktes Stückchen Papier, Gold oder Blech, bescheinigt die geleistete Arbeitszeit und setzt den Inhaber in die Lage, diese Zeichen gegen seine Bedürfnissgegenstände von der verschiedensten Art auszutauschen. Findet er, dass seine Bedürfnisse geringer sind, als was er für seine Leistung erhält, so arbeitet er entsprechend kürzere Zeit. Will er das Nichtverbrauchte verschenken, Niemand hindert ihn daran; will er freiwillig für einen andern arbeiten, damit dieser dem Dolce far niente obliegen kann und sich mit ihm in seinen Arbeitsertrag theilen, wenn er ein solcher Dummkopf sein will, nur zu. Aber zwingen kann ihn Niemand, für einen andern zu arbeiten, Niemand kann ihm einen Theil der Ansprüche für seine Arbeitsleistung vorenthalten. Kostet die Herstellung eines feinen Anzugs 20 Stunden gesellschaftlicher Arbeitszeit, er will aber nur 18 an einen solchen wenden, so kann er einen dafür haben. Und so weiter. Man sieht, Jeder kann allen erfüllbaren Wünschen und Ansprüchen Rechnung tragen, aber nicht auf Kosten Anderer. Er bekommt, was er der Gesellschaft leistet, nicht mehr, nicht weniger.

„Und wo bleibt der Unterschied zwischen Faulen und Fleissigen? Intelligenten und Dummen?“ höre ich fragen. Einen Unterschied giebts nicht, weil das, was wir unter diesen Begriffen verstehen, nicht mehr existirt. Mit der Belohnung des Fleisses und der Strafe für den Faulen siehts in der bürgerlichen Gesellschaft genau aus wie mit der Stellung, welche die Intelligenz auf der gesellschaftlichen Stufenleiter einnimmt. „Faullenzer“ nennt die Gesellschaft nur den, der, wider Willen ausser Arbeit geworfen, zum Vagabondiren gezwungen, schliesslich Vagabond wird, oder unter schlechter Erziehung aufgewachsen, verwahrloste. Wer aber im Geld sitzt und mit Nichtsthun und Schlemmen die Zeit todtschlägt, den einen „Faullenzer“ zu nennen, wäre die höchste Beleidigung, das ist ein ehrenwerther braver Mann. Und wie es mit der Stellung, welche die Intelligenz inne hat, beschaffen ist, wurde schon angeführt.

Wie liegen nun in der freien Gesellschaft die Dinge? Da alle unter vollkommen gleichen Arbeitsbedingungen in der Gesellschaft thätig sind, Jeder dort thätig ist, wohin Neigung und Geschicklichkeit ihn weisen, so ist klar, dass auch die Unterschiede in der Leistung sehr geringe sein werden*). Die ganze moralische Atmosphäre der

---

Sie wird den Produktionsplan einzurichten haben nach den Produktionsmitteln, wozu besonders auch die Arbeitskräfte gehören. Die Nutzeffekte der verschiedenen Gebrauchsgegenstände, abgewogen untereinander und gegenüber den zu ihrer Herstellung nöthigen Arbeitsmengen, werden den Plan schliesslich bestimmen. Die Leute machen Alles sehr einfach ab ohne Dazwischenkunft des vielberühmten „Werths“. Fr. Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft.

*) „Alle gemeinhin wohlorganisirten Menschen werden mit einem beinahe gleichen Verstande geboren, aber Erziehung, Gesetze und Umstände machen sie unter einander verschieden. Das richtig verstandene Einzelinteresse verschmilzt mit dem Gemeininteresse oder öffentlichen Interesse“. Helvetius „Ueber den Menschen und dessen Erziehung“.

Gesellschaft, die Jeden anregt, es dem Andern zuvorzuthun, gleicht die Unterschiede aus. Fühlt Einer, dass er auf einem Gebiet nicht zu leisten vermag, was die Andern leisten, so wählt er sich ein anderes, seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechenderes; mit welchem Recht verlangt da Einer den Vorzug vor dem Andern? Ist Jemand von der Natur so stiefmütterlich behandelt, dass er bei dem besten Willen nicht zu leisten vermag, was Andere leisten, so kann ihn die Gesellschaft für die Fehler der Natur nicht strafen. Hat umgekehrt Jemand durch die Natur Fähigkeiten erhalten, die ihn über die Andern erheben, so ist die Gesellschaft nicht verpflichtet zu belohnen, was nicht sein persönliches Verdienst ist.

Als Göthe auf einer Rheinreise den Kölner Dom studirte, machte er in den Bauakten die Entdeckung, dass die alten Baumeister alle ihre Arbeiter nur nach Zeit bezahlten, weil sie gute und gewissenhafte Arbeit haben wollten. Der bürgerlichen Gesellschaft war es vorbehalten, durch Stückzahlung — sie kauft ja die Arbeitskraft als Waare — die Arbeiter sich gegenseitig entwerthen zu lassen. Sie führte das Stücklohnsystem ein, das die Arbeiter zum gegenseitigen Ueberarbeiten zwingt, um dann um so besser die Unterbezahlung, die Herabsetzung der Löhne reguliren zu können.

Wie mit der materiellen Arbeitsleistung ist es auch mit der sogenannten geistigen. Jeder Mensch ist das Produkt von Zeit und Umständen, in denen er lebt. Ein Göthe — um bei diesem Beispiel zu bleiben — unter gleich günstigen Entwickelungsbedingungen im vierten statt im achtzehnten Jahrhundert geboren, würde statt ein berühmter Dichter und Naturforscher, ein grosser Kirchenvater geworden sein, der vielleicht St. Augustin in den Schatten stellte. Göthe im achtzehnten Jahrhundert statt als Sohn eines reichen Frankfurter Patriziers, als Sohn eines armen Schusters in Frankfurt zur Welt gekommen, wäre nicht grossherzoglich weimarischer Minister geworden, sondern höchst wahrscheinlich ein Schuster geblieben und wahrscheinlich als ehrsamer Schustermeister gestorben. Wäre Napoleon I. zehn Jahre später geboren, er wurde nie Kaiser von Frankreich. Setzt das gut veranlagte Kind intelligenter Eltern unter Wilde und es wird ein Wilder, wenn auch ein intelligenter Wilder. Was also immerhin einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht. Die Ideen sind nicht ein Produkt, das aus nichts, oder durch höhere Inspiration von oben in dem Kopfe eines einzelnen enspringt, sondern ein Produkt, das durch das gesellschaftliche Leben und Weben, den Zeitgeist, im Kopfe des einzelnen erzeugt wird. Ein Aristoteles konnte nicht die Ideen eines Darwin haben und ein Darwin musste anders denken als ein Aristoteles. Jeder denkt, wie der Zeitgeist, seine Umgebung ihn zu denken zwingt. Daher die Erscheinung, dass so oft verschiedene Menschen gleichzeitig ein und dasselbe denken, dass ein und dieselben Erfindungen oder Entdeckungen gleichzeitig auf weit von einander liegenden Punkten gemacht werden. Dass eine Idee, die fünfzig Jahre früher ausgesprochen, die Welt kalt liess, fünfzig Jahre später in der entsprechenden Form wiederholt, die ganze

Welt in Bewegung setzt. Kaiser Sigismund konnte 1415 wagen, Huss sein Wort zu brechen und ihn in Konstanz verbrennen zu lassen, Karl V., obgleich ein weit grösserer Fanatiker, musste 1521 Luther ruhig vom Reichstag zu Worms ziehen lassen. Die Ideen sind also das Produkt gesellschaftlichen Zusammenwirkens, gesellschaftlichen Lebens. Ohne die moderne Gesellschaft existiren keine modernen Ideen. Das ist klar und einleuchtend. Für die neue Gesellschaft kommt noch hinzu, dass die Mittel, die Jeder für seine Ausbildung in Anspruch nimmt, das Eigenthum der Gesellschaft sind, die Gesellschaft also nicht verpflichtet sein kann, das besonders zu honoriren, was sie selbst erst möglich gemacht hat, ihr eigenes Produkt ist.

Soviel über die verschiedene Qualifikation physischer und sog. geistiger Arbeit. Hieraus ergiebt sich weiter, dass auch kein Unterschied zwischen „höherer" und „niederer" physischer Arbeit bestehen kann, wie z. B. heute ein Mechaniker sich unendlich höher dünkt als ein Tagarbeiter, der Strassenarbeiten und dergleichen verrichtet. Da die Gesellschaft nur gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichtet, so ist jede Arbeit, die diese Eigenschaft besitzt, auch der Gesellschaft gleich werth. Können unangenehme, widerliche Arbeiten nicht auf mechanischem respektive chemischem Wege verrichtet und durch irgend welchen Prozess in angenehme Arbeit umgewandelt werden — was kaum zu bezweifeln ist — und finden sich nicht die nöthigen freiwilligen Kräfte, dann tritt die Verpflichtung ein, die Jeden nöthigt, sobald die Reihe an ihn kommt, seine Leistung zu vollziehen. Da giebts keine falsche Scham und keine blödsinnige Verachtung nützlicher Arbeit. Diese ist nur möglich in unserm Drohnenstaat, wo das Nichtsthun als beneidenswerthes Loos angesehen wird und der Arbeiter um so verachteter ist, je härter, mühevoller und unangenehmer die Arbeiten sind, die er verrichtet und je nothwendiger sie sich für die Gesellschaft erweisen. Ja man kann annehmen, dass heute die Arbeit in demselben Maasse schlechter bezahlt wird, als sie unangenehmer ist; weil durch die beständige Revolutionirung des Produktionsprozesses stets eine Menge überschüssiger Arbeitskräfte, als Reservearmee, auf dem Pflaster liegen, und um zu leben sich zu Preisen für die niedrigsten Arbeiten hergeben, dass hierfür selbst die Einführung von Maschinen für die bürgerliche Welt „unrentabel" wird. So ist Steineklopfen schon sprichwörtlich als eine der schlecht bezahltesten und unangenehmsten Arbeiten bekannt. Es wäre nun eine Kleinigkeit, das Steineklopfen, wie in Nordamerika, durch Maschinen verrichten zu lassen, aber wir haben eine Menge so billiger Arbeitskräfte, dass sich die Maschine nicht „rentirt"*). Richtig betrachtet,

*) „Wenn man wählen müsste zwischen dem Kommunismus und allen seinen Chancen und dem gegenwärtigen Gesellschaftszustand mit allen seinen Leiden und Ungerechtigkeiten; wenn die Institution des Privateigenthums es als nothwendige Folge mit sich brächte, dass das Ergebniss der Arbeit so sich vertheile, wie wir es jetzt sehen, fast im umgekehrten Verhältniss zur Arbeit — dass die grössten Antheile denjenigen zufallen, welche über-

ist ein Arbeiter, der Kloaken räumt, um die Menschheit vor gesundheitsgefährlichen Miasmen zu schützen, ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft, wohingegen ein Professor, der gefälschte Geschichte im Interesse der herrschenden Klassen lehrt, oder ein Theologe, der mit übernatürlichen, transzendenten Lehren die Gehirne zu umnebeln sucht, äusserst schädliche und gefährliche Individuen sind.

Unser heute in Amt und Würden stehendes Gelehrtenthum repräsentirt zum grössten Theil eine Gilde, dazu bestimmt und bezahlt, die Herrschaft der leitenden Klassen unter der Autorität der Wissenschaft zu vertheidigen und als gerechtfertigt, gut, nothwendig erscheinen zu lassen, die vorhandenen Vorurtheile zu stützen. Das ist Afterwissenschaft, Gehirnvergiftung, kulturfeindliche Arbeit, geistige Lohnarbeit im Interesse der Bourgeoisie und ihrer Klienten*). Ein Gesellschaftszustand, der die fernere Existenz einer solch privilegirten Gilde unmöglich macht, vollzieht eine menschenbefreiende That.

Andrerseits ist echte Wissenschaft oft mit sehr unangenehmer, widerlicher Arbeit verbunden. Z. B. wenn ein Arzt eine im Fäulnissprozess befindliche Leiche secirt, oder eiternde Körpertheile operirt; oder wenn ein Chemiker Exkremente untersucht. So sehen wir, dass die hässlichsten Arbeiten oft die nützlichsten sein können und unser Begriff von angenehmer und unangenehmer Arbeit, wie so viele Begriffe in der heutigen Welt, ein falscher, oberflächlicher, rein an Aeusserlichkeiten klebender ist.

* * *

Sobald die gesammte Produktion der neuen Gesellschaft auf eine Basis gestellt ist, wie sie skizzirt wurde, produzirt sie nicht mehr ‚Waaren', sondern nur Gebrauchsgegenstände für den direkten Bedarf der Gesell-

---

haupt nie gearbeitet haben, die nächstgrössten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist, und so weiter hinunter, indem die Vergütung in gleichem Verhältniss zusammenschrumpft, wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste Arbeit nicht mit Gewissheit darauf rechnen kann, selbst nur den nothwendigsten Lebensbedarf zu erwerben; wenn, sagen wir, die Alternative wäre: dies oder Kommunismus, so würden alle Bedenklichkeiten des Kommunismus, grosse wie kleine, nur wie Spreu in der Wagschaale sein." John Stuart Mill: „Politische Oekonomie". Mill hat sich redlich Mühe gegeben, die bürgerliche Welt zu „reformiren" und zur „Vernunft" zu bringen. Natürlich vergebens. Und so ist er, wie jeder einsichtige Mann, der den Zustand der Dinge kennt, schliesslich Sozialist geworden. Er hat aber nicht gewagt, es bei Lebzeiten zu bekennen, sondern wartete bis nach seinem Tode, wo seine Autobiographie sein sozialistisches Glaubensbekenntniss enthielt. Es ging ihm wie Darwin, der auch nicht bei Lebzeiten als Atheist erkannt sein wollte. Das ist das Komödienspiel, zu dem die bürgerliche Gesellschaft Tausende zwingt. Die Bourgeoisie heuchelt Loyalität, Religion und Autoritätsglauben, weil darauf ein Stück ihrer Herrschaft beruht.

*) Die Gelehrsamkeit dient häufig ebenso sehr der Unwissenheit wie dem Fortschritt. Buckle: Geschichte der englischen Zivilisation.

schaft. Damit hört auch der gesammte Handel auf, der nur in einer auf Waarenproduktion beruhenden Gesellschaft einen Sinn hat. Eine ungeheure Armee von Personen beider Geschlechter und von den verschiedensten Lebensaltern wird dadurch für produktive Thätigkeit mobil. Millionen treten ein, als Produkte erzeugend, die bisher als Parasiten von dem Arbeitsprodukt anderer lebten und, wie nicht bestritten werden soll, sich oft fleissig mühten und sorgten. Kein Einzelner ist für das verantwortlich, was die gesellschaftlichen Zustände aus ihm gemacht. An Stelle der Dutzende, Hunderte, Tausende von Läden und Handelslokalitäten aller Art, die heute jede Kommune im Verhältniss ihrer Grösse besitzt, treten grosse Kommunedepots, Vorrathshäuser, elegante Bazars, ganze Ausstellungen, die ein verhältnissmässig geringes Verwaltungspersonal beanspruchen. Diese Umwandlung repräsentirt wieder eine Revolution in allen bisherigen Einrichtungen. Wie nun das ganze Getriebe des heutigen Handels in eine zentralisirt verwaltende, distribuirende Thätigkeit umgewandelt wird, so erfährt auch das gesammte Verkehrswesen eine totale Umgestaltung.

Telegraphen, Eisenbahnen, Posten, Fluss- und Seeschiffe, Pferdebahnen und, wie immer die Vehikel heissen mögen, welche den Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft vermittelten, sind Gesellschaftseigenthum. Dass viele dieser Anstalten, wie Posten, Telegraphen und die meisten Eisenbahnen heute schon Staatsinstitute sind, erleichtert ihre Umwandlung in Gesellschaftseigenthum sehr bedeutend. Dort giebt es keine Privatinteressen mehr zu verletzen. Arbeitet der Staat in dieser Richtung weiter, um so besser. Aber diese heute staatlich verwalteten Betriebe sind k e i n e sozialistischen Betriebe, wie irrthümlich angenommen wird. Es sind Betriebe, die ebenso gut kapitalistisch ausgebeutet werden, wie in Händen der Privatunternehmer. Weder die Beamten noch die Arbeiter haben einen besondern Vortheil davon. Der Staat behandelt sie wie irgend ein Privatunternehmer; z. B. wenn in den Etablissements der Reichsmarine die Verordnung erlassen wird, über vierzig Jahre alte Arbeiter nicht in Arbeit zu nehmen. Solche und ähnliche Massregeln vom Staat als Arbeitgeber ausgehend, sind sogar weit schlimmer, als wenn sie vom Privatunternehmer ausgehen, weil letzterer immer nur ein kleiner Unternehmer ist und die Beschäftigung, die er versagt, ein anderer vielleicht gewährt. Der Staat als monopolistischer Arbeitgeber hingegen kann Tausende mit einem Schlage durch solche Maximen ins Elend stossen. Das ist also, wie gesagt, nicht sozialistisch, sondern echt kapitalistisch gehandelt, und verwahren sich die Sozialisten sehr dagegen, den heutigen Staatsbetrieb als sozialistischen Betrieb anzusehen. Im sozialistischen Betrieb giebts keine Arbeitgeber, keine Vorgesetzten, keine Unterdrückung, alle sind gleichgestellt und gleichberechtigt.

Da also an Stelle all der verschiedenen Händler, Mittelspersonen und Privatproduzenten grosse zentralisirte Anstalten getreten sind, so nimmt auch der gesammte Produktentransport eine entsprechende Gestalt an. Die Millionen kleiner zersplitterter Sendungen, die an ebenso viele Eigenthümer gingen, wachsen jetzt zu grossen, mächtigen

Ladungen an, die nach den Kommunedepots und nach den Zentral-Produktionsstätten wandern. Die Arbeit wird auch hier enorm vereinfacht, es wird Zeit, Arbeitskraft, Material in grossen Mengen erspart, die Physiognomie unserer Verkehrsmittel und insbesondere unserer Wohnorte nimmt eine gänzlich veränderte Gestalt an. Das nervenzerstörende Geräusch, Gedränge und Gerenne unserer grösseren Verkehrsorte mit ihren tausenden von Vehikeln aller Art wird mächtig modifizirt und erhält einen ganz andern Charakter. Strassenbau, Strassenreinigung, die menschliche Wohnweise erfahren damit gleichfalls eine grosse Umgestaltung. Jetzt können hygienische Massregeln mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit durchgeführt werden, die heute gar nicht oder nur mit den grössten Kosten und nur unvollkommen durchzuführen sind und dann oft genug nur für die vornehmeren Viertel durchgeführt werden. Das „Volk" bedarfs nicht, es kann warten bis die Mittel da sind, die sich aber nie finden.

Selbstverständlich erfährt nunmehr das Kommunikationswesen seine grösstmöglichste Ausdehnung und eine Ausführung, wie sie eben der jeweilige Stand der Wissenschaft ergiebt. Da die Verkehrswege die Adern sind, welche die Blutzirkulation, den Produktenaustausch durch die ganze Gesellschaft leiten, die persönlichen und geistigen Beziehungen der Menschen untereinander vermitteln, also mehr als alles andere geeignet sind, ein gleiches Niveau von Wohlbefinden und Bildung für die ganze Gesellschaft herbeizuführen, so ist ihre Ausdehnung und Verzweigung bis in die entlegensten Orte der entferntesten Provinzen eine Nothwendigkeit und ein allgemeines gesellschaftliches Interesse. Es erstehen also auch auf diesem Gebiete der neuen Gesellschaft Aufgaben, die das weit übertreffen, was die gegenwärtige zu leisten im Stande ist. Zugleich wird dieses aufs höchste vervollkommnete und ausgedehnte Kommunikationssystem die Dezentralisirung der in den Grossstädten und Industriezentren aufgehäuften Menschenmassen und der Produktionseinrichtungen selbst, über das ganze Land begünstigen und sowohl für die Gesundheit wie für die geistige und materielle Kulturförderung hochnützlich sich erweisen.

* * *

Mit den Arbeits- und Produktionsmitteln in Industrie und Verkehr gehört auch der gesammte Grund und Boden als eigentlicher Urstoff aller menschlichen Arbeit, Grundlage aller menschlichen Existenz, der Gesellschaft. Die Gesellschaft nimmt auf vorgeschrittenster Stufe zurück, was ihr uranfänglich gehörte. Bei allen auf einer gewissen primitiven Kulturstufe angelangten Völkern der Erde begegnen wir dem Gemeineigenthum an Grund und Boden. Das Gemeineigenthum bildete die Grundlage jeder primitiven Vergesellschaftung; diese war ohne jenes nicht möglich. Erst durch das Auftauchen und die Entwickelung der verschiedenen Herrschaftsformen wurde das Gemeineigenthum unter den schwersten Kämpfen, die bis in unsere Gegenwart ragen, beseitigt und als Privatbesitz usurpirt. Der Raub

des Grund und Bodens und seine Umwandlung in persönliches Eigenthum, bildete die erste Ursache der Knechtschaft, die von der Sklaverei bis zum „freien" Lohnarbeiter des neunzehnten Jahrhunderts alle möglichen Stufen durchlaufen hat, bis endlich Grund und Boden nach Jahrtausende langer Entwickelung durch die Geknechteten selbst in Eigenthum aller rückverwandelt wird.

Die Erkenntniss von der Wichtigkeit des Grund und Bodens für die ganze menschliche Existenz verursachte, dass in allen sozialen Kämpfen der Welt, — Indien, China, Aegypten, Griechenland (Kleomenes), Rom (Gracchen), christliches Mittelalter (religiöse Sekten, Münzer, Bauernkrieg), Azteken und Inkareich, Neuzeit — der Besitz des Grund und Bodens das erste Verlangen war und auch heute Männer das Gemeineigenthum an Grund und Boden gerechtfertigt finden — Adolph Samter, Professor Adolph Wagner, Dr. Schäffle — die auf andern sozialen Gebieten zu den grössten Konzessionen und Vermittelungen geneigt sind*).

Von der Bebauung und Ausnutzung des Grund und Bodens hängt also in erster Linie das Wohlbefinden der Bevölkerung ab. Seine Kultur auf die höchste Stufe zu bringen, ist im eminentesten Sinne Allgemeininteresse. Wie diese höchste Entwickelung aber unter der Form des Privateigenthums weder bei Grossbesitz noch bei Mittel- und Kleinbesitz möglich ist, wurde dargelegt. Allein die höchste Ausnutzung des Grund und Bodens hängt nicht blos von seiner Detailbewirthschaftung ab, es kommen hierbei Faktoren in Betracht, denen weder der grösste Einzelbesitzer noch die mächtigste Assoziation gewachsen ist, Faktoren, die selbst über den heutigen nationalen Rahmen hinausgreifen, international zu behandeln sind.

Die Gesellschaft hat zunächst den Boden als Ganzes ins Auge zu fassen, also seine topographische Beschaffenheit, seine Berge, Ebenen, Wälder, Flüsse, Teiche, Haiden, Sümpfe, Moräste. Diese

*) Sogar die Päbste und Kirchenväter haben in früheren Jahrhunderten, wo die Traditionen am Gemeineigenthum noch vorherrschten und der Raub an demselben grosse Dimensionen angenommen hatte, sich nicht enthalten können, in ganz kommunistischer Richtung zu eifern. Der Syllabus des 19. Jahrhunderts kennt diesen Ton freilich nicht, auch die römischen Päbste sind heute wider Willen der bürgerlichen Gesellschaft unterthänig geworden. So sagt Pabst Clemens I.: „Der Gebrauch aller Dinge auf dieser Welt soll Allen gemeinsam sein. Es ist eine Ungerechtigkeit, zu sagen: Das ist mein eigen, das gehört mir, jenes dem Andern. Von daher ist die Zwietracht unter die Menschen gekommen." Bischof Ambrosius von Mailand, um 374: „Die Natur giebt alle Güter allen Menschen gemeinsam; denn Gott hat alle Dinge geschaffen, damit der Genuss für Alle gemeinschaftlich sei, und damit die Erde zum gemeinschaftlichen Besitzthum werde. Die Natur hat also das Recht der Gemeinschaft erzeugt und es ist nur die ungerechte Anmassung (Usurpatio), welche das Eigenthumsrecht erzeugt." Pabst Gregor der Grosse, um 600: „Sie sollen es wissen, dass die Erde, wovon sie ja herstammen und gemacht sind, allen Menschen gemeinschaftlich ist, und dass daher die Früchte, welche die Erde erzeugt, Allen ohne Unterschied gehören sollen." Und einer der Modernen, Zachariä: „Vierzig Bücher vom Staat" sagt: „Alle Leiden, mit welchen zivilisirte Völker zu kämpfen haben, lassen sich auf das Sondereigenthum an Grund und Boden als Ursache zurückführen."

topographische Beschaffenheit übt gewisse Einflüsse auf Klima und Bodenbeschaffenheit aus. Hier ist nicht blos ein Thätigkeitsfeld von grösster Ausdehnung, sondern auch ein solches, wo eine Menge Erfahrungen gesammelt, eine Menge Experimente versucht werden müssen. Was bisher der Staat in dieser Richtung leistete, ist dürftig. Einmal wendet er zu solchen Kulturaufgaben nur geringe Mittel an, und dann würde er, selbst wenn er den Willen hätte, in umfassender Weise einzugreifen, von den grossen Privateigenthümern, die heute in der Gesetzgebung das entscheidende Wort sprechen, daran gehindert werden. Ohne mächtige Eingriffe in das Privateigenthum könnte auch der heutige Staat auf diesem Gebiete nichts machen. Da aber seine Existenz auf der Erhaltung, der „Heiligkeitserklärung" des Privateigenthums beruht, die grossen Privateigenthümer seine wichtigste Stütze sind, so fehlt ihm selbstverständlich die Macht und der Wille, in der bezeichneten Richtung vorzugehen. Es handelt sich also hier für die neue Gesellschaft um gewaltige, umfassende Bodenmeliorationen.

Eine hochwichtige Frage bildet ferner ein umfängliches, systematisch angelegtes Fluss- und Kanalnetz, das nach wissenschaftlichen Prinzipien geleitet und geordnet werden muss.

Die Frage des „billigeren" Transportes auf den Wasserwegen — eine Frage, für die heutige Gesellschaft so wichtig — bleibt für die neue ganz ausser Betracht. Dagegen spielt das Fluss- und Kanalsystem rücksichtlich seiner Einwirkung auf das Klima, seine Verwerthung für ein umfassendes Bewässerungssystem, für höhere Bodenfruchtbarkeit eine um so entscheidendere Rolle.

Erfahrungsgemäss ist festgestellt, dass wasserarme Länder weit mehr an kalten Wintern und heissen Sommern zu leiden haben, als wasserreiche, daher z. B. die Küstenländer die eigentlichen Witterungsextreme nicht, oder nur sehr rasch vorübergehend kennen. Die Extreme sind aber weder für Pflanzen noch für Menschen vortheilhaft und angenehm. Ein ausgedehntes Kanalsystem würde hier unzweifelhaft, namentlich in Verbindung mit den bezeichneten Massregeln in Bezug auf Waldkultur, moderirend wirken. Es würde aber auch ein solches Kanalsystem, mit Anlegung grösserer Bassins, als Wasseransammler und Aufbewahrer dienen, wenn Schneewasser und heftige Regengüsse Flüsse und Ströme anschwellen und übertreten lassen. Ueberschwemmungen mit ihren verheerenden Wirkungen sind alsdann unmöglich. Auch würde die ausgedehnte Wasserfläche mit ihrer grösseren Verdunstung vermuthlich regelmässigere Regenbildung befördern. Wo dennoch für die Bodenkultur zeitweilig Wasser mangelte, würden überall leicht anzubringende Wasserhebe- und Pumpwerke dasselbe den Ländereien zuführen können.

Weite Landstrecken, die bis jetzt fast ganz unfruchtbar oder wenig fruchtbar sind, liessen sich durch diese künstlichen Bewässerungs-Anlagen in fruchtbare Gegenden verwandeln. Wo jetzt kaum die Schafe dürftige Nahrung finden, und günstigen Falles schwindsüchtige Föhren die mageren Aeste gen Himmel recken, könnten üppige Ernten

gedeihen, eine dichte Bevölkerung Nahrung und Genuss finden. Andrerseits würden durch solche Kanalisationen weite Sumpfstrecken, Moore und Moorland entwässert, der Kultur gewonnen, so im Norden Deutschlands, im Süden in Bayern. Auch könnten diese zahlreichen Wasserläufe für die Fischzucht sehr ausgenutzt werden und lieferten eine weitere ergiebige Nahrungsquelle; sie bildeten ferner im Sommer für Gemeinden, die keine Flüsse haben, geeignete Badestellen.

In welchem Massstabe Bewässerung wirkt, dafür einige kleine Beispiele. In der Nähe von Weissenfels ergaben 7½ Hektare gut bewässerte Wiesen 480 Zentner Grummet, daneben liegende 5 Hektare Wiesen von derselben Bodenbeschaffenheit aber ungewässert nur 32 Zentner. Die ersteren also im Verhältniss mehr als zehnfachen Ertrag. Bei Riesa in Sachsen brachten 65 Acker bewässerter Wiesen, trotz bedeutender Anlagekosten eine Steigerung des Reinertrags von 5850 M. auf 11,100 M. Nun giebts aber in Deutschland ganze Provinzen, deren Boden, wesentlich aus Sand bestehend, nur einen halbwegs guten Ertrag liefert, wenn ein sehr feuchter Sommer eintritt. Diese Provinzen mit Kanälen durchzogen und bewässert, würden in kurzer Zeit den fünf- und zehnfachen Ertrag ergeben. In Spanien sind Beispiele vorhanden, wo der Ertrag gutbewässerten Bodens der siebenunddreissigfache von dem unbewässerten Bodens war. Also Wasser her und neue Nahrungsmassen werden aus dem Boden gestampft.

Wo sind die Privaten, wo die Staaten, die in solchem Massstabe zu wirken vermögen, wie es sich als möglich und nothwendig ergiebt? Wenn endlich ein Staat durch Jahrzehnte lang gemachte bitterste Erfahrungen dem stürmischen Verlangen der durch alle möglichen Kalamitäten Geschädigten und nachdem Millionen an Werthen zu Grunde gerichtet wurden, nachgiebt, wie langsam, wie bedächtig, wie vorsichtig rechnend. Es könnte ja leicht zu viel geschehen und der Staat die Mittel zum Bau einiger Kasernen, zur Erhaltung einiger Regimenter leichtsinnig Preis geben. Und dann wenn man den Einen „zu viel hilft", kommen die Andern und verlangen ebenfalls Hilfe. „Mensch hilf dir selbst, so hilft dir Gott" heisst ja das bürgerliche Credo. Jeder für sich, keiner für alle. So vergeht fast kein Jahr, wo nicht ein, zweimal, noch öfter in den verschiedensten Provinzen, in den verschiedensten Staaten mehr oder weniger grosse Ueberschwemmungen vorkommen durch Bäche, Flüsse, Ströme. Weite Strecken des fruchtbarsten Bodens werden durch die Gewalt der Wellen weggeführt, mit Sand, Steinen, Schutt bedeckt. Bäume werden entwurzelt, Häuser, Brücken, Strassen, Dämme unterwaschen, Eisenbahnen ruinirt, Vieh zu Grunde gerichtet — nicht selten Menschenleben geopfert — Bodenmeliorationen werden zerstört, Saaten vernichtet. Weite Strecken häufiger Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzten Landes werden möglichst wenig und nur geringwerthig bebaut, um nicht doppelten Schaden zu erleiden.

Andrerseits wird durch ungeschickte, in einseitigem Interesse vorgenommene Korrektionen bei den grösseren Flüssen und Strömen, denn bei diesen lässt man sich allenfalls herbei „im Handels- und Verkehrsinteresse" einiges zu leisten, die Ueberschwemmungsgefahr

vergrössert. Grosse Waldverwüstungen auf den Bergen, namentlich durch Private, verstärken sie. Diesem letzteren Umstande — unsinniger auf „Profit" berechneter Waldverwüstung — soll die merkbare Verschlechterung des Klimas, und eine Abnahme der Bodenfruchtbarkeit in den Provinzen Preussen und Pommern, in Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien geschuldet sein.

Die Folge der Waldverwüstung in den Gebirgen sind häufige Ueberschwemmungen. Die Rhein- und Weichsel-Ueberschwemmungen schreibt man hauptsächlich den Walddevastirungen in der Schweiz resp. in Polen zu. Durch die Entholzung der Karnischen Alpen soll sich das Klima von Triest und Venedig wesentlich verschlechtert haben, sollen aus den gleichen Ursachen Madeira, grosse Theile Spaniens, weite, einst üppige und fruchtbare Länder in Vorderasien, den grössten Theil ihrer Fruchtbarkeit eingebüsst haben.

Es ist selbstverständlich, dass die neue Gesellschaft all diese grossen Aufgaben nicht im Handumdrehen lösen kann, aber sie wird sie mit Raschheit, mit Aufgebot aller Kräfte in die Hand nehmen, weil ihre einzige Aufgabe ist Kulturaufgaben zu lösen und kein Hemmniss darin zu dulden. Sie wird im Laufe der Zeit Werke schaffen, Aufgaben lösen, an welche die gegenwärtige Gesellschaft nie und nimmer denkt, nicht denken kann, ihr würde bei dem blossen Gedanken schwindeln.

So wird also die gesammte Bodenbewirthschaftung sich in der neuen Gesellschaft durch Massregeln, wie die bezeichneten und ähnliche bedeutend günstiger gestalten. Zu den bereits erörterten Gesichtspunkten für Hebung der Bodenausnutzung kommen andere. Heute werden viele Quadratmeilen Landes mit Kartoffeln bebaut, um in ungeheure Quantitäten Branntwein verwandelt zu werden, welchen fast ausschliesslich unsere arme, in Noth und Elend lebende Bevölkerung konsumirt. Der Branntwein ist der einzige Stimulus, der „Sorgenbrecher", den sie sich verschaffen können. Für die Kulturmenschen der neuen Gesellschaft ist der Branntweinkonsum verschwunden, die bezügliche Kartoffel- und Getreideproduktion für diesen Zweck, also auch Boden- und Arbeitskräfte, werden für gesunde Nahrungsmittelerzeugung frei. Welcher Spekulation unsere fruchtbarsten Ackerländereien durch den Zuckerrübenbau unterliegen, wurde schon angeführt. Unser stehendes Heerwesen, zersplitterte Produktion, zersplitterter Verkehr, zersplitterter Ackerbau etc. erfordern hunderttausende von Pferden und dem entsprechend Bodenflächen für Nahrung, Weiden, Aufzucht von jungen Pferden. Die total umgestalteten Verhältnisse machen dieselben zum allergrössten Theile überflüssig; wieder sind grosse Bodenflächen, reichliche Arbeitskräfte für andere Kulturbedürfnisse gewonnen.

Das grosse Gebiet der Bodenbewirthschaftung ist heute bereits Gegenstand der Erörterung einer sehr umfänglichen wissenschaftlichen Literatur. Da ist nicht ein Gebiet, das unberührt geblieben wäre: Forstwirthschaft, Be- und Entwässerung, Kultur von Halm-, Hülsen- und Knollenfrüchten, Gemüsebau, Obst-, Blumen- und Zierpflanzenkultur,

Bau von Nahrungspflanzen für die Viehzucht, Wiesenkultur, rationelle Vieh- und Geflügelzucht und Verwerthung ihrer Produkte, Dungstoffe und Dungmittel, Verwerthung und Verwendung der Abfallstoffe in der Wirthschaft, chemische Untersuchung des Bodens und seine Verwendung und Herrichtung für diese oder jene Kultur, Maschinen- und Geräthe, Saamenbeschaffenheit, zweckmässigste Anlage von wirthschaftlichen Baulichkeiten, Fruchtfolge, Witterungsverhältnisse etc., das alles ist in den Kreis wissenschaftlicher Erörterung gezogen. Kein Tag fast vergeht, wo nicht neue Entdeckungen, neue Erfahrungen gemacht werden, welche die Verbesserungen und Veredelungen auf dem einen oder andern der verschiedenen Gebiete übertreffen. Die Bodenbewirthschaftung ist seit J. v. Liebig eine Wissenschaft geworden, und zwar eine der ersten und wichtigsten Wissenschaften, die einen Umfang und eine Bedeutung erlangte, wie sehr wenige Gebiete materiell produzierender Thätigkeit. Vergleichen wir aber diese ungeheure Fülle von Fortschritten aller Art mit dem wirklichen Zustand unserer Bodenwirthschaft, so muss konstatirt werden, dass bisher nur ein sehr kleiner Bruchtheil der Privatbesitzer in der Lage war, die Fortschritte einigermassen richtig auszunutzen und unter diesen ist natürlich keiner, der nicht von seinem speziellen Privatinteresse ausgehend gehandelt, dieses allein im Auge gehabt, ohne Rücksicht auf das Allgemeinwohl. Der allergrösste Theil unserer Landwirthe und Gärtner, man kann wohl sagen 98 % derselben, ist gar nicht in der Lage, von all den möglichen Vortheilen Gebrauch machen zu können. Hier findet die neue Gesellschaft ein theoretisch und praktisch sehr gut vorbereitetes Feld ihrer Thätigkeit, auf dem sie nur zu organisiren und zuzugreifen hat, um vielfach höhere Resultate als heute erlangt werden, zu gewinnen.

Die Konzentration des Betriebs auf höchster Stufenleiter ausgeführt, schafft an und für sich schon gewaltige Vortheile. Grenzraine, Fahr- und Fusswege zwischen all dem zerstückelten Besitz aufgehoben, ergeben eine Menge neuen Boden; Bodenbearbeitungsmaschinen grössten Kalibers in Bewegung gesetzt, durch Chemie und Physik unterstützt, werden heute vollständig unfruchtbaren Boden in fruchtbaren verwandeln und solch Todland giebt es noch überall. Wissenschaftlich betriebene Düngung der Aecker in Verbindung mit gründlicher Umarbeitung, Be- und Entwässerung, wird die Ertragsfähigkeit jeden Landes erheblich steigern; sorgfältigste Auswahl der Saamen, Schutz des Landes gegen Unkraut — auch ein Kapitel, in dem heute sehr viel gesündigt wird — steigert weiter die Erträge. Alle Besamung, Anpflanzung und Fruchtfolge findet natürlich nur unter dem Gesichtspunkt statt, den höchsten Ertrag an Nährgehalt zu erzeugen. Obst- und Gartenbaukultur werden eine bisher kaum für möglich gehaltene Entwickelung erlangen und ihren Ertrag bedeutend vervielfältigen. Die Konzentration der Stallungen, Vorrathshäuser, Düngerstätten, der Fütterungseinrichtungen etc., alles aufs zweckmässigste eingerichtet, werden den Ertrag der Viehzucht erheblich steigern und die Gewinnung der so wichtigen Dungstoffe erleichtern. Alle Maschinen und Geräthe sind

aufs vollkommenste vorhanden. Die Gewinnung und Ausnutzung thierischer Produkte: Milch, Eier, Fleisch, Honig, Wolle, wird wissenschaftlich betrieben. Die Bestellung der Felder und ihre Aberntung erfolgt durch massenhafte Anwendung von Arbeitskräften unter geschickter Ausnutzung der Witterung in einem Maasse, wie heute nirgends möglich. Grosse Trockenhäuser etc. ermöglichen die Ernte auch bei ungünstiger Witterung und ersparen die heute stetig vorkommenden Verluste.

Die neuerlichen Versuche, Anwendung elektrischer Beleuchtung auf das Wachsthum der Pflanzen auch bei Nacht, haben Resultate ergeben, die wiederum ganz neue Perspektiven eröffnen und unter Anwendung künstlicher Wärme in weiten Hallen Pflanzen- und Obstzucht in einer Jahreszeit und unter Witterungsverhältnissen im Grossen ermöglichen, wo sie bisher nur im Kleinen möglich war.

Da aber die höchste Entwickelung des Bodenertrags und seine Erhaltung in erster Linie von genügenden Dungstoffen abhängt, so wird die Gewinnung und Aufbewahrung derselben eine der wichtigsten Aufgaben*).

Dünger ist für den Boden genau dasselbe, was für den Menschen Nahrung, und zwar ist für den Boden ebensowenig jeder Dünger gleichwerthig, wie für den Menschen jede Nahrung gleich nahrhaft ist. Es müssen dem Boden genau diejenigen chemischen Bestandtheile zugeführt werden, die er durch die Entnahme einer Ernte eingebüsst hat, und es müssen ihm solche chemische Bestandtheile in verstärktem Quantum zugeführt werden, die der Anbau einer bestimmten Pflanzengattung vorzugsweise erheischt. Daher wird das Studium der Chemie und ihre praktische Anwendung noch eine heute ungekannte Ausdehnung erlangen.

Die thierischen und menschlichen Abfallstoffe enthalten nun vorzugsweise die chemischen Bestandtheile, welche für die Wiedererzeu-

---

*) Es giebt ein Rezept für die Fruchtbarkeit der Felder, und für die ewige Dauer ihrer Erträge; wenn dieses Mittel seine folgerichtige Anwendung findet, so wird es sich lohnender erweisen als alle, welche jemals die Landwirthschaft sich erworben hat; es besteht in Folgendem: „Ein jeder Landwirth, der einen Sack Getreide nach der Stadt fährt, oder einen Zentner Raps oder Rüben, Kartoffeln etc., sollte, wie der chinesische Kuli, ebensoviel (womöglich mehr) von den Bodenbestandtheilen seiner Feldfrüchte wieder aus der Stadt mitnehmen und dem Feld geben, dem er sie genommen hat; er soll eine Kartoffelschale und einen Strohhalm nicht verachten, sondern daran denken, dass die Schale einer seiner Kartoffeln und der Halm einer seiner Aehren fehlt. Seine Ausgabe für diese Einfuhr ist gering und ihre Anlage sicher, eine Sparkasse ist nicht sicherer, und kein Kapital verbirgt ihm eine höhere Rente; die Oberfläche seines Feldes wird sich in ihrem Ertrag in zehn Jahren schon verdoppeln, er wird mehr Korn, mehr Fleisch und mehr Käse erzeugen, ohne mehr an Arbeit und Zeit zuzusetzen, und er wird nicht in ewiger Unruhe wegen neuer unbekannter Mittel sein, die es nicht giebt, um sein Feld in andrer Weise fruchtbar zu erhalten ... Alle Knochen, Russ, Asche, ausgelaugt und unausgelaugt, das Blut der Thiere, und Abfälle aller Art sollten in Anstalten gesammelt und für die Versendung zubereitet werden ... Die Regierungen und Polizeibehörden in den Städten sollten Sorge dafür tragen, dass durch eine zweckmässige Einrichtung der Latrinen und Cloaken einem Verlust an diesen Stoffen vorgebeugt werde." Liebig: „Chemische Briefe".

gung menschlicher Nahrung am geeignetsten sind. Es muss also deren vollkommenste Gewinnung und zweckmässigste Vertheilung erlangt werden. Darin wird heute ungeheuer gesündigt. Besonders sind es die grösseren Städte, die massenhaft Nahrungsmengen erhalten, aber die kostbaren Auswurf- und Abfallstoffe nur zum allergeringsten Theil dem Boden wieder zuführen*). Die Folge ist, dass alle von Städten entfernteren Güter, welche alljährlich den grössten Theil ihrer Produkte in dieselben führen, empfindlich an Dungstoffen Mangel leiden — denn die Dungstoffe des auf den Gütern vorhandenen Menschen- und Viehbestandes genügen nicht, weil dieser Bestand nur einen kleinen Theil der Bodenernte konsumirt — und nun ein Raubbausystem Platz greift, das den Boden entkräftet, die Ernten vermindert, die Preise der Lebensmittel steigert. Alle Länder, die hauptsächlich Bodenprodukte ausführen, aber keine Dungstoffe zurückerhalten, gehen allmälig nothwendig an Bodenverarmung zu Grunde, Ungarn, Russland, die Donaufürstenthümer, Amerika. Künstliche Dungstoffe, besonders Guano, ersetzen zwar den thierischen und menschlichen Dünger, aber viele Landbauer können in genügenden Mengen ihn nicht anschaffen, weil er theuer ist und dann ist es auf alle Fälle die verkehrte Welt, Dünger tausende von Meilen herbeizutransportiren, während man ihn in der allernächsten Nähe zu Grunde gehen lässt.

Heute liegt die grosse Schwierigkeit an der Herstellung zweckmässiger, umfassender Sammelvorrichtungen und in den hohen Transportkosten. Die Kosten für Dungstoffe aus den Städten kommen heute vergleichsweise höher, wie die Herbeischaffung des Guanos von weit entlegenen überseeischen Düngerstätten, die aber natürlich in demselben Maasse an Bestand abnehmen, wie die erzwungene Nachfrage sich vermehrt.

Die Summen, die gegenwärtig für Dungstoffe verausgabt werden müssen, sind enorme. Deutschland gibt jährlich 70—100 Millionen Mark ans Ausland dafür aus**), wohingegen das vierfache dieser Summe im Lande vergeudet wird. Man bedenke, dass eine Stadt von 100,000

---

*) „Jeder Kuli (in China), welcher des Morgens seine Produkte auf den Markt gebracht hat, bringt am Abend zwei Kübel voll von Dünger an einer Bambusstange heim. Die Schätzung des Düngers geht so weit, dass Jedermann weiss, was ein Tag, ein Monat, ein Jahr von einem Menschen abwirft und der Chinese betrachtet es als mehr denn eine Unhöflichkeit, wenn der Gastfreund sein Haus verlässt und ihm einen Vortheil verträgt, auf den er durch seine Bewirthung einen gerechten Anspruch zu haben glaubt .... Eine jede Substanz, die von Pflanzen oder Thieren stammt, wird von dem Chinesen sorgfältig gesammelt und in Dünger verwandelt .... Es reicht hin zu erwähnen, um den Begriff von dem Werth thierischer Abfälle vollständig zu machen, dass die Barbiere die Abfälle der Bärte und Köpfe, welche bei hunderten von Millionen Köpfen, die täglich rasirt werden, schon etwas ausmachen, sorgfältig zusammenhalten und Handel damit treiben; der Chinese ist mit der Wirkung des Gypses und Kalkes vertraut und es kommt häufig vor, dass sie den Bewurf der Küchen erneuern, blos um den alten als Dünger zu verwerthen.

Liebig: „Chemische Briefe".

**) Carl Schober: „Vortrag über landwirthschaftliche, kommunale und volkswirthschaftliche Bedeutung der städtischen Abfallstoffe etc." Berlin, 1877.

Einwohnern ungefähr 45,000 Zentner feste und zehnmal so viel flüssige Dungstoffe liefert, ein Quantum, das in vielen Fällen in unsere Flüsse und Ströme geleitet wird, diese verschmutzt und verpestet. Man bedenke ferner, dass jeder Mensch nicht viel weniger an Dungstoff jährlich abgiebt, als zur Düngung eines Feldes gebraucht wird, auf dem Nahrungsmittel genügend für einen Menschen gezogen werden können, und der enorme Verlust ist klar. Dazu kommen die Abfälle der Küche, der Gewerbe und Industrien, die zu dem gleichen Zweck verwendbar, oft leichtfertig vergeudet werden.

Sicher wird die neue Gesellschaft auch hier Mittel und Wege finden, die den hochwichtigen Zweck möglichst vollkommen erreichen. Was heute nach dieser Richtung geleistet wird, ist Flickwerk, unzulänglich nach jeder Richtung. Beispiel: Die äusserst kostspielige Kanalisation und Rieselfelder-Anlagen der deutschen Reichshauptstadt, die bereits für vollkommen verfehlt galt, noch ehe sie fertig wurde. Die neue Gesellschaft wird diese Frage leichter lösen und zwar zunächst mit dadurch, dass sie die grossen Städte allmälig aufhebt und die Bevölkerung dezentralisirt.

Niemand wird unsere heutige Grossstädtebildung für ein gesundes Produkt ansehen. Das gegenwärtige Industrie- und Wirthschaftssystem zieht beständig grosse Massen der Bevölkerung nach den grösseren Städten. Dort ist der Hauptsitz der Industrie und des Handels, dort laufen die Verkehrswege zusammen, dort sitzen die grossen Vermögen, die Zentralbehörden, die Militärkommandos, die höheren Gerichte. Dort bestehen die grossen Bildungsanstalten, die Künstlerakademien, die grossen Bildungs-, Vergnügungs- und Unterhaltungsorte, Sammlungen, Ausstellungen, Museen, Theater, Konzertsäle etc. Tausende zieht der Beruf, Tausende das Vergnügen, noch mehr Tausende die Hoffnung auf leichten Verdienst und angenehmen Lebensunterhalt hin.

Aber diese Grossstadtbildung macht Einem den Eindruck eines Menschen, dessen Bauchumfang beständig zunimmt, wohingegen die Beine immer dünner werden, schliesslich die Last nicht mehr tragen können. Ringsum, in unmittelbarer Nähe dieser Städte nehmen sämmtliche Dörfer ebenfalls einen städtischen Charakter an, eine ungeheure Masse Proletariat sammelt sich darin. Die meist gänzlich vermögenslosen Gemeinden müssen die Steuerkraft aufs äusserste anspannen und können doch nicht den gestellten Anforderungen genügen. Schliesslich an die Grossstadt und diese an sie herangerückt, fliegen sie wie ein der Sonne zu nahe gekommener Planet in diese hinein, ohne damit gegenseitig ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Im Gegentheil, sie werden schlechter. Diese in der gegenwärtigen Entwickelung nothwendigen, gewissermassen die Revolutionszentren bildenden Massenansammlungen, haben in der neuen Gesellschaft ihren Zweck erfüllt. Ihre allmälige Auflösung ist nothwendig, indem die Bevölkerung jetzt umgekehrt von den grossen Städten auf das Land wandert, dort neue, den modernen Verhältnissen entsprechende Gemeinden bildet, ihre industrielle Thätigkeit mit der ackerbauenden verbindet.

Sobald die Stadtbevölkerung die Möglichkeit hat, alles was sie an gewohnten Kulturbedürfnissen besitzt, auf das Land zu übertragen, dort also ihre Museen, Theater, Konzertsäle, Lesezimmer, Bibliotheken, Gesellschaftslokale, Bildungsanstalten u. s. w. wiederzufinden, wird sie die Wanderung ohne Verzug beginnen. Das Leben wird alle Annehmlichkeiten der bisherigen Grossstadt, ohne ihre Nachtheile erlangen. Die Bevölkerung wird weit gesünder, angenehmer wohnen. Die Landbevölkerung wird sich an der Industrie, die Industriebevölkerung an dem Ackerbau betheiligen.

Die bürgerliche Welt arbeitet auch hier dieser Entwickelung bereits vor, indem von Jahr zu Jahr immer mehr industrielle Unternehmungen auf das Land siedeln. Die ungünstigen Lebensbedingungen der Grossstadt, theure Miethen, höhere Löhne zwingen dazu, oder die Grossgrundbesitzer werden Industrielle (Zuckerfabrikanten, Schnapsbrenner, Bierbrauer, Papierfabrikanten etc.). Jetzt werden die Dung- und Abfallstoffe mit Leichtigkeit dem Lande wieder zugeführt, namentlich durch die Konzentration der Produktion und der Zubereitungsanstalten für die Nahrung. Jede Kommune bildet gewissermassen eine Kulturzone, in welcher sie einen grösseren Theil ihres Lebensbedarfs selbst baut. Insbesondere wird dann die Gartenkultur, jene angenehmste fast aller praktischen Beschäftigungen, ihre höchste Blüthe entfalten. Blumen, Ziersträucher, Gemüse, Obstzucht bieten ein unerschöpfliches Feld für die menschliche Thätigkeit, und diese Arbeit speziell ist Detaillarbeit, welche die Anwendung grösserer Maschinen ausschliesst.

Durch die Dezentralisirung der Bevölkerung ist der Jahrtausende lang bestandene Gegensatz zwischen Land- und Stadtbevölkerung verschwunden.

Der Bauer, dieser moderne Helote, der in seiner Vereinsamung auf dem Lande von aller höheren Kulturentwickelung abgeschnitten war, ist jetzt ein freier Mensch*), des Fürsten Bismarck einstmaliger Wunsch, die grossen Städte vernichtet zu sehen, wird erfüllt.

* * *

Betrachten wir die bisherige Darlegung, dann finden wir, dass mit der Aufhebung des Privateigenthums an den Arbeits- und Produktionsmitteln und mit ihrer Verwandlung in gesellschaftliches Eigenthum, die Menge der Uebel verschwunden ist, welche die heutige

*) Professor Adolph Wagner äussert in dem schon zitirten Werk: Lehrbuch der politischen Oekonomie von Rau: „Das private kleine ländliche Grundeigenthum bildet eine durch keine andere Einrichtung zu ersetzende ökonomische Basis für einen hochwichtigen Theil der Bevölkerung, einen unabhängigen, selbstständigen Bauernstand und dessen eigenthümliche sozialpolitische Stellung und Funktion.“ Wenn der Autor nicht seinen konservativen Freunden zu lieb à tout prix für den kleinen Bauer schwärmt, muss er nach all dem hier Gesagten unsern Kleinbauern für einen der ärmsten Menschen halten. Der kleine Bauer ist unter den gegebenen Verhältnissen für die höhere Kultur unzugänglich, er kann sich unter den jetzigen Verhältnissen in keine höhere Lebenslage emporarbeiten und wird dadurch ein kulturhemmendes Element. Wer die Rückwärtserei liebt, weil er dabei seine Rechnung findet, mag sie gut heissen, ein Kulturfreund nicht.

Gesellschaft auf Schritt und Tritt uns zeigt. Indem die Gesellschaft alle Thätigkeit anwendet, leitet und kontrolirt, hört jede schädigende Thätigkeit Einzelner oder ganzer Klassen von selbst auf. Schwindel und Betrug jeder Art, Nahrungsmittel-Verfälschung, dem Börsentreiben ist jeder Boden entzogen. Die Hallen der Mammonstempel stehen leer, denn alle Staatspapiere, Aktien, Pfandbriefe, Hypothekenscheine etc. sind Makulatur geworden. Das Schiller'sche Wort: „Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt" hat reale Wirklichkeit erlangt und das biblische Wort: „im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brod essen" gilt nunmehr auch für die Helden der Börse. Doch wird sie die Arbeit nicht erdrücken und ihr körperliches Befinden wird sich wesentlich bessern. Auch die heutige Staatsorganisation ist verschwunden, ohne dass wir sie vermissen.

„Der Staat war der offizielle Repräsentant der ganzen Gesellschaft, ihre Zusammenfassung in eine sichtbare Körperschaft, aber er war dies nur, insofern er der Staat derjenigen Klasse war, die selbst für ihn die ganze Gesellschaft vertrat. Indem er endlich thatsächlich Repräsentant der ganzen Gesellschaft wird, macht er sich selbst überflüssig. Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten giebt, sobald mit der Klassenherrschaft und der in der bisherigen Anarchie der Produktion begründete Kampf ums Dasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, giebt es nichts mehr zu reprimiren, das eine besondere Repressionsgewalt nöthig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft, ist zugleich sein letzter Akt als Staat. An die Stelle über die Regierung von Personen tritt die Verwaltung von Sachen, die Leitung von Produktionsprozessen*)."

Mit dem Staat sind auch seine Repräsentanten verschwunden: Minister, Parlamente, stehendes Heer, Polizei und Gendarmen, Gerichte, Rechts- und Staatsanwälte, Gefängnisswesen, Steuer- und Zollverwaltung, der ganze politische Apparat. Kasernen und sonstige Militärbauten, Justiz- und Verwaltungspaläste, Gefängnisse etc. harren jetzt einer besseren Bestimmung. Zehntausende von Gesetzen, Ordonnanzen, Verordnungen sind Makulatur geworden, besitzen nur noch als Kuriosa und Alterthümer kulturhistorischen Werth. Die grossen und doch so kleinlichen parlamentarischen Kämpfe, wo die Männer der Zunge sich einbilden, durch ihre Reden die Welt zu beherrschen und zu lenken, sind verschwunden, sie haben Verwaltungskollegien und Verwaltungsdelegationen Platz gemacht, die sich mit der besten Einrichtung der Produktion, der Distribution, der Festsetzung der nothwendigen Vorräthe und zweckentsprechenden Neuerungen zu befassen haben. Alles praktische, direkt sichtbare Dinge, denen Jeder objektiv gegenübersteht, weil kein hervortretendes persönliches Interesse für ihn vorhanden ist.

*) Friedrich Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft.

Alle diese hunterttausende ehemaliger Repräsentanten des Staats sind in die verschiedensten Berufe übergetreten und helfen den Produktenreichthum der Gesellschaft vermehren. Man kennt weder politische Verbrechen und Vergehen mehr, noch gemeine. Die Diebe haben aufgehört, weil Jeder in der neuen Gesellschaft seine Bedürfnisse leicht und bequem gleich allen andern durch ehrliche Arbeit befriedigen kann. „Stromer und Vagabunden" existiren auch nicht mehr. Mord? weshalb? es kann keiner am andern sich bereichern. Meineid, Urkundenfälschung, Betrug, Erbschleicherei, betrügerischer Bankerott? Das Privateigenthum fehlt, diese Verbrechen haben also keinen Boden mehr. Brandstiftung? Wer soll daran Freude oder Befriedigung suchen, da die Gesellschaft ihm jede Möglichkeit zum Hass nimmt. Münzverbrechen? „Ach, das Geld ist nur Chimäre", der Liebe Müh' wäre umsonst. Religionsschmähung? Unsinn; überlasst dem „allmächtigen und allgütigen Gott" zu bestrafen, wer ihn beleidigt, vorausgesetzt, dass man sich um die Existenz Gottes noch streitet.

So sind also alle Fundamente der heutigen „Ordnung" zur Mythe geworden. Die Eltern erzählen den Kindern davon nur noch wie aus alten märchenhaften Zeiten und die Kleinen werden die Köpfe schütteln und das alles nicht begreifen können. Und die Erzählungen der Hetzereien und Verfolgungen, womit man heute die Männer der neuen Ideen überschüttet, werden ihnen genau so klingen, als wenn wir gegenwärtig von Ketzer- und Hexenverbrennungen hören. Alle die Namen der „grossen" Männer, die damals mit ihren Verfolgungen gegen die neuen Ideen sich hervorthaten und von ihren beschränkten Zeitgenossen mit Beifall überschüttet wurden, die werden vergessen, verweht sein, höchstens dem Geschichtsforscher aufstossen, wenn er in alten Werken blättert. Die Bemerkungen, die er dann machen dürfte, will ich heute verschweigen, da wir in diesen glücklichen Zeiten, wo die Menschheit **frei** athmen darf, leider noch nicht sind.

Und wie mit dem Staat, so gehts mit der Religion. Sie wird nicht „abgeschafft", man wird „Gott nicht absetzen", nicht „den Leuten die Religion aus dem Herzen reissen", und wie die Redensarten alle lauten, womit man heute die atheistisch gesinnten Sozialdemokraten anklagt. Derartige Bockstreiche überlässt die Sozialdemokratie den bürgerlichen Ideologen, die in der französischen Revolution diese Mittel versuchten und natürlich elend Schiffbruch litten. Ohne jeden gewaltsamen Angriff wird die Religion von selbst verschwinden.

Die Religion ist die transzendente Widerspiegelung des jeweiligen Gesellschaftszustandes. In dem Maasse, wie die menschliche Entwickelung fortschreitet, die Gesellschaft sich transformirt, transformirt sich auch die Religion. Die herrschenden Klassen suchen dieselbe als Mittel ihrer Herrschaft zu konserviren. Dieses Geschäft wird wichtige amtliche Funktion. Es bildet sich eine Kaste, die diese Funktion übernimmt und allen Scharfsinn darauf richtet, das Gebäude zu erhalten und zu erweitern, weil damit ihre eigene Macht und ihr Ansehen wächst.

Anfangs Fetischismus auf unterster Kulturstufe, in primitiven

gesellschaftlichen Verhältnissen wird die Religion Polytheismus bei höherer Entwickelung, Monotheismus bei noch vorgeschrittenerer Kultur. Es sind nicht die Götter, welche die Menschen erschaffen, es sind die Menschen, die sich die Götter, Gott machen. „Sich selbst (dem Menschen) zum Bilde, zum Ebenbilde schuf er ihn" (den Gott), nicht umgekehrt. Bereits hat sich auch der Monotheismus in einen alles umfassenden, alles durchdringenden Pantheismus aufgelöst und verflüchtigt sich immer mehr. Die Naturwissenschaft machte die „Schöpfung" zur Mythe, die Astronomie, die Mathematik und Physik den „Himmel" zu einem Luftgebilde, die „Sternlein am Himmelszelt", auf denen die „Engelein" thronen, zu Fixsternen und Planeten, deren Natur jedes Engelleben ausschliesst.

Die herrschende Klasse, die sich in ihrer Existenz bedroht sieht, klammert sich an die Religion als die Stütze aller Autorität, wie das jede herrschende Klasse bisher so gehalten hat*). Die Bourgeoisie glaubt selbst nichts, sie selbst hat durch ihre ganze Entwickelung, durch die aus ihrem Schoosse hervorgegangene Wissenschaft den Glauben an die Religion und alle Autorität zerstört. Ihr Glaube ist also nur Scheinglaube und die Kirche nimmt die Hülfe der falschen Freundin an, weil sie selbst der Hülfe bedarf. „Die Religion ist für das Volk nöthig."

Für die neue Gesellschaft existiren keine Rücksichten. Der menschliche Fortschritt und die echte, unverfälschte Wissenschaft ist ihr Panier und sie wird dementsprechend handeln. Hat Jemand noch religiöse Bedürfnisse, so mag er sie mit seines Gleichen befriedigen. Die Gesellschaft kümmert sich nicht darum. Um zu leben, muss der Priester in der Gesellschaft arbeiten, und da er auch dabei lernt, so kommt vielleicht auch für ihn die Zeit, wo er einsieht, dass das höchste zu sein heisst: ein Mensch zu sein.

Sittlichkeit und Moral haben mit der Religion nichts zu thun;

---

*) Wie in dieser Richtung die Alten dachten, zeigen folgende Zitate: „Der Tyrann (der Name für Alleinherrscher im alten Griechenland) muss sich den Schein geben, als nähme er es mit der Religion ungemein ernst. Denn von solchen besorgen die Unterthanen weniger eine ungesetzliche Behandlung, wenn sie den Wandel des Herrschers für gottesfürchtig und fromm zu erkennen glauben, und andrerseits unternehmen sie nicht leicht etwas gegen ihn, da er ja die Götter zum Beistand habe." Aristoteles „Politik"; A. wurde 384 vor unserer Zeitrechnung zu Stagira in Macedonien geboren, daher häufig „der Stagirite" genannt.

„Der Fürst muss die guten menschlichen Eigenschaften haben oder noch besser, zu haben scheinen; er muss besonders ganz Frömmigkeit, ganz Religion scheinen. Wenn auch einige ihn durchschauen, so schweigen sie doch still; denn die Staatsmajestät schützt den Fürsten, der dann vermöge dieses Schutzes, wenn es sein Vortheil erheischt, die gegentheiligen Seiten herauskehren kann. Das Gros der Unterthanen wird ihn, weil er bei vielen Gelegenheiten, da es ihm nichts verschlug, Gottesfurcht zeigte, immer für einen ehrenwerthen Mann halten, auch da, wo er gegen Treu und Glauben und gegen die Religion handelte. Im Uebrigen soll der Fürst Kultus und Kirchenthum ganz besonders pflegen." Macchiavelli in seiner berühmten Schrift „Der Fürst", 18 Kapitel. M. wurde 1469 zu Florenz geboren.

das Gegentheil behaupten Einfältige oder Heuchler. Sittlichkeit und Moral sind der Ausdruck für Begriffe, welche die Beziehungen der Menschen zu einander und ihre Handlungen gegenseitig regeln, die Religion regelt die Beziehungen der Menschen zu übersinnlichen Wesen. Aber wie die Religion, so entspringen auch die Begriffe über die Moral dem jeweiligen Sozialzustand der Menschen. Der Kannibale betrachtet Menschenfresserei als sehr moralisch; als moralisch sahen Griechen und Römer die Sklaverei an, der Feudalherr des Mittelalters die Leibeigenschaft und Hörigkeit, hochmoralisch erscheint dem modernen Kapitalisten das Lohnarbeitsverhältniss, die Schinderei der Frauen durch Nachtarbeit, die Demoralisation der Kinder durch Fabrikarbeit. Vier Gesellschaftsstufen und vier Moralbegriffe, einer höher als der andere, aber keiner der höchste. Der moralisch höchste Zustand ist unzweifelhaft, wo die Menschen sich als Freie, Gleiche gegenüberstehen, wo der höchste Moralgrundsatz: „Was du nicht willst, dass man dir thu', füg' auch keinem andern zu", durch den Zustand der Gesellschaft unverletzbare menschliche Beziehung ist. Im Mittelalter galt der Stammbaum des Menschen, in der Gegenwart entscheidet sein Besitz, in der Zukunft gilt der Mensch als Mensch. Und die Zukunft, das ist der verwirklichte Sozialismus.

* * *

Dr. Lasker hielt einmal vor Jahren in Berlin einen Vortrag, worin er zu dem Schluss gelangte: ein gleiches Bildungsniveau für alle Glieder der Gesellschaft sei möglich.

Nun ist aber Herr Lasker ein Antisozialist, ein starrer Anhänger des Privateigenthums und der kapitalistischen Produktionsweise, und die Bildungsfrage ist heute im eminenten Sinne eine Geldfrage. Wie unter solchen Verhältnissen ein gleiches Bildungsniveau möglich sein soll, bleibt unverständlich. Einzelne energische Leute, in verhältnissmässig günstige Lagen gebracht, können sich eine höhere Bildung aneignen, die Masse nie, so lange sie in Abhängigkeit lebt*).

In der neuen Gesellschaft sind die Existenzbedingungen für alle gleich. Bedürfnisse, Neigungen sind verschieden, aber Jeder kann

*) „Ein gewisser Grad von Kultur und Wohlstand ist eine nothwendige äussere Bedingung der Entwickelung des philosophischen Geistes .... Daher finden wir, dass man nur bei den Nationen anfing zu philosophiren, welche sich zu einer beträchtlichen Stufe des Wohlstandes und der Kultur emporgeschwungen hatten." Tennemann. Note bei Buckle, Geschichte der englischen Zivilisation, I. Band, S. 10.

„Materielle und intellektuelle Interessen gehen Hand in Hand. Eins kann ohne das Andere nicht sein. Zwischen beiden findet eine Vereinigung statt wie zwischen Körper und Geist; sie trennen heisst den Tod bringen." v. Thünen, „Der isolirte Staat".

„Das beste Leben sowohl für das Individuum im Besonderen, als für den Staat im Allgemeinen ist dasjenige, in welchem die Tugend auch mit äusseren Gütern soweit ausgestattet ist, dass dadurch eine thätige Theilnahme an schönen und guten Handlungen möglich wird." Aristoteles „Politik".

diesen entsprechend leben und sich entwickeln. Die uniforme Gleichheit, die man dem Sozialismus andichtet, ist, wie so vieles, eine Lüge und ein Unsinn. Wollte er sie, so wäre er unvernünftig, er käme mit der Natur des menschlichen Wesens selbst in Widerspruch und müsste darauf verzichten, die Gesellschaft nach seinen Prinzipien sich entwickeln zu sehen. Ja, gelänge es ihm, die Gesellschaft zu überrumpeln und in widernatürliche Verhältnisse zu pressen, nur ganz kurze Zeit und sie würden gesprengt und er wäre für immer gerichtet. Die Gesellschaft muss sich aus sich selbst entwickeln, nach ihren immanenten Gesetzen und sie wird, sobald sie ihre Gesetze und die Gesetze der Entwickelung des Menschenwesens erkannt hat, darnach handeln und vor allen Dingen als Grundlage für jede Entwickelung darnach auch die Erziehung der jungen Nachkommenschaft einrichten.

Jedes Kind, das geboren wird, ob Mädchen oder Knabe, ist ein der Gesellschaft willkommener Zuwachs, weil sie darin den Fortbestand ihrer selbst, ihre eigene Fortentwickelung sieht; sie empfindet also auch von vornherein die Verpflichtung, für das neue Lebewesen nach ihren Kräften einzutreten. Zunächst ist also die Gebärende, die Säugende, die Mutter der Gegenstand ihrer Sorge. Bequeme Wohnung, angenehme Umgebung, Einrichtungen aller Art, wie sie diesem Stadium der Mutterschaft entsprechen, aufmerksame Pflege für sie und das Kind sind die erste Bedingung. Die Mutterbrust dem Kinde zu erhalten, so lange als möglich und nothwendig erscheint, ist selbstverständlich. Moleschott, Sonderegger, alle Hygieniker und Aerzte sind darin einig, dass nichts die Nahrung der Mutter voll ersetzt.

Grösser geworden harren seiner die Altersgenossen zu gemeinsamem Spiel und unter gemeinsamer Obhut. Wieder ist vorhanden, was nach dem Stande menschlicher Kenntniss und Einsicht für geistige und körperliche Entwickelung geleistet werden kann. Mit den Spielsälen kommen die Kindergärten, später kommt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der menschlichen Thätigkeit. Geistige und körperliche Arbeit; gymnastische Uebungen und freie Bewegung auf dem Spiel- und Turnplatz, auf der Eisbahn, im Schwimmbad; Uebungsmärsche, Ringkämpfe und Exerzitien für beide Geschlechter folgen sich abwechselnd und ergänzend. Es gilt ein gesundes, abgehärtetes, körperlich und geistig normal entwickeltes Geschlecht heranzubilden. Die Einführung in die verschiedenen praktischen Thätigkeiten, das Fabrikwesen, die Gartenkultur, den Ackerbau, die ganze Technik des Produktionsprozesses erfolgt Schritt vor Schritt. Darüber wird die geistige Ausbildung in den verschiedenen Wissensgebieten nicht vernachlässigt.

Da ferner im Erziehungssystem derselbe Reinigungs- und Verbesserungsprozess wie im Produktionssystem vorgenommen wird, so werden eine Menge veralteter, überflüssiger, die geistige und körperliche Entwickelung geradezu hemmende Methoden und Lehrgegenstände, die heute vorhanden sind, fallen. Kenntniss natürlicher Dinge dem natürlichen Verstande zugeführt, werden den Lerntrieb ganz anders anfeuern, als ein Erziehungssystem, wo ein Lehrgegenstand den andern

in Widerspruch bringt und aufhebt, z. B. Religion und Naturwissenschaft. Dem hohen Kulturstand der Gesellschaft entsprechend wird die Ausstattung der Lehrräume, der Erziehungseinrichtungen und Bildungsmittel beschaffen sein. Alle Bildungs- und Lehrmittel, Kleidung, Unterhalt, von der Gesellschaft gestellt, werden keinen Zögling gegen den andern benachtheiligen*). Die Zahl und Leistung der Lehrkräfte wird dem allem entsprechen. Der Idealzustand wird dann verwirklicht sein, wenn endlich für den Nachwuchs der Gesellschaft in Bezug auf Lehrkräfte in demselben Massstab gesorgt wird, wie heute im stehenden Heerwesen für Unteroffiziere, wo bekanntlich schon einer auf zehn „Gemeine" kommt.

Solcher Art wird die Erziehung für beide Geschlechter werden, gleich und gemeinsam, deren Trennung nur in den Fällen sich rechtfertigt, wo die Verschiedenheit des Geschlechts es zur absoluten Nothwendigkeit macht. Und dieses Erziehungssystem streng geregelt und geordnet, und unter guter Kontrole, bis zu dem Alter, wo die Gesellschaft ihre Jugend für mündig erklärt, wird beide Geschlechter in vollstem Maasse befähigen, allen Rechten und Pflichten, welche die Gesellschaft ihren erwachsenen Gliedern auferlegt, in jeder Richtung zu genügen. Die Gesellschaft kann jetzt vollkommen sicher sein, nur tüchtige, nach allen Seiten entwickelte Glieder erzogen zu haben, Menschen, denen nichts Menschliches und Natürliches fremd ist, die ebenso vertraut mit ihrer eignen Natur und ihrem eignen Wesen sind, wie mit dem Wesen und dem Zustand der Gesellschaft, in die sie eintreten.

All die täglich sich mehrenden Auswüchse bei unserer heutigen Jugend, welche die natürliche Folge des in Fäulniss und Zersetzung begriffenen Gesellschaftszustandes sind, werden aufgehoben sein. Die Ungeberdigkeit, Disziplinlosigkeit, Immoralität, rohe Genusssucht, hervorgerufen und gestärkt durch die Zerfahrenheit und Unruhe des häuslichen Lebens, die vergiftenden Einflüsse des sozialen Lebens — demoralisirende Lektüre, schamlose Anreizungen zur Genusssucht und Zweideutigkeiten aller Art in der Presse, Fabriksystem, Wohnungsmissverhältnisse, vollständige Ungebundenheit und Selbstständigkeit in einem Alter, wo der Mensch am meisten der Zügel und der Erziehung zur Selbstzucht und Selbstbeherrschung bedarf — alle diese und ähnliche Uebelstände wird die Gesellschaft der Zukunft mit Leichtigkeit, ohne Zwangsmittel und Tyrannisirung vermeiden. Die gesellschaftliche Atmosphäre macht sie unmöglich.

Wie in der Natur nur Krankheiten und Zerstörung von Organis-

*) Condorcet forderte in seinem Erziehungsplan: „Die Erziehung muss eine unentgeldliche, gleiche, allgemeine, leibliche, geistige, industrielle und politische sein, und muss auf wirkliche thatsächliche Gleichheit abzwecken."

Ebenso Rousseau in seiner „Politischen Oekonomie": „Insonderheit muss die Erziehung eine öffentliche, gleiche und gemeinsame sein, Menschen und Bürger heranbilden."

Auch Aristoteles sagt: „Da der Staat nur einen Zweck hat, so muss es für alle seine Mitglieder auch nur eine und dieselbe Erziehung geben, und die Sorge für diese muss eine Staats- und nicht eine Privatangelegenheit sein."

men eintreten kann, wo ein Zersetzungsprozess stattfindet, der die Krankheitsträger bildet, so in der Gesellschaft.

Niemand wird bestreiten können, dass unser ganzes Bildungs- und Erziehungswesen an grossen und gefährlichen Uebelständen krankt, und zwar sind davon noch mehr die höheren Schulen und Bildungsanstalten betroffen als die niederen. Eine Dorfschule ist ein Muster von moralischer Gesundheit gegen ein Gymnasium, eine weibliche Handarbeitsschule für ärmere Kinder ein Muster an Moralität gegenüber einer grossen Zahl vornehmer Pensionate. Der Grund ist nicht weit zu suchen. In den oberen Klassen der Gesellschaft ist jedes Streben nach höheren menschheitlichen Zielen erstickt, sie haben ihr Ziel erreicht; so greift in Folge von Mangel an Idealen und höherer zielbewusster Thätigkeit die grenzenloseste Genusssucht und Ausschweifung mit all ihren physischen und moralischen Auswüchsen um sich. Wie kann die Jugend, die in dieser Atmosphäre aufwächst, anders sein als sie ist? Roh materieller Lebensgenuss ohne Maass und ohne Grenze ist das einzige Ziel, das sie sieht und kennt. Warum streben, da der Reichthum der Eltern das Streben überflüssig erscheinen lässt. Das Bildungsmaximum unserer Söhne aus der Bourgeoisie besteht in der Leistung des Einjährig-Freiwilligen-Examens. Dies erreicht und sie glauben den Pelion und Ossa erstiegen zu haben und sehen sich neben dem Olymp, sich fühlend als Götter zweiten Ranges. Ein Reserve-Offiziers-Patent in der Tasche und ihr Stolz und Hochmuth kennt kaum noch eine Grenze.

Die Töchter unserer Bourgeoisie werden zu Zierpuppen, Modenärrinnen und Salondamen erzogen, die von Genuss zu Genuss jagen und schliesslich übersättigt an Langweile, allen möglichen eingebildeten und wirklichen Krankheiten leiden, und alt geworden fromme Betschwestern werden, die über die Verderbtheit der Welt die Augen verdrehen, Moral und Religion predigen.

Für die unteren Schichten macht man Versuche, das Bildungsniveau einzuschränken. Der Proletarier möchte zu klug werden, das Knechtschaftsverhältniss satt bekommen und sich wider seine Götter empören.

So steht in Bezug auf die Bildungs- und Erziehungsfrage die heutige Gesellschaft eben so rathlos da, wie in allen andern sozialen Fragen. Was thut sie? Sie ruft nach dem Stock und prügelt, predigt Religion, Religion und abermals Religion, und gründet für die schlimmsten Elemente unter pietistischem Einfluss stehende Besserungs-Anstalten. Damit ist ihre pädagogische Weisheit so ziemlich zu Ende.

Hat die neue Gesellschaft ihren Nachwuchs bis zu dem angedeuteten Alter nach den entwickelten Prinzipien erzogen, so kann sie Jeden seiner weiteren Ausbildung selbst überlassen. Sie kann versichert sein, dass Jeder die Gelegenheit freudig ergreift, die in ihm zur Entwickelung gebrachten Keime weiter auszubilden. Jeder treibt und übt mit Gleichgesinnten, wozu Neigung und Anlagen drängen. Dieser ergreift einen Zweig der immer glänzender sich ausgestaltenden Naturwissenschaften: Anthropologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie,

Geologie, Physik, Chemie, prähistorische Wissenschaft etc. etc., jener die Geschichtswissenschaft, die Sprachforschung, das Kunststudium etc. Dieser wird aus Passion Musiker, jener Maler, ein dritter Bildhauer, ein vierter Schauspieler. Zünftige Künstler giebt es so wenig als zünftige Gelehrte und zünftige Handwerker. Tausende glänzender Talente, die bisher unterdrückt wurden, kommen zur Entfaltung und Geltung und zeigen sich der Gesellschaft in ihrem Wissen und Können, wo die Gelegenheit sich bietet. Es giebt also keine Musiker, Schauspieler, Künstler und Gelehrte von Profession, aber aus Begeisterung, durch Talent und Genie. Und was sie leisten, dürfte die gegenwärtigen Leistungen auf diesen Gebieten eben so sehr übertreffen, wie die industriellen, technischen und agrikolen Leistungen der künftigen Gesellschaft die heutigen übertreffen werden.

Es wird also eine Aera für Künste und Wissenschaften entstehen, wie sie die Welt noch nie gesehen, nie erlebte und dementsprechend werden die Schöpfungen sein, die sie erzeugt.

Welche Umgestaltung und Neugeburt die Kunst erfahren wird, wenn erst menschenwürdige Zustände existiren, das hat kein Geringerer als der verstorbene Richard Wagner erkannt und schon 1850 in seiner Schrift „Kunst und Revolution" ausgesprochen. Diese Schrift ist besonders merkwürdig, weil sie unmittelbar nach einer eben erst niedergeschlagenen Revolution, an der Wagner sich betheiligt hatte, erschien und wegen der er von Dresden hatte flüchten müssen. In dieser Schrift sieht Wagner klar voraus, was die Zukunft bringen wird, und wendet sich direkt an die Arbeiterklasse, ihnen, den Künstlern zu helfen, die wahre Kunst zu begründen. Unter anderem sagt er in dieser Schrift: „Ist unseren zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebensunterhalts nicht mehr der Zweck des Lebens, sondern ist durch einen thätig gewordenen neuen Glauben, oder besser Wissen, der Gewinn des Lebensunterhalts gegen eine ihm entsprechende natürliche Thätigkeit uns ausser allen Zweifel gesetzt, kurz ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen und zu dem wirklichen Genuss dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben. Die Erziehung, von der Uebung der Kraft, von der Pflege der körperlichen Schönheit ausgehend, wird schon aus ungestörter Liebe zum Kinde und aus Freude am Gedeihen seiner Schönheit eine rein künstlerische werden und jeder Mensch wird in irgend einem Bezuge in Wahrheit Künstler sein. Die Verschiedenheit der natürlichen Neigungen wird die mannigfachsten Richtungen zu einem ungeahnten Reichthum ausbilden!" Das ist vollkommen sozialistisch gedacht.

* * *

Das gesellschaftliche Leben wird in der Zukunft immer mehr ein öffentliches werden, wohin es gegenwärtig schon drängt, wie wir dies am deutlichsten an der gänzlich veränderten Stellung der Frau

gegen frühere Zeiten sahen. Das häusliche Leben wird sich auf das Nothwendigste beschränken und wird dem Geselligkeitsbedürfniss das weiteste Feld eröffnet werden. Grosse Versammlungs-Lokalitäten für Vorträge, Disputationen und zur Besprechung aller gesellschaftlichen Angelegenheiten, über die künftig die Gesammtheit souverän zu entscheiden hat, Spiel-, Speise- und Lesesäle, Bibliotheken, Konzert- und Theaterlokale, Museen, Spiel- und Turnplätze, Parks und Promenaden, öffentliche Bäder, Bildungs- und Erziehungsanstalten aller Art, Laboratorien, Hospitäler für Kranke und Sieche, alles dies aufs bestmöglichste ausgestattet und hergerichtet, werden jeder Art von Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft die reichlichste Gelegenheit bieten, das Höchste zu leisten.

Wie klein wird sich dagegen unser so viel gerühmtes Zeitalter ausnehmen. Dieses Schweifwedeln um Gunst und Sonnenschein von Oben, diese hündische Gesinnung, dieser gegenseitige eifersüchtige Kampf mit den gehässigsten, niedrigsten Mitteln um den bevorzugten Platz. Dabei Unterdrückung der wahren Ueberzeugung, Verschleierung guter Eigenschaften die missfallen könnten, Kastrirung des Charakters, Erheuchelung von Gesinnungen und Gefühlen. Was den Menschen erhebt und adelt, echtes Selbstgefühl, Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit der Gesinnung und Ueberzeugung, freies Herausgehen aus sich selbst, wird unter den heutigen Verhältnissen alles zu Fehlern und Gebrechen. Es sind Eigenschaften, die ihren Träger unfehlbar ruiniren, wenn er sie nicht unterdrückt. Dass so viele ihre eigne Erniedrigung nicht fühlen, ist, weil sie an ihre Erniedrigung gewöhnt sind. Der Hund findet es selbstverständlich, dass er einen Herrn hat, der ihm bei schlechter Laune die Peitsche zu kosten giebt.

Mit allen diesen mächtigen Veränderungen im sozialen Leben wird natürlich auch die gesammte literarische Produktion ein gründlich verändertes Angesicht zeigen. Die theologische Literatur, die in der Gegenwart in dem jährlichen Verzeichniss der literarischen Erscheinungen die grösste Nummernzahl aufweist, scheidet mit der juristischen vollkommen aus; alle Erzeugnisse, die sich auf früher bestandene staatliche und soziale Institutionen beziehen, gleichfalls, es sei denn, dass sie kulturhistorische Studien betreffen. Die Menge seichter literarischer Produkte, nur möglich durch verdorbenen Geschmack, Gunst oder Opfer, welche die Eitelkeit des Autors bringt, fällt weg. Man kann schon vom Standpunkt unserer heutigen Verhältnisse ohne Uebertreibung sagen, dass mindestens vier Fünftel aller literarischen Erzeugnisse vom Markt verschwinden dürften, ohne dass ein einziges Kulturinteresse darunter litte. So gross ist die Masse oberflächlicher schädlicher Produkte oder offenbaren Schundes.

Belletristik und Zeitungswesen werden in dem gleichen Maasse getroffen. Etwas traurigeres, geistloseres, oberflächlicheres als unsere Zeitungsliteratur existirt nicht. Sollte man nach dem Inhalt unserer meisten Zeitungen den Stand unserer Kulturerrungenschaften, unserer wissenschaftlichen Gesichtspunkte messen, er käme sehr tief zu stehen. Die Thätigkeit von Personen, der Zustand der Dinge wird von Stand-

punkten aus beurtheilt, der vergangenen Jahrhunderten entspricht, durch unsere Wissenschaft längst für lächerlich und unhaltbar nachgewiesen ist. Sehr erklärlich. Ein grosser Theil unserer Zeitungsliteraten sind Leute, „die ihren Beruf verfehlten", deren Bildungsstandpunkt und deren Lohnansprüche aber dem Bourgeoisinteresse für das „Geschäft" entsprechen. Daneben haben diese Zeitungen, wie die Mehrzahl der belletristischen Blätter, in ihrem Annoncentheil die Aufgabe, die schmutzigste Reklame zu begünstigen und die bürgerliche Moral zu fruktifiziren; ihr Börsentheil entspricht dem gleichen Interesse auf einem anderen Gebiete.

Die belletristische Literatur ist durchschnittlich genommen nicht besser als die Zeitungsliteratur; hier wird namentlich das geschlechtliche Gebiet in allen seinen Auswüchsen kultivirt, bald dem seichten Aufkläricht, bald den abgeschmacktesten Vorurtheilen und Aberglauben gehuldigt. Zweck des Ganzen ist, die bürgerliche Welt trotz aller Mängel, die man im Kleinen zugiebt, als die beste der Welten erscheinen zu lassen.

Auf diesem weiten und wichtigen Gebiete wird die Gesellschaft der Zukunft ebenfalls sehr gründlich aufräumen. Die Wissenschaft, die Wahrheit, die Schönheit, der Meinungskampf um das Beste werden es allein beherrschen und wird Jedem, der Tüchtiges leistet, die Gelegenheit geboten, sich zu betheiligen. Er hängt dann nicht von der Gunst des Buchhändlers, dem Geldinteresse, dem Vorurtheil ab, sondern von der Beurtheilung unparteiischer Sachverständiger, die er selbst mit bestimmt.

* * *

Soll der Einzelne sich vollkommen ausbilden, und das soll der Zweck menschlicher Vergesellschaftung sein, dann darf er auch nicht an die Scholle gebunden sein, auf die ihn der Zufall der Geburt warf. Er mag Menschen und Welt aus Büchern und Zeitungen kennen lernen, aber gründlich lernt er sie nimmer. Dazu gehört persönliche Anschauung, praktisches Studium. Die künftige Gesellschaft wäre unzulänglich, verhinderte sie, was Vielen in der heutigen möglich ist, wenn auch in den meisten Fällen der Zwang der Noth den Antrieb verursacht. Das Bedürfniss nach Veränderung in allen Lebensbeziehungen ist der menschlichen Natur tief eingeprägt. Dieser Trieb zählt zu den Vervollkommnungstrieben, die jedem organischen Wesen immanent sind. Die Pflanze, die im dunkeln Raume steht, wird sich, als habe sie Bewusstsein, recken und strecken nach dem Licht, das durch irgend eine Luke fällt. Genau so der Mensch. Und ein Trieb, der dem Menschen eingeboren, also ein Naturtrieb ist, muss befriedigt werden.

Der Befriedigung des Veränderungstriebs steht der Zustand der neuen Gesellschaft auch hier nicht entgegen, vielmehr macht sie die Befriedigung dieses Triebes erst Allen möglich. Ihre aufs höchste entwickelten Verkehrsbeziehungen erleichtern ihn, die internationalen Beziehungen fordern ihn heraus. Es wird also Jedem möglich sein,

seine „Ferienreise“ zu machen, und dies zu organisiren fällt nicht schwer. Er kann fremde Länder und Erdtheile besuchen, Expeditionen und Kolonisationen aller Art, die es in Menge geben wird, sich anschliessen, wenn er dafür Entsprechendes der Gesellschaft leistet.

Die Verwaltungsorgane der Gesellschaft werden darüber zu wachen haben, dass Vorräthe an Lebensbedürfnissen aller Art vorhanden sind, um allen Ansprüchen zu genügen. Dies auszuführen ist nach all dem Gesagten leicht. Die Gesellschaft regulirt ihre Arbeitszeit nach Bedürfniss, sie macht sie bald länger, bald kürzer, wie ihre eigenen Ansprüche und die Natur der Jahreszeit dies wünschenswerth erscheinen lassen. Sie kann die eine Jahreszeit mehr sich auf ländliche, die andere mehr sich auf industrielle Produktion werfen; die Arbeitskräfte dirigiren, wie das tägliche Bedürfniss es erheischt. Sie kann in Folge dieser Kombinirung zahlreicher Arbeitskräfte mit vervollkommneten technischen Einrichtungen Unternehmungen spielend ausführen, die heute unmöglich scheinen. —

Wenn die Gesellschaft für ihre Jugend die Sorge übernimmt, wird sie ihre Alten, Kranken, Invaliden nicht vernachlässigen. Wer durch irgend einen Umstand arbeitsunfähig geworden ist, für den ist die Gesellschaft verpflichtet, einzutreten. Jede mögliche Pflege und Rücksicht ist ihm sicher, Hospitäler und Pflegehäuser, die bieten, was Technik und Wissenschaft ermöglichen, werden suchen, ihn der Gesellschaft als Thätigen bald wieder zurückzugeben, oder wenn alt geworden, gebrechlich, ihm den Lebensabend zu verschönern. Kein Gedanke, dass andere seinen Tod erwarten, um ihn zu „beerben“, stört seinen Lebensgang; kein Gedanke, dass wenn alt, hilflos geworden, er wie eine ausgepresste Zitrone bei Seite geworfen wird, beunruhigt ihn. Er ist weder auf die Mildthätigkeit und Unterstützung seiner Kinder, noch auf die Bettelpfennige der Gemeinde angewiesen*).

Der moralische und physische Zustand der Gesellschaft, Arbeits-, Wohn-, Nahrungs-, Kleidungsweise, ihr geselliges Leben, alles wird dazu beitragen, Unglücksfälle, frühzeitige Erkrankungen und Siechthum möglichst zu verhüten. Der natürliche Tod, das Absterben der Lebenskräfte wird mehr und mehr Regel werden und die Ueberzeugung, dass der „Himmel“ auf Erden ist und gestorben sein zu Ende sein heisst, wird Jeden veranlassen, natürlich zu leben.

Zur natürlichen Lebeweise gehört in erster Linie vernünftig Essen und Trinken. Freunde der sogenannten „naturgemässen Lebensweise“ fragen öfter, warum die Sozialdemokratie sich dem Vegetarianismus gegenüber gleichgültig verhalte. Diese Anfragen sind Ursache, wenn hier mit einigen Zeilen dieses Kapitel behandelt wird.

*) „Der Mensch, welcher sein Leben lang rechtlich und in angestrengter Thätigkeit bis zum Greisenalter verbracht hat, soll in seinem Alter weder von der Gnade seiner Kinder, noch der bürgerlichen Gesellschaft leben. Ein unabhängiges, sorgenfreies und müheloses Alter ist der naturgemässeste Lohn für die unausgesetzten Anstrengungen in den Tagen der Kraft und Gesundheit.“ von Thünen: „Der isolirte Staat“. Aber wie sieht's heute aus in der bürgerlichen Gesellschaft?

Der Vegetarianismus, d. h. die Lehre, ausschliesslich sich von Pflanzenkost zu nähren, ist eine Lehre, die zunächst in solchen Kreisen auftrat, die in der angenehmen Lage sich befanden, zwischen vegetabilischer und animalischer Kost wählen zu können. Für die sehr grosse Mehrheit der Menschen existirt diese Frage heute nicht, da sie nach ihren Mitteln zu leben gezwungen sind, deren Dürftigkeit sie ausschliesslich oder fast ausschliesslich, auf vegetabilische Kost hinweist, und zwar oft auf die wenigst nährendste. Für weite Kreise unserer Arbeiterbevölkerung in Schlesien, in Sachsen, Thüringen, in allen Industriebezirken ist die Kartoffel die Hauptnahrung, Brod kommt erst in zweiter Linie, Fleisch, und dann nur solches schlechtester Qualität, erscheint fast gar nicht auf dem Tisch. Ebenso lebt der allergrösste Theil der Landbevölkerung, obgleich sie das Vieh züchtet, fast ohne Fleischnahrung, weil sie das Vieh verkaufen muss, um mit dem Gelde andere Bedürfnisse bestreiten zu können.

Für alle diese gezwungenen Vegetarianer wäre ein solides Beefsteak, eine gute Hammelkeule entschieden eine Verbesserung in der Nahrung. Wenn der Vegetarianismus sich gegen die Ueberschätzung des Nährgehaltes der Fleischnahrung wendet, hat er Recht; er hat Unrecht, wenn er dessen Genuss als verderblich und verhängnissvoll, aus zum Theil sehr sentimentalen Gründen, bekämpft. Z. B. das natürliche Gefühl verbiete Thiere zu tödten, von einer „Leiche" zu essen. Nun, der Wunsch angenehm und ungestört zu leben, zwingt uns, einer grossen Zahl von Lebewesen in Gestalt von Ungeziefer aller Art den Krieg zu erklären, sie zu vernichten, und um nicht selbst verzehrt zu werden, müssen wir die Tödtung und Ausrottung wilder Bestien vornehmen. Das ungehinderte Lebenlassen der „guten Freunde des Menschen", der Hausthiere, würde in einigen Jahrzehnten diese „guten Freunde" uns in so grosser Zahl auf den Hals bringen, dass sie uns „auffrässen", indem sie uns die Nahrung nähmen. Auch die Behauptung, dass vegetabilische Kost milde Gesinnung gebe, ist übertrieben. Im sanftmüthigen pflanzenessenden Inder erwachte auch die „Bestie", als die Härte des Engländers ihn zur Empörung trieb.

Sonderegger trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Es giebt keine Rangordnung der Nothwendigkeit der Nahrungsmittel, aber ein unwandelbares Gesetz für die Mischung ihrer Nahrungsstoffe." Unzweifelhaft ist richtig, dass kein Mensch von Fleischnahrung allein sich zu ernähren vermöchte, wohl aber von Pflanzenkost, vorausgesetzt, dass er sie entsprechend auswählen kann. Andrerseits wird kein Mensch sich mit einer bestimmten Pflanzenkost, und sei sie die nahrhafteste, begnügen wollen. So sind Bohnen, Erbsen, Linsen, mit einem Wort die Leguminosen, die nährendsten aller Nahrungsstoffe. Deshalb aber ausschliesslich von ihnen sich nähren zu sollen — was möglich ist — wäre schrecklich. So führt Karl Marx im „Kapital" an, dass die chilenischen Bergwerkbesitzer ihre Arbeiter zwingen, Jahr aus Jahr ein Bohnen zu essen, weil diese ihnen ein grosses Maass von Kraft geben und sie in den Stand setzen, Lasten zu tragen, wie bei keiner

andern Nahrung. Die Arbeiter weisen oft die Bohnen zurück, sie erhalten aber nichts anderes und sind gezwungen, sie zu essen.

Offenbar tritt in dem Maasse, wie die Kultur sich hebt, an Stelle der fast ausschliesslichen Fleischkost, wie sie bei Jagd- und Hirtenvölkern besteht, mehr die Pflanzenkost. Die Vielseitigkeit der Pflanzenkultur ist ein Zeichen höheren Kulturgrades überhaupt. Dazu kommt, dass auf einer gegebenen Ackerfläche viel mehr vegetabilische Nährstoffe gezogen werden können, als auf derselben Fläche durch Viehzucht Fleisch erzeugt werden kann. Dadurch bekommt die vegetabilische Nahrung ein immer grösseres Uebergewicht. Denn der Fleischtransport, der uns in der Gegenwart durch bürgerliche Raubwirthschaft in fernen Ländern, insbesondere aus Südamerika, zugeführt wird, hat in wenigen Jahrzehnten ziemlich sein Ende erreicht. Dagegen muss festgehalten werden, dass Vieh nicht blos des Fleisches wegen gezüchtet wird, sondern auch der Wolle, Haare, Borsten, Häute, Milch, Eier etc. wegen und eine Menge von Industrien und menschlicher Bedürfnisse davon abhängen. Ferner, dass eine Menge Abfälle in der Industrie und Wirthschaft kaum nützlicher als durch Viehzucht verwandt werden können. Endlich wird in der Zukunft das Meer in ganz anderer Weise als bisher seinen fast unerschöpflichen Reichthum an animalischen Nahrungsstoffen der Menschheit öffnen müssen. Der Vegetarianismus als ausschliessliche Lebensweise ist also für die künftige Gesellschaft weder wahrscheinlich noch nothwendig, nicht einmal möglich.

Nun handelt sichs aber bei der Nahrung weit mehr um die Qualität als die Quantität, viel hilft nicht viel, wenn es nicht gut ist. Die Qualität wird aber durch die Art und Weise der Zubereitung noch bedeutend verbessert. Nahrungsbereitung muss also ebenso gut wissenschaftlich betrieben werden, wie andere menschliche Thätigkeiten, wenn sie möglichst vortheilhaft sein soll. Dazu gehört Wissen und Einrichtung. Dass unsere Frauen, denen heute die Nahrungsbereitung hauptsächlich zufällt, dieses Wissen allermeist nicht besitzen, nicht besitzen können, bedarf hier keines Beweises mehr. Aber es fehlen ihnen dazu auch alle Einrichtungen. Auch werden Koch- und Bratapparate etc. gegenwärtig schon, wovon wir uns in jeder Hotelküche, in jeder grossen Dampfküche einer Kaserne, eines Hospitals oder auf einer Kochkunstausstellung überzeugen können, in hoher technischer Vollendung, also nach wissenschaftlichen Prinzipien hergestellt. Es gilt, mit der geringsten Aufwendung von Kraft, Zeit und Material das günstigste Resultat zu erzeugen. Das ist bei der menschlichen Ernährung besonders wichtig. Demgemäss ist also die kleine Privatküche in der einzelnen Wirthschaft ein überwundener Standpunkt, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft und Material in unsinniger Weise vergeudet und verschleudert wird. Die ganze Nahrungsmittelbereitung wird also in der Gesellschaft der Zukunft eine ebenfalls gesellschaftliche Einrichtung, die auf höchster Stufenleiter in zweckmässigster, vortheilhaftester Weise ausgeführt wird. Die Privatküche ist verschwunden. Der Nährwerth

der Speisen wird durch ihre leichte Assimilirfähigkeit erhöht; diese ist entscheidend*). Eine naturgemässe Nährweise für alle kann also auch erst die neue Gesellschaft ermöglichen.

Cato rühmt vom alten Rom, dass bis zum sechsten Jahrhundert der Stadt (200 vor Chr.) es wohl Kenner der Heilkunde gab, aber für blosse Krankenbehandler es an Beschäftigung fehlte. Die Leute lebten so nüchtern und einfach, dass Krankheiten selten vorkamen und der Tod durch Altersschwäche die gewöhnlichste Form des Todes war. Erst als Schlemmerei und Müssiggang, kurz das Lotterleben auf der einen, Noth und Schinderei auf der andern um sich griffen, wurde es gründlich anders: „Wer wenig isst, lebt gut" (d. h. lang), sagte der Italiener Cornaro im 16. Jahrhundert, wie Niemeyer zitirt.

Endlich wird künftig auch die Chemie für die Herstellung neuer und verbesserter Nahrungsmittel in bisher ungekannter Weise thätig sein. Heute wird diese Wissenschaft sehr missbraucht, um Fälschungen und Prellereien zu ermöglichen; es ist aber klar, dass ein chemisch zubereitetes Nahrungsmittel, das alle Eigenschaften eines Naturprodukts hat, denselben Zweck erfüllt. Die Form der Gewinnung oder Zubereitung ist nebensächlich, wenn das Produkt sonst allen Ansprüchen entspricht.

Kommen nun zu den Zentral-Nahrungsbereitungsanstalten die Zentral-Reinigungsanstalten, wo auf mechanisch-chemischem Wege die Wäsche gewaschen, getrocknet, fertiggestellt wird, und hält man fest, dass ausserdem Zentralheizung, Zentralbeleuchtung, kalte und warme Wasserleitungen, genügend Bäder vorhanden sind, Wäsche und Kleidung in Zentralwerkstätten fabrizirt werden, so ist das ganze häusliche Leben von Grund aus umgestaltet und vereinfacht. Der Dienstbote, dieser Haussklave für alle Launen der „Herrin" ist verschwunden, die „Dame" aber auch**).

---

*) Die Assimilirfähigkeit der Speisen für den Einzelnen ist massgebend. Niemeyer: Gesundheitslehre.

**) „Ohne Dienstboten keine Kultur," ruft in komischem Pathos Professor v. Treitzschke in einer Polemik gegen den Sozialismus aus. Dass unsre Dienstboten „die Träger unserer Kultur" sind, ist sicher neu. Der professorale und gelehrte Kopf des Herrn v. Treitzschke kann sich ebenso wenig aus der bürgerlichen Welt denken, wie Aristoteles vor 22 Jahrhunderten aus der griechischen. Ohne Sklaven schien Aristoteles der Bestand der Gesellschaft unmöglich. Herrn v. Treitzschke macht nun offenbar das Stiefelwichsen und das Kleiderreinigen Sorge und Kopfzerbrechen und das ist allerdings vorläufig noch eine „ungelöste" Frage. Nun, das Geschäft besorgen heute mehr als neunzig Prozent sich selbst, da könnens künftig auch die übrigen zehn besorgen, wenn nicht mittlerweile Maschinen es erleichtern, oder der Herr Professor einen mitleidigen Knaben findet, der ihn aus der Verlegenheit reisst, denn ich hoffe, er erlebt die neue Zeit noch. Ueberdies: Arbeit schändet nicht, auch wenn sie in Stiefelwichsen besteht, das hat schon sogar mancher altadelige Offizier kennen gelernt, der Schulden halber nach Amerika durchbrannte und Hausknecht oder Stiefelputzer wurde.

Die Frau in der Zukunft.

Dieses Kapitel kann sehr kurz sein. Es enthält einfach die Konsequenzen, die für die Stellung der Frau aus dem bis jetzt Gesagten hervorgehen und Jeder sich leicht ziehen kann.

Die Frau ist in der neuen Gesellschaft vollkommen unabhängig, keinem Schein von Herrschaft und Ausbeutung mehr unterworfen, sie steht dem Mann gegenüber als Freie, Gleiche.

Ihre Erziehung ist gleich jener des Mannes, ausgenommen wo die Geschlechtsverschiedenheit eine Abweichung und eigenartige Entwickelung unumgänglich macht, sie kann physisch und geistig unter naturgemässen Lebensbedingungen alle ihre Kräfte und Fähigkeiten entwickeln; sie kann für ihre Thätigkeit diejenigen Gebiete wählen, die ihren Wünschen, Neigungen und Anlagen entsprechen. Hier ist sie genau unter denselben Bedingungen wie der Mann thätig. Eben noch praktische Arbeiterin in irgend einem Gewerbe, ist sie in der nächsten Stunde Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie einen dritten Theil des Tages irgend eine Kunst, oder Wissenschaft, oder versieht in einem vierten Theil irgend eine verwaltende Funktion. Sie geniesst Vergnügungen, Unterhaltungen mit ihres Gleichen oder mit Männern, ganz wie es ihr beliebt, die Gelegenheit bietet.

In der Liebeswahl ist sie frei so gut wie der Mann; sie freit oder lässt sich freien und schliesst den Bund aus keiner andern Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist wie in der Urzeit ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs, aber er unterscheidet sich von jenem der Urzeit dadurch, dass die Frau nicht durch Kauf oder Geschenk in die Hände eines Mannes gelangt, dessen Sklavin sie wurde, der sie nach Belieben verstossen konnte.

Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb eben so frei verfügen zu können, als über jeden andern Naturtrieb. Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes andern Naturtriebs. Es hat Niemand darüber Rechenschaft abzugeben, ein Unberufener hat sich da nicht einzumischen. Einsicht, Bildung, Unabhängigkeit, werden die rechte Wahl erleichtern und leiten. Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung, Abneigung heraus,

so gebietet die Moral, das unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verhältniss zu lösen. Da Männer und Frauen an Zahl gleich sind, alle Umstände verschwinden, welche bisher eine grosse Zahl von Frauen zur Ehelosigkeit oder zum Verkauf ihres Körpers verurtheilten, so ist die Männerwelt nicht mehr in der Lage, irgend welches Uebergewicht geltend zu machen. Andrerseits hat der gänzlich veränderte Sozialzustand alle die vielen Hemmungen und Störungen beseitigt, welche — wie oben ausgeführt — heute das Eheleben beeinflussen und es so oft zu seiner Entfaltung nicht gelangen lassen.

Alle diese Hemmungen, diese Widernatürlichkeiten in der heutigen Stellung der Frau haben dahin geführt, dass selbst solche Personen vollkommen freie Liebeswahl und wenn nothwendig freie Lösung des Verhältnisses, ohne äusseres Hinderniss, für gerechtfertigt anerkennen, die im übrigen nicht geneigt sind, die weiteren Konsequenzen für Veränderungen unseres jetzigen Sozialzustandes zu ziehen. So äussert z. B. Mathilde Reichardt-Stromberg in einer Polemik gegen die frauen-emanzipatorischen Bestrebungen der Schriftstellerin Fanny Lewald folgendes:

„Wenn Sie (F. L.) die Forderung aufstellen der vollständigen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne im sozialen und politischen Leben, so muss nothwendig George Sand auch Recht haben in ihren Emanzipationsbestrebungen, die auf nichts weiter hinausgehen als das, was der Mann seit längst unbestritten besass. Denn es ist schlechterdings kein vernünftiger Grund aufzufinden, wesshalb allein der Kopf und nicht auch das Herz der Frau an dieser Gleichberechtigung Theil nehmen und frei sein soll zu geben und zu nehmen wie der Mann. Im Gegentheil: Soll das Weib seiner Natur nach berechtigt und dann auch verpflichtet sein — denn wir sollen das uns gegebene Pfund nicht vergraben — die Fasern des Hirns bis aufs Aeusserste anzuspannen zum Wettlauf mit den Geistestitanen des andern Geschlechts, so muss es auch das Recht haben, ganz wie diese zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf des Herzens zu beschleunigen, auf immer welche Weise es ihm angemessen scheint. Denn wir lesen alle doch ohne die geringste sittliche Entrüstung z. B. von Göthe — um nur gleich den grössten als Beispiel zu wählen — wie er oft und immer wieder seines Herzens Wärme und den Enthusiasmus seiner grossen Seele an eine andere Frau verschwendete. Der Einsichtsvolle findet das nur natürlich, eben seiner grossen schwer zu befriedigenden Seele wegen, und nur der beschränkte Moralist hält sich tadelnd dabei auf. Warum also wollen Sie spotten über die „grossen Seelen" unter den Weibern! .... Nehmen wir einmal an, das ganze weibliche Geschlecht bestände ohne Ausnahme aus George Sand'schen grossen Seelen; jede Frau sei eine Lucretia Floriani, deren Kinder alle Kinder der Liebe, die diese Kinder aber auch alle mit echt mütterlicher Liebe und Hingebung sowohl, als mit Einsicht und Verstand erzöge. Was würde aus der Welt dabei werden? Es unterliegt keinem Zweifel, die Welt könnte dabei fortbestehen und Fortschritte machen wie heute und könnte sich vielleicht ausnehmend wohl dabei befinden."

Die Verfasserin hat vollkommen Recht. Was Göthe that, thaten und thun heute viel tausend andere, die sich sonst mit Göthe nicht vergleichen können, ohne im mindesten an Achtung und Ansehen in der Gesellschaft zu verlieren. Man muss nur eine angesehene Stellung inne haben und alles macht sich von selbst. Die Frauen jener Kreise thun sich zwar häufig auch keinen Zwang an, aber im Ganzen sind sie in viel ungünstigerer Lage und endlich sind Frauen von dem Charakter einer George Sand heute sehr selten. Bei alle dem aber ist ein solcher Zustand heute ein unsittlicher, weil er gegen die von der Gesellschaft gezogenen Moralgesetze verstösst und mit der Natur unseres Sozial-Zustandes im Widerspruch steht. Die Zwangsehe ist für die bürgerliche Gesellschaft die Normalehe, die einzige „moralische" Verbindung der Geschlechter, jede andere geschlechtliche Verbindung, gehe sie aus von wem sie wolle, ist von diesem Standpunkt aus „unmoralisch". Das ist ganz in der Ordnung. Die bürgerliche Ehe ist die Folge des bürgerlichen Eigenthums. Diese Ehe mit dem Privateigenthum, dem Erbrecht in engster Verbindung stehend, verlangt „legitime" Kinder als „Erben", sie wird zur Erlangung solcher geschlossen, und unter dem Druck der gesellschaftlichen Zustände wird sie Seitens der herrschenden Klassen auch denen aufgenöthigt, die nichts zu „vererben" haben*).

Endlich, da es in der neuen Gesellschaft überhaupt nichts zu vererben giebt, es sei denn man wolle das Hausgeräthe als besonders wichtiges Erbtheil ansehen, ist auch aus diesem Grunde die Zwangsehe hinfällig. Hiermit ist auch die Frage nach dem Erbrecht erledigt, das der Sozialismus nicht nöthig hat „abzuschaffen".

Die Frau ist also vollkommen frei und ihre Häuslichkeit und ihre Kinder, wenn sie solche hat, können ihr die Freiheit nicht beschneiden, sie können nur ihr Vergnügen vermehren. Pflegerinnen, Erzieherinnen, befreundete Frauen, die heranwachsende weibliche Jugend, stehen ihr in allen Fällen, wo sie Hülfe braucht, zur Seite.

Möglich, dass es auch in der Zukunft noch einzelne Männer giebt, die gleich Humboldt sagen: „Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Ausserdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kinderzeugen für ein Verbrechen." Was liegt daran? Die Macht der Naturtriebe wird für das Gleichgewicht sorgen und wir haben heute nicht nöthig, uns über den philosophischen Pessimismus Mainländer's und v. Hartmann's zu beunruhigen, welche der Menschheit die Selbstvernichtung im „Idealstaat" in Aussicht stellen.

*) Wenn Dr. Schäffle in seinem Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers" sagt: „Eine Lockerung des Ehebandes durch Erleichterung der Ehescheidung sei gewiss nicht wünschenswerth, sie ginge wider die sittlichen Aufgaben menschlicher Paarung und wäre der Erhaltung der Bevölkerung, sowie der Erziehung der Kinder nachtheilig", so brauche ich nach dem Dargelegten nicht erst zu bemerken, dass ich diese Anschauungen nicht nur für unrichtig ansehe, sondern sehr geneigt bin, sie für „unsittlich" zu halten. Indess wird Dr. Schäffle darin mit mir übereinstimmen, dass es undenkbar ist, dass in einer Gesellschaft von noch weit höherer Kultur als die heutige, Etwas einzuführen oder aufrecht zu erhalten wäre, das gegen ihre sittlichen Begriffe verstösst.

Dagegen hat Fr. Ratzel vollkommen Recht wenn er schreibt: „Der Mensch darf sich nicht länger als eine Ausnahme von den Naturgesetzen betrachten, sondern fange endlich an, das Gesetzmässige in seinen eignen Handlungen und Gedanken aufzusuchen und strebe sein Leben den Naturgesetzen gemäss zu führen. Er wird dahin kommen, das Zusammenleben mit seines Gleichen, d. h. die Familie und den Staat, nicht nach den Satzungen ferner Jahrhunderte, sondern nach den vernünftigen Prinzipien einer naturgemässen Erkenntniss einzurichten. Politik, Moral, Rechtsgrundsätze, welche jetzt noch aus allen möglichen Quellen gespeist werden, werden nur den Naturgesetzen entsprechend zu gestalten sein. Das menschenwürdige Dasein, von welchem seit Jahrtausenden gefabelt wird, wird endlich zur Wahrheit werden*)."

Internationalität.

Das menschenwürdige Dasein ist nicht blos die Daseinsweise eines einzigen bevorzugten Volks, das, so vortrefflich es sein möchte, isolirt diesen Zustand weder zu begründen noch aufrecht zu erhalten vermag, weil dieser erst das Produkt eines Zusammenwirkens internationaler Kräfte und Beziehungen ist. Obgleich noch überall die nationale Idee die Köpfe beherrscht und als Mittel zur Aufrechterhaltung bestehender politischer und sozialer Herrschaft benutzt wird, weil diese nur innerhalb nationaler Schranken möglich ist, stecken wir bereits tief im Internationalismus.

Handels- und Schifffahrtsverträge, Weltpostverträge, internationale Ausstellungen, Kongresse für Völkerrecht und internationale Gradmessung, andere internationale wissenschaftliche Kongresse und Verbindungen, nicht zuletzt die der Arbeiter, internationale Erforschungs-Expeditionen, unser Handel und Verkehr, alles dies und vieles andere beweist den internationalen Charakter, den die Beziehungen der verschiedenen Kulturnationen, trotz ihrer nationalen Abgeschlossenheit, sie durchbrechend, genommen haben. Bereits sprechen wir im Gegensatz zur Nationalwirthschaft von einer Weltwirthschaft und legen letzterer die grössere Bedeutung bei, weil von ihrem Zustande ganz wesentlich das Wohl und Gedeihen der einzelnen Nationen abhängt. Ein sehr grosser Theil der eignen Produkte wird gegen die Produkte fremder Länder ausgetauscht, ohne die wir nicht mehr existiren könnten. Und wie ein Industriezweig durch den andern geschädigt wird, wenn einer erlahmt, so erlahmt die Nationalproduktion eines Landes sehr erheblich, wenn die des andern ins Stocken geräth. Die Beziehungen

*) Zitat in Häckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte".

der einzelnen Länder werden trotz aller vorübergehenden Störungen, wie Kriege und nationale Hetzereien, immer intimer, weil die materiellen Interessen, die stärksten von allen, alles beherrschen. Jeder neue Verkehrsweg, jede Verbesserung eines Verkehrsmittels, jede Erfindung oder Verbesserung im Produktionsprozess, wodurch die Waaren verbilligt werden, verstärkt diese intimen Beziehungen. Die Leichtigkeit, womit persönliche Berührungen zwischen weit von einander entfernten Ländern hergestellt werden können, ist ein neuer wesentlicher Faktor in der Kette der Verbindungen. Die Auswanderung und Kolonisation ist ein anderer mächtiger Hebel. Ein Volk lernt vom andern, eins sucht dem andern im Wettstreit zuvor zu kommen. Neben dem Austausch materieller Produkte der verschiedensten Art, vollzieht sich auch der Austausch der Geisteserzeugnisse. Das Erlernen fremder lebender Sprachen wird für Millionen eine Nothwendigkeit. Nichts aber trägt neben materiellen Vortheilen mehr dazu bei Antipathien zu beseitigen, als das Eindringen in die Sprache und die Geisteserzeugnisse eines fremden Volks.

Die Wirkung dieses auf internationaler Stufenleiter sich vollziehenden Prozesses ist, dass die verschiedenen Länder sich immer mehr und mehr in ihren sozialen Zuständen ähnlich sehen. Bei den vorgeschrittensten und darum massgebenden Kulturnationen ist diese Aehnlichkeit bereits so gross, dass, wer die soziale Struktur eines Volkes kennen gelernt hat, diejenige aller übrigen in der Hauptsache ebenfalls kennt. Ungefähr so, wie in der Natur bei Thieren derselben Gattung das Gerippe in seiner Organisation und im Bau dasselbe ist, was nicht ausschliesst, dass bei jeder Art sich in der Grösse und Stärke und in Nebendingen Abweichungen zeigen.

Die weitere Folge ist, dass wo gleich geartete soziale Grundlagen vorhanden sind, auch die Wirkungen daraus die gleichen sein müssen. Aufhäufung grossen Reichthums und sein Gegensatz Massenarmuth, Lohnsklaverei, Knechtung der Massen unter die Maschinerie, Beherrschung der Massen durch die Minorität mit allen daraus entspringenden Folgen.

In der That sehen wir, dass dieselben Klassengegensätze, die Deutschland durchwühlen, ganz Europa und die Vereinigten Staaten in Bewegung setzen. Von Russland bis nach Portugal, vom Balkan, Ungarn und Italien bis nach England und Irland, derselbe Geist der Unzufriedenheit, dieselben Symptome sozialer Gährung, allgemeinen Unbehagens und der Zersetzung. Aeusserlich verschieden im Auftreten nach dem Charakter der Bevölkerung, der Form ihres politischen Zustandes sind sie im Wesen überall dieselben. Tiefe soziale Gegensätze. Jedes Jahr, das dieser Zustand länger dauert, verschärft dieselben, treibt ihn immer tiefer und weiter in den Gesellschaftskörper, bis schliesslich ein Anlass, vielleicht unbedeutend scheinender Art, die Explosion herbeiführt und diese sich blitzartig über die ganze Kulturwelt verbreitet, überall die Geister zum Für- und Widerparteinehmen auf- und in die Schranken rufend.

Der Kampf der neuen Welt wider die alte ist entbrannt. Es

treten Massen auf die Bühne, es wird mit einer Fülle von Intelligenz gekämpft, wie die Welt noch in keinem Kampf gesehen, kein zweites Mal mehr sehen wird. Denn es ist der letzte soziale Kampf. Das 19. Jahrhundert wird schwerlich zu Ende gehen, ohne dass dieser Kampf entschieden ist.

So wird also die neue Gesellschaft auf internationaler Basis sich aufbauen. Die Nationen werden sich verbrüdern, sich gegenseitig die Hände reichen und dann darnach trachten, den neuen Zustand allmählig über alle Völker der Erde auszudehnen*). Diese kommen zu den fremden Völkern nicht als Feinde, die ausbeuten, unterdrücken wollen, nicht als Vertreter eines fremden Glaubens, den sie ihnen aufnöthigen wollen, sondern als Freunde, die sie zu Kulturmenschen erziehen wollen.

Sind die Kulturvölker zu einer grossen Föderation vereinigt, dann ist auch die Zeit gekommen, wo für immer „des Krieges Stürme schweigen". Der ewige Friede ist kein Traum, wie die in Uniformen einhergehenden Herren der Welt glauben und Andern einreden. Die Zeit ist dann gekommen, wo die Völker ihre wahren Interessen erkannt haben und diese werden nicht durch Kampf und Streit, durch Länder zu Grunde richtende Rüstungen erreicht, sondern genau durch das Gegentheil. So werden die letzten Waffen, wie so viele ihnen vorangegangene, in die Antiquitätensammlungen wandern, um zukünftigen Geschlechtern zu bezeugen, wie vergangene Generationen Jahrtausende lang wie wilde Thiere sich zerfleischten — bis endlich der Mensch über das Thier in sich triumphirte.

Künftige Generationen werden dann ohne Mühe Aufgaben verwirklichen, woran hervorragende Köpfe in der Vergangenheit lange gedacht und Versuche zur Lösung gemacht, ohne zum Ziele gelangen zu können**). Ein Kulturfortschritt wird den andern erzeugen, der Menschheit immer neue Aufgaben stellen und sie zu immer höherer Kulturentwickelung führen.

---

*) „Das nationale Interesse und das Menschheitsinteresse stehen sich heute feindlich gegenüber. Auf einer höheren Stufe der Zivilisation werden einst beide Interessen zusammenfallen und Eins werden." v. Thünen „Der isolirte Staat".

**) So hatte Condorcet, einer der französischen Enzyklopädisten des vorigen Jahrhunderts unter Anderm die Idee einer allgemeinen Weltsprache; er vertrat auch die volle Gleichberechtigung der Frau.

„Da Handel, Unterricht und die schnelle Beförderung von Gedanken und Materien durch Telegraphen und Dampf Alles verändert haben, so glaube ich, dass Gott die Welt vorbereitet, eine Nation zu werden, eine Sprache zu sprechen, zu einem Zustand der Vollendung zu gelangen, in welchem Heere und Kriegsflotten nicht mehr nöthig sind." Stelle aus einer Ansprache des gewesenen Präsidenten Grant. Dass bei einem Vollblut-Yankee der liebe Gott diese Rolle spielen muss, darf nicht Wunder nehmen. Die Heuchelei ist nirgends grösser als in den Vereinigten Staaten. Je weniger die Staatsgewalt ihrer Organisation nach auf die Massen zu drücken vermag, um so mehr muss es die Religion thun. Daher ist die Bourgeoisie überall dort am frömmsten, wo die Staatsgewalt am laxesten ist. Neben den Vereinigten Staaten in England, Belgien, der Schweiz.

Uebervölkerung.

Vom internationalen Standpunkte aus, auf dem wir jetzt stehen, können wir nun auch über eine andere „brennende" Frage der Gegenwart frei urtheilen, als welche von Einigen die Frage wegen der Volksvermehrung angesehen wird. Man macht sie sogar zur wichtigsten Frage, von deren Lösung die Lösung aller übrigen Fragen erst abhänge. Ueber das Gesetz, nach welchem die Bevölkerung sich vermehrt, ist seit Malthus viel hin und her gestritten worden. In seiner „berühmt" und „berüchtigt" gewordenen Schrift „Versuch über das Bevölkerungsprinzip", die Karl Marx „als ein schülerhaft, oberflächliches und pfäffisch vordeklamirtes Plagiat aus Sir James Stewart, Townsend, Franklin, Wallace u. s. w." bezeichnet, das „nicht einen einzigen selbstgedachten Satz enthält", stellt er die Ansicht auf, dass die Menschheit das Bestreben habe, sich in geometrischer Progression zu vermehren (1, 2, 4, 8, 16, 32 u. s. w.), die Nahrung aber nur in arithmetischer Progression (1, 2, 3, 4, 5 u. s. w.) vermehrt werden könne. Die nothwendige Folge sei, dass zwischen der Menschenzahl und dem Nahrungsvorrathe sehr rasch ein Missverhältniss entstehe, das dann zu Massennoth und Massentodt führe. Man müsse also in der Kinderzeugung sich „Enthaltsamkeit" auflegen, dürfe nicht heirathen, wenn man nicht genügende Mittel habe, weil sonst am „Tische der Natur" kein Platz für die Nachkommen vorhanden sei.

Die Furcht vor Uebervölkerung ist sehr alt. Wir finden ihrer in dieser Schrift bereits gedacht bei der Erörterung der Sozialzustände bei Griechen und Römern, beim Ausgang des Mittelalters. Diese Furcht tritt — und das ist charakteristisch und muss scharf beachtet werden — stets in Perioden auf, wo ein Sozialzustand im Zerfall und Untergang begriffen ist. Das ist erklärlich. Alle bisherigen Sozialzustände beruhten auf Klassenherrschaft, das vornehmste Mittel der Klassenherrschaft aber ist die Besitznahme des Grund und Bodens. Der Grund und Boden wird aus den Händen einer grossen Zahl von Eigenthümern in die Hände einer kleinen gebracht, die ihn nur höchst unvollständig ausnutzt und bebaut. Die grosse Masse wird eigenthums-, existenzlos, ihre Portion von Nahrungsmitteln hängt also jetzt von dem Wohlwollen der Herrschenden ab. Aber diese bekämpfen sich wieder unter sich. Je nach dem Zustand der Gesellschaft nimmt dieser Kampf bestimmte Formen an und endigt damit, dass der Grund und Boden sich in immer weniger Händen der herrschenden Klasse konzentrirt. Unter solchen Verhältnissen wird jeder Zuwachs der Familie den Benachtheiligten eine Last, es erscheint das Gespenst der Uebervölkerung, das in demselben Maasse Schrecken verbreitet, wie Grund und Boden in immer weniger Händen sich vereinigt, und durch theilweise unterlassene Bebauung und unter einer Benutzung, die mehr dem Vergnügen seiner Eigenthümer dient, an Produktivität verliert. Zu keiner Zeit war Rom und Italien an Nahrung ärmer als zu jener, wo der gesammte Grund und Boden

des Landes sich in den Händen von ungefähr 3000 Latifundienbesitzern befand, daher der Schreckensruf: die Latifundie richtet Rom zu Grunde. Der Grund und Boden wurde in mächtige Jagdreviere und grossartige Lustgärten verwandelt, häufig unbebaut liegen gelassen, weil seine Bebauung durch Sklavenarbeit theurer kam als das aus Sizilien und Afrika bezogene Getreide. Ein Zustand, der wieder dem schamlosesten Kornwucher Thür und Thor öffnete. Da zog der verarmte römische Bürger, der grösstentheils verarmte Adel es vor, auf Ehe und Kinderzeugung zu verzichten, und so entstanden jene Gesetze, die auf Heirath und Kinder Prämien setzten, um die stetige Verminderung des herrschenden Volkes zu verhindern.

Die gleiche Erscheinung trat gegen Ende des Mittelalters auf, nachdem der Adel Jahrhunderte lang durch alle Mittel der List und der Gewalt zahlreiche Bauern ihres Eigenthums beraubt, das Gemeindeland an sich gerissen hatte, und als die Bauern sich empörten und sie niedergeschlagen waren, das Raubhandwerk auf höherer Stufenleiter und jetzt auch am Kirchengut fortsetzte. Nie war die Zahl der Räuber, Bettler, Vagabonden grösser, als kurz vor und nach der Reformation. Die expropriirte Landbevölkerung strömte nach den Städten, dort waren aber aus bereits geschilderten Ursachen die Erwerbsverhältnisse auch immer üblere geworden und so war „Uebervölkerung" an allen Enden und Ecken vorhanden.

Das Auftreten von Malthus nun fällt in jene Periode der englischen Industrie, wo in Folge der neuen Erfindungen von Hargreaves, Arkwright und Watt in der Mechanik und Technik gewaltige Umgestaltungen eintraten, die hauptsächlich und zunächst in der Baumwollen- und Leinen-Industrie zur Geltung gelangten, die bezüglichen Arbeiter zu Zehntausenden brodlos machten. Die Konzentration der Kapitalien und des Bodeneigenthums nahm um jene Zeit in England gewaltige Dimensionen an und mit dem rasch steigenden Reichthum auf der einen Seite potenzirte sich das Massenelend auf der andern. In einer solchen Zeit mussten die herrschenden Klassen, welche die bestehende Welt für die beste anzusehen alle Ursache hatten, für eine so widersprechende Erscheinung wie die Pauperisirung der Massen in Mitten des steigenden Reichthums und der höchsten Industrieblüthe nothwendig in ihrer Weise eine Erklärung suchen. Da war nichts bequemer, als der allzuraschen Vermehrung der Arbeiter durch Kinderzeugung, nicht ihrer Ueberflüssigmachung durch den kapitalistischen Produktionsprozess und die Akkumulirung des Grund und Bodens in den Händen der Landlords, die Schuld zu geben. Unter solchen Verhältnissen war das „schülerhaft oberflächliche, pfäffisch vordeklamirte Plagiat", das Malthus veröffentlichte, eine Arbeit, die den geheimsten Gedanken und Wünschen der herrschenden Klasse drastischen Ausdruck gab, ihr Treiben vor der Welt rechtfertigte. Daher erklärt sich der ungeheure Beifall, den es auf jener Seite und die heftige Befehdung, die es auf der andern fand. Malthus hatte für die englische Bourgeoisie im rechten Augenblick das rechte Wort gesprochen und so wurde er, trotzdem seine Schrift „keinen

einzigen selbstgedachten Satz" enthielt, ein grosser und berühmter Mann und sein Name zum Stichwort für die ganze Lehre.

Nun, die Zustände, die Malthus zu seinem Nothschrei und zu seiner brutalen Lehre veranlassten — denn er richtete sie vorzugsweise an die arbeitende Klasse und fügte so zu dem Schaden auch noch den Hohn — sie haben seitdem nicht nur nicht aufgehört, sie haben sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesteigert. Nicht nur im Vaterlande des Malthus im Vereinigten Dreikönigreich — Malthus war wie Adam Shmith Schotte von Geburt — sondern in allen Ländern der Welt, wo die kapitalistische Produktionsweise, das Raubsystem am Grund und Boden, die Knechtung und Einzwängung der Massen unter die Maschinerie, in die Fabrik Wurzel geschlagen und Verbreitung gefunden hat. Dieses System besteht, wie bewiesen wurde, überall in der Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel, sei dieses Grund und Boden oder Werkzeug, und in der Konzentrirung dieser Arbeitsmittel in den Händen der Kapitalisten. Es schafft immer neue Industriezweige, entwickelt und konzentrirt dieselben und wirft wieder neue Volksmassen auf die Strasse, macht sie „überzählig". Im Ackerbau befördert es wie im alten Rom den Latifundienbesitz mit allen seinen Folgen. Irland, das in dieser Richtung das klassischste Land in Europa ist, das vom englischen Raubsystem am schlimmsten heimgesucht wurde, besass 1876 884,4 Quadratmeilen Wiesen- und Weideland, aber nur 263,3 Quadratmeilen Ackerland und jedes Jahr schreitet die Verwandlung von Ackerland in Wiesen- und Weideland für Schaf- und Rinderheerden, in Jagdreviere für die Landlords, weiter vor*). Das irische Ackerland befindet sich zudem vielfach in den Händen einer grossen Zahl kleiner und kleinster Pächter, die nicht im Stande sind, die Ausnutzung des Bodens in höherem Massstab zu betreiben. So zeigt Irland den Anblick eines Landes, das sich aus einem ackerbautreibenden Lande in ein Hinterland rückverwandelt, also die Entwickelung zurück macht, die es erst von einem Hinterland in ein Ackerbau treibendes Land verwandelt hatte. Dabei ist die Bevölkerung, die Anfangs dieses Jahrhunderts über 8 Millionen betrug, gegenwärtig auf etwas über 5 Millionen gesunken und noch immer sind einige Millionen „überzählig". Schottland zeigt ein ganz ähnliches Bild**). Dasselbe wiederholt sich in dem erst in den letzten Jahr-

*) Ferd. Freiligrath, „Irland":

So sorgt der Herr, dass Hirsch und Ochs,
Das heisst: dass ihn sein Bauer mäste,
Statt auszutrocknen seine Bog's —
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!
Er lässt den Boden nutzlos ruh'n,
D'rauf Halm an Halm sich wiegen könnte;
Er lässt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
Dem Kibitz und der wilden Ente.
Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniss vier Millionen Aecker!

**) „Zwei Millionen Acker, welche die fruchtbarsten Ländereien Schottlands einbegreifen, sind ganz und gar wüst gelegt. Das natürliche Gras

zehnten in die moderne Entwickelung eingetretenen Ungarn. Ein Land an fruchtbarem Boden so reich wie wenige in Europa steht vor dem Bankerott, seine Bevölkerung ist überschuldet, in den Händen von Wucherern, arm, elend, wandert aus Verzweiflung in Massen aus, und der Grund und Boden hat sich in den Händen moderner Kapitalmagnaten konzentrirt, die mit Wald und Ackerland die fürchterlichste Raubwirthschaft treiben, so dass Ungarn in nicht ferner Zeit aufhören wird, ein Getreide ausführendes Land zu sein. Ganz ähnlich verhält es sich mit Italien. Auch in Italien hat die politische Einheit der kapitalistischen Entwickelung mächtig auf die Beine geholfen, aber die fleissigen Bauern von Piemont und der Lombardei, von Toskana und der Romagna sie verarmen immer mehr und gehen rasch zu Grunde. Bereits beginnen Sümpfe und Moore sich von neuem zu bilden, wo vor wenigen Jahrzehnten gut gepflegte Gärten und Aecker kleiner Bauern bestanden. Die Malaria, jenes schreckliche Fieber, nimmt Dimensionen an, dass die Regierung darüber entsetzt 1882 eine Untersuchung vornehmen liess, die das traurige Resultat ergab, dass von den 69 Provinzen des Landes 32 in hohem Grade davon heimgesucht, 32 bereits davon ergriffen und nur 5 davon noch verschont geblieben sind. Die Krankheit, früher nur auf dem Lande bekannt, dringt auch in die Städte ein, weil dort das Proletariat, sich immer stärker aufhäufend, durch die proletarisirte Landbevölkerung vermehrt, die Infektionsheerde der Krankheit bildet.

Diese Thatsachen in Verbindung gebracht mit dem, was bereits in dieser Schrift über die Wirkungen und Folgen der kapitalistischen Produktionsweise gesagt wurde, belehren uns, dass die Noth und das Elend der Massen nicht die Folgen des Mangels an Nahrungs- und Lebensmitteln sind, sondern die Folgen ungleicher Vertheilung, welche die Einen zum Ueberfluss, die Andern zum Darben führt und daneben fortgesetzt Vernichtung und Verschleuderung von Vorräthen erzeugt und die Vernachlässigung ihrer Gewinnung hervorruft.

Die Malthus'schen Behauptungen haben also nur vom Standpunkt der kapitalistischen Produktionsweise einen Sinn und wer auf diesem steht, hat alle Ursache, sie zu vertheidigen, sonst geht ihm der Boden unter den Füssen verloren.

Auf der andern Seite drängt die kapitalistische Produktion selbst zur Produktion von Kindern, insofern als sie billige „Hände" in Ge-

---

von Glen Tilt zählt zu den nahrhaftesten der Grafschaft Perth; der Deer forest (Wildpark) von Ben Aulder war der beste Grasgrund im weiten Distrikt von Badenoch; ein Theil des Black Mount Forest war das vorzüglichste schottische Weideland für schwarzgesichtige Schafe. Von der Ausdehnung des für Jagdliebhaberei wüstgelegten Grund und Bodens mag man sich eine Vorstellung bilden aus der Thatsache, dass er einen viel grösseren Flächenraum umfasst, als die ganze Grafschaft Perth. Den Verlust des Landes an Produktionsquellen in Folge dieser gewaltsamen Verödung mag man daraus schätzen, dass der Boden des Wildparks von Ben Aulder 15,000 Schafe nähren könnte und dass er nur ein Dreissigstel des gesammten Jagdreviers von Schottland beträgt . . . All dieses Jagdland ist durchaus unproduktiv . . . es hätte ebensowohl in den Fluten der Nordsee versenkt werden können."

Karl Marx: „Das Kapital", 2. Auflage.

stalt von Kindern für ihre Fabriken braucht. Das Kinderzeugen wird bei dem Proletarier eine Art Berechnung, insofern ihn der Lebensunterhalt derselben wenig oder nichts kostet, weil sie die Kosten ihres Lebensunterhalts erwerben. Er wird sogar genöthigt, viel Kinder zu haben, weil darin, wie z. B. in der Hausindustrie, eine Sicherheit für seine grössere Konkurrenzfähigkeit liegt. Sicher ein ganz scheussliches System, denn es verstärkt die Pauperisirung des Arbeiters und provozirt seine eigne Ueberflüssigmachung durch die Kinder, welche an seiner Statt die Maschinen bedienen.

Weil aber die Unmoralität und die Schäden dieses Systems auf der Hand liegen und mit der Ausbreitung und Ausweitung der kapitalistischen Wirthschaft zunehmen, so begreift es sich, wenn bei bürgerlichen Ideologen, und das sind alle bürgerlichen Oekonomen, die Malthus'schen Ideen Platz greifen und insbesondere auch in Deutschland die „Uebervölkerungsidee" in der Mittelklasse immer mehr Anklang findet. Das Kapital ist, als der unschuldig Angeklagte, gerettet und der Arbeiter selbst der Verbrecher.

Nur schade, dass Deutschland nicht nur Proletarier „überzählig" hat, sondern auch „Intelligenzen"; das Kapital nicht blos Ueberproduktion an Grund und Boden, Waaren, Arbeitern, Frauen und Kindern erzeugt, sondern auch an „Beamten und Gelehrten", wie ich weiter unten beweisen werde. Nur eins ist in der kapitalistischen Welt nicht „überzählig", das Kapital und sein Träger der Kapitalist.

Sind also die bürgerlichen Oekonomen Malthusianer, so sind sie, was sie aus bürgerlichem Interesse sein müssen, nur sollen sie ihre bürgerlichen Schrullen nicht auf die sozialistische Gesellschaft übertragen wollen. So sagt z. B. John Stuart Mill: „Der Kommunismus ist gerade derjenige Zustand der Dinge, bei dem man erwarten darf, dass die öffentliche Meinung sich mit der allergrössten Intensität gegen diese Art selbstsüchtiger Unmässigkeit erklären wird. Jede Volksvermehrung, welche die annehmliche Lage der Bevölkerung verringern oder deren Mühen steigern würde, müsste dann für jedes einzelne Individuum der Assoziation unmittelbare und unverkennbare Inkonvenienz zur Folge haben, und diese könnte dann nicht der Habsucht der Arbeitgeber oder den ungerechten Privilegien der Reichen zur Last gelegt werden. Unter so veränderten Umständen könnte es nicht ausbleiben, dass die öffentliche Meinung ihre Missbilligung zu erkennen gäbe, und wenn diese nicht ausreichte, dass man durch Strafen irgend welcher Art diese oder andere gemeinschädliche Unenthaltsamkeit unterdrücken würde. Die kommunistische Theorie trifft also keineswegs in besonderer Weise der Vorwurf, welcher von der Gefahr der Uebervölkerung hergenommen ist; vielmehr empfiehlt sich dieselbe dadurch, dass sie in hohem Grade diesem Uebelstande vorzubeugen die Tendenz haben würde." Und auf Seite 376 von Rau's „Lehrbuch der politischen Oekonomie" sagt Professor Ad. Wagner: „Am wenigsten würde in einem sozialistischen Gemeinwesen prinzipiell Ehefreiheit oder Freiheit der Kinderzeugung gewährt werden können."

Die Genannten gehen also ohne weiteres von der Ansicht aus,

dass das Streben nach Uebervölkerung ein allen Gesellschaftszuständen gemeinsames sei. Beide vindiziren aber dem Sozialismus die Eigenschaft, das Verhältniss von Bevölkerung und Nahrung besser als jede andere Gesellschaftsform ins Gleichgewicht bringen zu können.

In dieser grundverkehrten Auffassung über das Verhältniss von Bevölkerung und Nahrung und den Sozialismus ist ihnen aus dem sozialistischen Lager selbst eine Hülfe gekommen, die ihre Anschauungen rechtfertigen hilft. Es ist dies die schon zitirte Schrift Karl Kautsky's: „Der Einfluss der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft". Kautsky, obgleich gegen Malthus polemisirend, giebt ihm doch im Grunde recht. Er spricht wie Malthus von einem „Gesetz des abnehmenden Bodenertrags", ohne dasselbe näher zu formuliren, ja es theilweise dadurch selbst widerlegend, dass er zahlreiche Beispiele anführt, die beweisen, welch hoher Entwickelung nicht blos der Ackerbau, sondern auch die damit verbundene Fleischproduktion und die Ausnutzung der Hausthiere unter rationeller Behandlung fähig ist. Er übersieht auch nicht, dass die unsinnigen Eigenthumseinrichtungen, welche die Vertheilung der Produkte bestimmen, heute die Ursache des Mangels sind; er erkennt ferner an, dass es eine allen untergehenden Gesellschaftsformationen anklebende Erscheinung ist, über übermässige Bevölkerungsvermehrung zu klagen. Trotz alledem kommt er zu dem Schluss, der sozialistischen Gesellschaft zu rathen, damit zu beginnen — womit andere Gesellschaftsbildungen aufhörten, mit der Einschränkung der Bevölkerung. Ein starker Widerspruch.

Nach Kautsky ist die Beachtung „der Gesetze der Bevölkerung die unentbehrliche Vorbedingung für jede erspriessliche Besprechung der sozialen Frage", wobei er sich auf F. A. Lange beruft, der eine übertriebene Verehrung für John Stuart Mill besass, von dem er sich stark beeinflussen liess. Ihm (Kautsky) ist die Periode der Uebervölkerung so unmittelbar vor der Thüre stehend, so schrecklich, dass er fast entsetzt fragt: „Sollen wir die Hände verzweiflungsvoll in den Schoss legen? Ist es wirklich ein Verbrechen an der Menschheit, den Menschen glücklich machen zu wollen? Sind Prostitution, Zölibat, Krankheit, Elend, Krieg, Mord und wie all der unsägliche Jammer heisst, der im Menschengeschlechte heut zu Tage wüthet, unabwendbar?" Und er antwortet selbst darauf, indem er ruft: „Sie sind es, wenn man nicht das Bevölkerungsgesetz in seiner ganzen Furchtbarkeit erkennt!"

Bisher verlor jedes Gesetz, das erkannt wurde, seine „Furchtbarkeit", hier soll sich die Furchtbarkeit nach der Erkenntniss steigern. Und so räth Kautsky denn Angesichts dieser „schrecklichen Gefahr" nicht wie Malthus, Paulus und die Kirchenväter zur Enthaltsamkeit von der Frau, sondern zum — Präventivverkehr, da er die Nothwendigkeit der Befriedigung des Geschlechtstriebs voll anerkennt. — Unsere Malthusianer glauben, dass wenn das Volk in bessere Lebenslage komme, sich die Gesellschaft in einen Kaninchenstall verwandle und keine höhere Aufgabe mehr kenne als den ausschweifendsten Geschlechtsgenuss und massenhaftes Kinderzeugen. Es ist ein niedriger Begriff, den sie von der Menschheit auf höherer Kulturstufe haben.

Wenn der von Kautsky zitirte Virchow sagt: „Wie der englische Arbeiter in seiner tiefsten Versunkenheit, in der äussersten Entblössung des Geistes endlich nur noch zwei Quellen des Genusses kennt, den Rausch und den Beischlaf, so hatte auch die oberschlesische Bevölkerung bis vor wenig Jahren alle Wünsche, alles Streben auf diese beiden Dinge konzentrirt. Der Branntweingenuss und die Befriedigung des Geschlechtstriebs waren bei ihr vollkommen souverän geworden, und so erklärt es sich leicht, dass die Bevölkerung eben so rapid an Zahl wuchs, als sie an physischer Kraft und an moralischem Halt verlor", so ist damit meines Erachtens sehr deutlich die Richtung und die Wirkung angegeben, welche höhere Kultur und naturgemässe Lebensweise zur Folge haben werden.

Ebenso ist der von Kautsky gleichfalls zitirte Ausspruch von Karl Marx als eine vollkommen wahre und allgemein zutreffende Auffassung der Verhältnisse anzusehen, welcher lautet: „In der That steht nicht nur die Masse der Geburten und Todesfälle, sondern die absolute Grösse der Familien im umgekehrten Verhältniss zur Höhe des Arbeitslohnes, also zur Masse der Lebensmittel, worüber die verschiedenen Arbeiterkategorien verfügen. Dies Gesetz der kapitalistischen Gesellschaft klänge unsinnig unter Wilden oder selbst zivilisirten Kolonisten. Es erinnert an die massenhafte Rohproduktion individuell schwacher und vielgehetzter Thierarten." Und die bezügliche Note bei Marx, Laing zitirend, lautet: „Befände sich alle Welt in bequemen Umständen, so wäre die Welt bald entvölkert". Laing vertritt also die entgegengesetzte Anschauung wie Malthus.

Kautsky ist nun nicht der Ansicht, dass bessere Lebeweise und höhere Kultur auf die Kinderzeugung hindernd einwirke, er hat vielmehr die entgegengesetzte Ansicht und verlangt desshalb in Rücksicht auf „das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags" die Anwendung präventiver Massregeln.

Betrachten wir also zunächst dieses angebliche Gesetz des abnehmenden Bodenertrags und sehen wir dann zu, was uns Physiologie und Erfahrung in Bezug auf Kinderzeugung sagen. Ein Mann, der ein grosser, sehr tüchtiger Gutsbesitzer und zugleich ein gut geschulter National-Oekonom war, also in beiden Richtungen Malthus weit überragte, sagt in Bezug auf landwirthschaftliche Produktion: „Die Produktivität der Rohproduktion, namentlich von Nahrungsstoff, wird künftig nicht mehr hinter der Produktivität in der Fabrikation und der Transportation zurückbleiben .... In unsern Tagen beginnt erst die Agrikulturchemie der Landwirthschaft Aussichten zu eröffnen, die ohne Zweifel noch zu manchem Irrweg verleiten werden, die aber schliesslich die Schöpfung des Nahrungsstoffs ebenso in die Gewalt der Gesellschaft legen dürften, als es heute in ihrer Macht liegt, beliebige Tuchquantitäten zu liefern, wenn nur die nöthigen Wollvorräthe vorhanden sind"*).

Ebenso ist Liebig, also eine zweite Autorität auf diesem Gebiet,

*) Rodbertus: Zur Beleuchtung der sozialen Frage." 1850.

der Ansicht, „dass, wenn menschliche Arbeit und Dungmittel in genügender Menge vorhanden sind, der Boden unerschöpflich ist und ununterbrochen die reichlichsten Ernten gibt". Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags ist also eine Malthus'sche Schrulle, das zu seiner Zeit bei sehr unentwickeltem landwirthschaftlichem Kulturstand eine gewisse Berechtigung hatte, heute durch Wissenschaft und Erfahrung widerlegt ist. Das Gesez heisst vielmehr so: Der Ertrag eines Feldes steht in direktem Verhältniss zu der auf dasselbe verwandten menschlichen Arbeit (worunter Wissenschaft und Technik inbegriffen) und den auf dasselbe zweckentsprechend verwendeten Dungstoffen. Welcher enormen Steigerung unser Bodenertrag schon bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, wenn gesellschaftlich bewirthschaftet, fähig wäre, habe ich bereits oben auseinandergesetzt, ich verweise darauf. War es dem kleinbäuerlichen Frankreich möglich, binnen der lezten neunzig Jahre seinen Bodenertrag zu vervierfachen, während die Bevölkerung sich nicht einmal verdoppelte, so wären ganz andere Resultate von einer sozialistisch wirtschaftenden Gesellschaft zu erwarten. Davon einmal abgesehen, übersehen unsere Malthusianer ganz und gar, dass bei den heutigen Verhältnissen nicht nur unser Grund und Boden, den wir unter den Füssen haben, in Betracht kommt, sondern der Boden der ganzen Welt, d. h. zu einem grossen Theil Länder, deren Fruchtbarkeit, wenn ausgenuzt, vielfach das zwanzig-, dreissig- und mehrfache ergeben, als unser Boden von gleichem Umfang. Die Erde ist wohl schon stark in Besitz genommen, aber sie ist mit Ausnahme eines winzigen Bruchtheils nirgends angebaut und ausgenutzt, wie sie angebaut und ausgenuzt werden könnte. Nicht allein könnte Grossbrittannien, wie nachgewiesen, eine sehr grosse Menge von Nahrungsmitteln mehr erzeugen als heute, sondern auch Frankreich, Deutschland, Oesterreich und in noch weit höherem Grade die übrigen Länder Europas.

Das europäische Russland, an dem heutigen Bevölkerungsstand Deutschlands als Massstab gemessen, würde statt der circa 78 Millionen, die es gegenwärtig zählt, 475 Millionen ernähren können. Heute zählt das europäische Russland ungefähr 750 Einwohner auf die Quadratmeile, Sachsen 10,140. In gleichem Massstab wie Sachsen heute bevölkert ist, könnte das europäische Russland über 1000 Millionen Einwohner fassen; die ganze Erde zählt gegenwärtig aber nur ungefähr 1430 Millionen Bewohner.

Der Einwand, dass Russland weite Strecken Landes habe, die durch ihr Klima eine höhere Befruchtung unmöglich machten, trifft insofern nicht zu, als es umgekehrt auch, namentlich im Süden, ein Klima und eine Bodenfruchtbarkeit besitzt, wie Deutschland beides nicht entfernt kennt. Und dann würden durch die Dichtigkeit der Bevölkerung und die damit steigende Kultur des Bodens — Waldausrodung, Entsumpfung etc. — Veränderungen im Klima herbeigeführt, die sich heute gar nicht ermessen lassen. Ueberall, wo der Mensch in dichten Massen sich ansammelt, gehen auch im Klima

wesentliche Veränderungen vor. Wir legen heute diesen Erscheinungen zu wenig Gewicht bei, vermögen sie auch in ihrem ganzen Umfang nicht zu ermessen, weil wir keine Veranlassung und, wie die Dinge heute noch liegen, auch nicht die Möglichkeit haben, Experimente im Grossen anzustellen. Ferner sind alle Reisenden darin einig, dass z. B. selbst im hohen Norden Sibiriens, wo Frühjahr, Sommer und Herbst sich in rascher Folge und auf wenige Monate zusammendrängen, plötzlich eine Ueppigkeit der Vegetation sich entwickelt, die das höchste Erstaunen hervorruft. So würde auch das heute so spärlich bevölkerte Schweden und Norwegen mit seinen ungeheuren Wäldern und seinem unerschöpflich zu nennenden Metallreichthum, seiner Menge Flüssen, seinen Meeresküsten, eine reiche Quelle der Ernährung für eine dichte Bevölkerung abgeben. Heute fehlen die Menschen, weil die passenden Mittel und Einrichtungen unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu beschaffen sind, die den Reichthum dieser Länder erschliessen.

Was hier vom Norden gesagt ist, gewinnt eine noch ungleich grössere Bedeutung für den Süden Europas: Portugal, Spanien, Italien, Griechenland, die Donauländer, Ungarn, die Türkei u. s. w. Ein Klima von der grössten Vortrefflichkeit, ein Boden, so üppig und fruchtbar, wie er in den besten Gegenden der Vereinigten Staaten nicht vorhanden ist, gibt einst ungezählten Bevölkerungsschaaren die reichlichste Nahrung. Die faulen politischen und sozialen Zustände jener Länder veranlassen, dass Hunderttausende unserer Landsleute lieber über den Ozean ziehen, als sich in jenen viel näher und bequemer gelegenen Ländern niederzulassen. Sobald dort vernünftige soziale und internationale Beziehungen vorhanden sind, werden viele Millionen Menschen nöthig sein, um jene weiten und fruchtbaren Länder auf eine neue Kulturstufe zu bringen.

Wir haben heute und auf eine lange Zeit hinaus in Europa, um wesentlich höhere Kulturzwecke erreichen zu können, nicht Ueberfluss an Menschen, sondern eher Mangel daran, und es ist unter solchen Umständen absurd, sich der geringsten Befürchtung wegen Uebervölkerung hinzugeben.

Gehen wir von Europa zu den anderen Erdtheilen über, so stellt sich uns Menschenmangel und Bodenüberfluss noch in viel höherem Grade dar. Die üppigsten und fruchtbarsten Länder der Erde liegen heute noch vollständig oder fast vollständig wüst, weil ihre Urbarmachung und Ausbeutung nicht mit einigen hundert oder einigen tausend Menschen in Angriff genommen werden kann, sondern Massenkolonisationen von vielen Millionen erheischt, um der überüppigen Natur nur einigermassen Herr werden zu können. Dazu gehören z. B. Zentral- und Südamerika, also ein Terrain von hunderttausenden von Quadratmeilen. Carey behauptet, dass allein das einzige, 360 Meilen lange Orinoko-Thal Nahrungsmittel in solcher Menge zu liefern im Stande sei, dass die ganze heutige Menschheit davon erhalten werden könnte. Nehmen wir nur die Hälfte an, so ist das überreichlich. Jedenfalls könnte Südamerika allein das Vielfache der Zahl an Menschen ernähren, die gegen-

wärtig auf der ganzen Erde zerstreut sind. Der Nährwerth eines mit Bananenbäumen bepflanzten Terrains und eines gleich grossen, auf dem Weizen gebaut wird, stellt sich wie 133 zu 1. Während unser Weizen heute in günstigem Boden zwanzigfältige Frucht trägt *), gibt der Reis in seiner Heimat 80—100fach, der Mais 250—300fach seine Saat zurück, und von manchen Gegenden, wie z. B. von den Philippinen, wird die Ertragsfähigkeit des Reises auf das 400fache geschätzt. Es handelte sich ferner bei all diesen Nahrungsmitteln darum, sie durch die Zubereitung möglichst nahrhaft zu machen. Die Chemie wird hier wie in allen Ernährungsfragen ein unerschöpfliches Feld finden, wie denn z. B. Liebig nachweist, welch vortheilhafte Wirkung das Backen des Brodes mit Kalkwasser auf den Nährwerth des Brodes ausübt.

Zentral- und Südamerika, insbesondere Brasilien, welch lezteres allein nahezu so gross wie ganz Europa ist — Brasilien 152,000 Quadratmeilen mit etwa 11 Millionen Einwohnern gegen 178,000 Quadratmeilen mit ungefähr 310 Millionen Einwohnern in Europa — strotzt von einer Ueppigkeit und Fruchtbarkeit, welche das Staunen und die Bewunderung aller Reisenden erregen und ebenso sind diese Länder an Erzen und Metallen unerschöpflich reich. Aber sie sind bis heute für die Welt so gut wie unerschlossen, weil ihre Bevölkerung indolent ist und an Zahl und Kultur zu niedrig steht, um der gewaltigen Natur Herr zu werden. Wie es im Innern Afrikas aussieht, darüber haben uns die Entdeckungen der letzten Jahre belehrt. Andererseits gibt es in Asien nicht allein weite, fruchtbare Länder, die neue tausende Millionen von Menschen ernähren können; die Vergangenheit hat uns schon gezeigt, wie selbst in heute unfruchtbaren, fast wüsten Gegenden das milde Klima üppige, reichste Nahrung dem Boden entlockt, wenn der Mensch es versteht, das segenspendende Wasser ihm zuzuführen. Mit der Vernichtung der Menschen in wüsten Eroberungskriegen, wahnsinniger Bedrückung derselben durch die Eroberer, zerfielen die Wasserleitungen und Bewässerungsanlagen und Länder von tausenden von Quadratmeilen verwandelten sich in wüsten Sandboden. Zivilisirte Menschen millionenweise herbeigeschafft und unerschöpfliche Nahrungsquellen werden erschlossen. Die Frucht der Dattelpalme gedeiht in kaum glaublicher Fülle und braucht dabei so wenig Platz,

*) Bis zu welchem Massstab auch bei uns der Fruchtertrag gesteigert werden könnte, dafür folgende Notiz aus Liebigs „Chemischen Briefen“: „Das Dresdener Journal meldet vom 16. Sept. 1858: Wie uns aus Eibenstock (Erzgebirge) mitgetheilt wird, hat der dortige Forstinspektor Thiersch bereits seit mehreren Jahren sehr gelungene Versuche mit dem Verpflanzen von Winterkorn in der Herbstzeit gemacht. Derselbe versetzte nämlich in der Mitte des Monats Oktober die dazu bestimmten Pflänzchen, 1 Metze Aussaat auf 100 Quadratruthen Fläche, was ein ungewöhnlich ergiebiges Resultat lieferte. Es kamen Stöcke vor, die bis zu 51 Halmen mit Aehren enthielten, wovon letztere wieder bis zu hundert Körnern zählten“. Liebig, welcher sich von der Richtigkeit der Nachricht überzeugte, setzt hinzu, dass in Ländern, wo es an Händen nicht fehle und der Boden gut sei, kein Zweifel bestände, dass das Verfahren sich reichlich lohne. Also Menschen und Dünger und keine kapitalistische Ausbeutung, und die Fruchtvermehrung steigt in das uns heute fabelhaft erscheinende Maass.

dass 200 Dattelbäume erst einen Morgen Landes bedecken. Die Durrha trägt in Aegypten mehr als 3000fältige Frucht und doch ist das Land arm und verkommen. Nicht durch Ueberfluss an Menschen, sondern in Folge eines schauderhaften Raubsystems, dass es dahin bringt, dass die Wüste von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer weiter sich ausdehnt. Welche grossartigen Resultate mitteleuropäischer Acker- und Gartenbau in allen diesen Ländern erzielte, entzieht sich jeder Berechnung.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas können nach dem heutigen Stande der Ackerbauproduktion gemessen, bequem das zwanzigfache ihrer gegenwärtigen Bevölkerung (50 Millionen) also 1000 Millionen ernähren; Canada könnte in demselben Verhältniss statt seinen 4½ Millionen 500 Millionen Nahrung geben, und nun haben wir Australien, die zahlreichen zum Theil grossen, meist ausserordentlich fruchtbaren Inseln des grossen und indischen Ozeans etc. Die Menschen vermehren, aber nicht sie vermindern, dass ist der Ruf der im Namen der Kultur an die Menschheit ergeht.

Ueberall sind es die sozialen Einrichtungen und der damit zusammenhängende Erzeugungs- und Vertheilungsmodus der Produkte, was Mangel und Elend erzeugt und nicht die Zahl der Menschen. Wer weiss nicht, dass bei uns einige reichliche Ernten hintereinander die Preise der Nahrungsmittel derart drücken, dass ein erheblicher Theil unserer kleinen und grossen Bodenbebauer daran zu Grunde geht. Also statt die Erzeuger in bessere Lage zu bringen, kommen sie in schlechtere. Und das sollen vernünftige Zustände sein! Unsere Kornspekulanten lassen oft die Frucht zu Grunde gehen, wenn eine reichliche Ernte ist, weil sie wissen, dass der Preis sich progressiv steigert, wie die Frucht mangelt, und da sollen wir Gefahr vor Uebervölkerung fürchten. In Russland und Südeuropa gehen jährlich zehntausende Zentner von Getreide schmählich zu Grunde, weil es an passenden Lagerräumen und geeigneten Transportmitteln fehlt. Millionen Zentner von Nahrungsmitteln werden in Europa jährlich verschleudert, weil die Erntevorrichtungen unvollkommen sind, oder es an Händen im entscheidenden Momente fehlt. Gar mancher Kornfeim, manche gefüllte Scheune und ganze Wirthschaften werden niedergebrannt, weil die Versicherungsprämie den Gewinn erhöht, aus demselben Grunde, wie man Schiffe mit Mann und Maus ins Meer versinken lässt. Bei unsern militärischen Uebungen werden alljährlich bedeutende Ernteerträge ruinirt — im Jahre 1876 betrugen die Kosten eines nur wenige Tage dauernden Manövers zwischen Chemnitz und Leipzig 300,000 Mark für ruinirte Feldfrüchte und die Abschätzung fällt bekanntlich sehr mässig aus und solcher Manöver gibt es jedes Jahr eine ganze Zahl — und für ähnliche Zwecke sind mächtige Terrains aller Kultur entzogen *).

*) Schon zur Zeit des heiligen Basilius müssen ähnliche Zustände bestanden haben, denn er ruft den Reichen also zu: „Elende, die ihr seid, was werdet ihr dem göttlichen Richter antworten? Ihr bedeckt mit Tapeten die Nacktheit eurer Mauern, aber bedeckt nicht mit Kleidern die Nacktheit des Menschen!

Vergessen wir endlich nicht, zu wiederholen, dass zu all den Hilfsmitteln der Nahrungsvermehrung das Meer kommt, dessen zusammenhängende Wasserfläche sich zur Erdfläche wie 18 zu 7 verhält, also zwei und ein halb Mal so gross ist, und der rationellen Ausbeutung seines enormen Nahrungsreichthums noch harrt, so eröffnet sich uns für die Zukunft ein Bild, das himmelweit verschieden von dem düstern Gemälde ist, das uns der Malthusianismus vormalt.

Wer kann sagen, wo für unsere chemischen, physikalischen, physiologischen etc. Kenntnisse die Grenze zu ziehen ist? Wer will wagen, vorauszusagen, welche Riesenunternehmungen — von unserm heutigen Standpunkt aus betrachtet — die Menschheit späterer Jahrhunderte ausführen wird, um wesentliche Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen der Länder und ihrer Ausnützung nach jeder Richtung hin zu erzielen?

Wir sehen bereits heute in der kapitalistischen Form der Gesellschaft Unternehmungen ausführen, die vor einem halben Jahrhundert als unmöglich galten. Breite Landengen werden durchstochen und Meere verbunden. Meilenlange Tunnels, in die Eingeweide der Erde gewühlt, verbinden durch die höchsten Berge getrennte Länder; andere werden unter dem Meeresboden gebrochen, um Entfernungen abzukürzen, Störungen und Gefahren zu vermeiden, welche für die durch das Meer getrennten Länder sich ergeben. Und bereits ist die Frage aufgeworfen und bejaht, ob es nicht möglich sei, aus einem Theil der Sahara ein Meer zu schaffen, und tausende von Quadratmeilen wüsten Sandbodens in üppige, fruchtbare Ländereien zu verwandeln. Die Ausführung ist für die bürgerliche Welt wie alles eine Frage der „Rentabilität". Wo gibt es also einen Punkt, wo Jemand sagen könnte: „Bis hierher und nicht weiter!"

Es ist also nicht allein das „Gesetz des abnehmenden Bodenertrags" auf Grund unserer heutigen Erfahrung zu verneinen, es gibt ausserdem kulturfähigen Boden im Ueberfluss, um von weiteren tausenden von Millionen Menschen erst angebaut zu werden.

Wir haben also, sollten alle diese Kulturaufgaben zugleich angegriffen werden, nicht zu viel, sondern zu wenig Menschen. Die Menschheit darf sich sehr vermehren, will sie dem Allen gerecht werden. Weder ist der bebaute Boden ausgenützt, wie er ausgenützt werden könnte, noch sind für Dreiviertel der Erdoberfläche die Menschen vorhanden, um sie überhaupt bebauen zu können. Unsere relative Uebervölkerung, die heute das kapitalistische System fortgesetzt zum Schaden des Arbeiters und der Gesellschaft erzeugt, schlägt auf höherer Kulturstufe in das Gegen-

Ihr schmückt die Pferde mit kostbaren weichen Decken und verachtet euren mit Lumpen bedeckten Bruder. Ihr lasst zu Grunde gehen und auffressen euer Getreide in den Scheunen und auf den Kornböden und erlaubt euch nicht einmal einen Blick auf Diejenigen zu werfen, die kein Brod haben". Das Moralpredigen hat bei den Herrschenden von jeher herzlich wenig geholfen und wird in alle Ewigkeit nichts helfen. Man ändere die Einrichtungen, dass Niemand gegen seinen Nebenmenschen ungerecht handeln kann, und die Welt wird sich wohl befinden.

theil um. Sie wird Mittel des Kulturfortschritts, genau wie die heute vorhandene Möglichkeit der Ueberproduktion von Waaren, die Ueberflüssigmachung von Grund und Boden, die Zerstörung der bürgerlichen Ehe und die Enrollirung der Frauen und Kinder in die Fabrik, die Expropriation des Kleinhandwerks und des kleinen Bauernstandes sich für eine höhere Kulturstufe als Vortheile erweisen.

Wenn Kautsky sagt, die Menschen, in gute Verhältnisse gesetzt, würden sich hüten, sich den Gefahren der Kolonisation in tropischen Ländern auszusetzen, so verkennt er die menschliche Natur. Bis jetzt hat noch jedes kühne Unternehmen seine Ausführer gefunden. Es ist ein tief in der Menschennatur liegender Trieb, seine eigene Vollkommenheit durch neue kühne Thaten zu beweisen, erstens sich selbst zur Befriedigung, zweitens um sich vor andern hervorzuthun, also aus Ehrgeiz. Weder hat es bis jetzt an Freiwilligen in Kriegen gefehlt, noch an Freiwilligen aller Stände und Klassen für die gefährlichen Entdeckungsreisen nach dem Nord- und Südpol, die Erforschung Innerafrikas u. s. w. Kulturaufgaben, wie sie die tropischen Länder, Zentral- und Südamerika, Afrika, Indien, Innerasien u. s. w. erfordern, sind nicht durch Einzelne, sondern nur durch kombinirte Anwendung grosser Massen, wohl ausgerüstet nach allen Richtungen, auf grösster Stufenleiter auszuführen; dazu finden sich Millionen bereit, wenn sie verlangt werden, und die Gefahren dabei sind mässig.

Wir kommen jetzt zur zweiten Seite der Frage: Können die Menschen sich in beliebiger Zahl vermehren und haben sie das Bedürfnis dazu?

Um die grossartige Vermehrungsfähigkeit der Menschen zu beweisen, lieben es die Malthusianer, sich auf besonders abnorme Fälle einzelner Familien, kleiner Völkerschaften zu stützen. Damit ist gar nichts bewiesen. Denn diesen Fällen gegenüber gibt es andere, wo unter günstigen Lebensbedingungen nach kurzer Zeit sich vollkommene Sterilität oder nur geringe Vermehrungsfähigkeit herausstellt. Es ist oft überraschend, wie schnell gerade gut situirte Familien aussterben. Obgleich die Vereinigten Staaten, wie kein anderes Land, der Bevölkerungsvermehrung günstige Bedingungen enthalten, und alljährlich Hunderttausende im kräftigsten Lebensalter einwandern, verdoppelt sich seine Bevölkerung erst in 30 Jahren. Von dem behaupteten 12- oder 20jährigen Zyklus ist nirgends auf der Erde in grösserem Massstabe die Rede.

Bis jetzt zeigt sich, wie das auch schon durch die Zitate von Virchow und Marx angedeutet wurde, dass die Bevölkerung dort sich am raschesten vermehrt, wo sie am ärmsten ist, weil, wie Virchow behauptet, der Geschlechtsgenuss ihre einzige Lust ist neben dem Trunk. Wie schon hervorgehoben, klagten die niederen Geistlichen der Diözese Mainz, als Gregor VII. ihnen das Cölibat aufzwang, sie hätten nicht wie die Prälaten alle möglichen Genüsse, ihre einzige Freude sei ein Weib. Mangel an vielseitiger Beschäftigung und Unterhaltung ist vielleicht auch die Ursache, dass die Ehen der Landgeistlichen mit Kindern so gesegnete sind.

Wie dem sei, unbestreitbar ist, dass unsere ärmsten Distrikte in Dentschland, wie das schlesische Eulengebirge, die Lausitz, das Erz- und Fichtelgebirge, der Thüringer Wald, der Harz etc. die Sitze der dichtesten Bevölkernng sind, also Bevölkerungen, deren Hauptnahrung die Kartoffel bildet. Ferner steht fest, dass bei Schwindsüchtigen der Geschlechtstrieb ganz besonders stark entwickelt ist, und diese oft noch in einem Stadium der Kräfteabnahme Kinder zengen, wo man es nicht mehr für möglich halten sollte.

Es scheint ein Gesetz der Natur zu sein, durchschnittlich genommen, an Quantität zn ersetzen, was an Qualität verloren geht. So sehen wir, dass die höchststehenden und stärksten Thiere: Löwe, Elephant, Kameel etc. nnsere Hausthiere, wie Pferd, Kuh, durchschnittlich sehr wenig Junge zur Welt bringen, wohingegen alle niederer organisirten Thiere im umgekehrten Verhältniss zn ihrer Entwickelung sich riesenhaft vermehren, z. B. alle Insektenarten, die meisten Fische etc., die kleineren Säugethiere, wie Hasen, Ratten, Mänse u. s. w.

Andrerseits hat Darwin festgestellt, dass gewisse Thiere, sobald sie aus der Wildniss unter die Zncht der Menschen kommen und gezähmt werden, ihre Fruchtbarkeit einbüssen, z. B. der Elephant. Damit wäre erwiesen, dass veränderte Lebensweise das Entscheidende für die mehr oder weniger grosse Vermehrnngsfähigkeit ist.

Nnn sind es aber wieder grade die Darwinisten, welche die Uebervölkerungsfurcht theilen, auf die sich unsere modernen Malthusianer als Antoritäten stützen. Ich habe schon nachgewiesen, dass unsere Darwinisten überall eine unglückliche Hand haben, wo sie ihre Theorien auf die Menschenverhältnisse anwenden, weil sie hierbei meist roh empirisch verfahren, das, was von den Thieren gilt, ohne weiteres auf die Menschen übertragen, nicht berücksichtigend, dass der Mensch als höchst organisirtes Thier die Natnrgesetze erkennend, sie anch zu lenken und zn benntzen vermag.

Die Theorie vom Kampfe ums Dasein, die Lehre, dass die Keime für nene Existenzen in weit höherem Grade vorhanden sind, als auf Grund der vorhandenen Existenzmittel lebensfähig gemacht werden könnten, wären auch für die Menschenwelt in alle Zukunft vollkommen zutreffend, wenn die Menschen statt ihr Gehirn anzustrengen und die Technik zn Hilfe zu nehmen, um Luft, Grund nnd Boden nnd Wasser auszunntzen, wie die Viehherden grasten, oder wie die Affen cynisch frech und nngezügelt der Befriedignng ihres Geschlechtstriebes oblägen, also selbst Affen wären. Beiläufig bemerkt, liegt in der Thatsache, dass ansser den Menschen nur noch bei den Affen der Geschlechtstrieb nicht an gewisse Zeiten gebunden ist, wie in der übrigen Thierwelt, ein sehr schlagender Beweis für die Verwandtschaft der beiden. Aber wenn sie nahe verwandt sind, sind sie nicht ein nnd dasselbe, und deshalb kann man sie nicht anf eine Stufe stellen und mit gleichem Maasse messen.

Dass unter den bisherigen Eigenthums- und Prodnktionsverhältnissen der Kampf ums Dasein auch für die Menschen bestand, Viele

die nothwendigen Lebensbedingungen nicht fanden, ist vollkommen richtig. Falsch ist aber, daraus abzuleiten, dass dies unabänderlich sei, ewig so bleiben müsse. Hier ist der Punkt, wo die Darwinianer auf die schiefe Ebene gerathen, weil sie wohl Zoologie und Anthropologie, aber keine Soziologie studirten, diese sich vielmehr von unseren bürgerlichen Ideologen zurechtmachen liessen. So kommen sie zu ihren Trugschlüssen.

Der Geschlechtstrieb ist also bei dem Menschen perennirend, er ist sein stärkster Trieb, der Befriedigung verlangt, soll die Gesundheit nicht leiden. Es ist ferner kein Zweifel, dass dieser Trieb um so so stärker ist, je gesünder und normaler entwickelt der Mensch ist, gleich wie ein guter Appetit und eine gute Verdauung einen gesunden Magen anzeigen und die Grundbedingungen für einen gesunden Körper sind.

Aber Befriedigung des Geschlechtstriebes und Zeugung oder Empfängniss sind noch lange nicht dasselbe. Hier ist also der entscheidende Punkt. Ueber die Fruchtbarkeit des menschlichen Samens und die Empfänglichkeit sind die verschiedensten Theorien aufgestellt worden. Im Ganzen tappen wir in diesen hochwichtigen Fragen hauptsächlich um desswillen noch im Dunkeln, weil ein paar tausend Jahre die unsinnigste Scheu bestanden hat, sich mit den Gesetzen seiner eigenen Entstehung und Entwickelung offen, frei, naturgemäss zu beschäftigen, die Zeugungs- und Entwickelungsgesetze des Menschen gründlich zu studiren. Das wird jetzt erst anders und muss noch viel gründlicher anders werden.

Von der einen Seite wird die Theorie aufgestellt, dass höhere geistige Entwickelung und starke geistige Beschäftigung, überhaupt höhere Nerventhätigkeit, auf den Geschlechtstrieb reprimirend einwirke und die Zeugungsfähigkeit abschwäche. Von der andern wird das bestritten. Man weist namentlich auf die Thatsache hin, dass die besser situirten Klassen durchschnittlich weniger Kinder besässen, und dies nicht blos Präventivmassregeln zuzuschreiben sei. Sicher wirkt stark anstrengende geistige Beschäftigung auf den Geschlechtstrieb reprimirend, aber dass diese von der Mehrheit unserer besitzenden Klasse geübt wird, ist sehr zu bestreiten. Andrerseits wirkt starke physische Anstrengung ebenfalls reprimirend. Aber jedes Uebermaass von Anstrengung ist für den Menschen schädlich und aus diesem Grunde zu verwerfen.

Andere dagegen behaupten, die Lebensweise, insbesondere die Nahrung bestimme, neben gewissen physischen Zuständen auf Seiten der Frau, die Zeugungsfähigkeit und Empfänglichkeit. Entsprechende Nahrung beeinflusse, wie sich auch bei gewissen Thieren zeige, mehr als alles andere die Wirkung des Zeugungsaktes. Und hier dürfte in der That die Entscheidung liegen.

Welchen Einfluss die Art der Ernährung auf den Organismus gewisser Thiere ausübt, ist in überraschender Weise bei den Bienen konstatirt worden, die durch Darreichung einer andern Nah-

rung sich beliebig eine neue Königin züchten. Da sind die Bienen in der Kenntniss ihrer Geschlechtsentwickelung weiter als die Menschen. Jedenfalls hat man ihnen auch nicht ein paar Jahrtausende lang gepredigt, dass um geschlechtliche Dinge sich bekümmern „unanständig" und „unsittlich" sei.

Ein Beispiel, wie die Nahrungsweise in dieser Richtung bei Menschen wirke, wurde mir von einer Seite mitgetheilt, die Land und Leute in Altbayern sehr genau kennt. Nach deren Versicherung soll es dort eine sehr häufige Erscheinung sein, dass die Ehen wohlhabender Bauern — also bei einem Menschenschlag, der vielleicht der gesündeste, kräftigste und schönste in ganz Deutschland ist — kinderlos bleiben und desshalb oft veranlasst wären, Kinder armer Leute zu adoptiren. Auf die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung, erfolgte die Antwort: dass dies an der fetten und nahrhaften Lebensweise der altbayerischen Bauern liege, die bekanntlich hauptsächlich in stark geschmälzten (also sehr fetten) Mehlspeisen besteht, in deren schmackhafter Herstellung die altbayerische Bevölkerung einen grossen Ruf geniesst. Beachtet man, dass auch häufig Pflanzen in gutem Boden und fett gedüngt wohl üppig gedeihen, aber keine Frucht und keinen Samen ergeben, so liegt hier eine ähnliche Erscheinung vor.

Von einer andern Seite, die Land und Leute in Altbayern ebenfalls genau kennt, wurde mir gegenüber geltend gemacht, dass noch ein anderer Umstand zu der erwähnten Sterilität beitragen möchte. Dies sei der frühzeitige (uneheliche) Geschlechtsverkehr, der dort sehr häufig sei und in der Volksmeinung durchaus nichts anstössiges habe. Frühzeitiger Geschlechtsgenuss wirkt aber doppelt aufregend, wenn er, wie es in Altbayern „landesüblich" sein soll, sich nicht auf ein bestimmtes Paar beschränkt, sondern wechselt. Dieser Uebereizung folgt Abstumpfung, welche die Empfänglichkeit verhindert. Dies soll auch wesentlich die Ursache sein, wesshalb Prostituirte so selten Kinder bekommen. Man sieht, auf diesem Gebiete ist der Kombination und der Hypothese noch ein weites Feld geöffnet.

Dass die Art der Nahrungsstoffe auf die Zusammensetzung des männlichen Samens, wie auf die Befruchtungsfähigkeit des weiblichen Eies einwirkt, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, und so dürfte also von der Art der Ernährung die Vermehrungsfähigkeit der Bevölkerung wesentlich abhängen, und wenn ersteres einmal genau festgestellt wäre, würde die Bevölkerungszahl durch die Nährweise in erheblichem Maasse regulirt werden können. Hierzu kommt, dass es bei der Frau Zeitabschnitte gibt, wo die Empfängnissfähigkeit gleich Null ist; dieselbe soll nur wenige Tage vor und nach der Menstruation mit Sicherheit stattfinden können. Beachten wir endlich, dass die Stellung der Frau eine gänzlich andere in der Gesellschaft der Zukunft wird, dass sie nicht gewillt sein dürfte, einer grossen Zahl von Kindern als „Schickung Gottes" das Leben zu geben, dass sie ihre Freiheit und Selbstständigkeit geniessen und nicht die Hälfte oder Dreiviertel ihrer besten Lebens-

jahre im Schwangerschaftszustande oder mit dem Kinde an der Brust verbringen will. Sicher gibt es sehr wenig Frauen, die kein Kind wollen, andrerseits aber wünschen die meisten über eine mässige Zahl hinaus solche nicht zu besitzen. Alles dies zusammengenommen, wird dazu beitragen, ohne dass sich unsere Malthusianer gegenwärtig die Köpfe zu zerbrechen nöthig haben, die Menschenzahl zu reguliren. Es wird dies schliesslich ohne gesundheitsschädigende Enthaltsamkeit, ohne widerliche Präventivmassregeln möglich sein.

Wir sehen also, dass aller Voraussicht nach die Regulirung der Bevölkerungszahl nicht aus lächerlicher Furcht vor Nahrungsmangel, sondern einfach aus Wohlseinsgründen für die zunächst Betheiligten in der Zukunft ihre Lösung in der einfachsten Weise finden wird. Karl Marx hat also auch hier recht, wenn er im „Kapital" sagt: dass jede ökonomische Periode in der Entwickelung der Menschheit auch ihr besonderes Bevölkerungsgesetz habe.

Die Menschheit wird in der sozialistischen Gesellschaft, wo sie erst wirklich frei und auf ihre natürliche Basis gestellt ist, ihre ganze Entwickelung nach Naturgesetzen mit Bewusstsein lenken.

In allen bisherigen Epochen handelte die Menschheit in Bezug auf Produktion und Vertheilung, wie auf Bevölkerungsvermehrung ohne Kenntniss ihrer Gesetze, also unbewusst; in der neuen Gesellschaft wird sie mit Kenntniss aller Gesetze bewusst und planmässig handeln.

Der Sozialismus ist die mit klarem Bewusstsein und voller Erkenntniss auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte Wissenschaft.

Schluss.

Die bisherige Darlegung hat uns gezeigt, dass es sich bei Verwirklichung des Sozialismus nicht um willkürliches „Einreissen" und „Aufbauen" handelt, sondern um ein naturgeschichtliches Werden. Dass alle Faktoren, die in dem Zerstörungsprozess einerseits, im Werdeprozess andrerseits eine Rolle spielen, Faktoren sind, die wirken, wie sie wirken müssen. Dass weder „geniale Staatsmänner" noch „volksaufwiegelnde Demagogen" nach ihrem Willen die Dinge leiten können. „Sie glauben zu schieben und werden geschoben." All das Ausgeführte lässt aber bei keinem Denkenden darüber einen Zweifel, dass wir nahe an dem Punkte angekommen sind, „wo die Zeit sich erfüllet hat".

Eine in ihrer Art eigenartige Entwickelung, durch die besonders Deutschland sich auszeichnet, muss hier noch kurz erörtert werden, um darzuthun, dass es besonders Deutschland ist, das in der

nächsten Entwickelungsperiode die führende Rolle übernimmt.

Es wurde mehrmals in dieser Abhandlung von Ueberproduktion gesprochen, welche die Krisen erzeugt. Ueberproduktion, darin bestehend, dass das bürgerliche Produktionssystem mehr Waaren hervorbringt, als die Kaufkraft des Volks, der Waarenmarkt, zu verdauen vermag. Dies ist eine der bürgerlichen Welt eigenthümliche und allein angehörende Erscheinung, wie sie bisher in keiner Entwickelungsperiode der Menschheit vorhanden war.

Die bürgerliche Welt schafft aber nicht bloss Ueberproduktion an Waaren und Menschen, sondern auch Ueberproduktion an Intelligenz und erzeugt damit eine Verschärfung der Krisen, die ihr schliesslich das Leben kosten.

Deutschland ist das klassische Land, das diese Ueberproduktion an Intelligenz, an Bildung, welche die bürgerliche Welt nicht mehr zu verwerthen weiss, auf grosser Stufenleiter erzeugt. Ein Zustand, der Jahrhunderte lang für die deutsche Entwickelung als ein Unglück galt, hat wesentlich zu dieser Erscheinung beigetragen. Dies war die Kleinstaaterei und die Hemmung, die diese politischen Gebilde auf die grosskapitalistische Entwickelung ausübten. Die Kleinstaaterei hatte die Wirkung, dass das geistige Leben des Volkes dezentralisirt sich entwickelte, dass überall kleine Zentren geistigen Lebens sich bildeten, die ihren Einfluss auf ihre Umgebung ausübten. Die zahlreichen Höfe mit ihren Regierungen bedurften im Verhältniss zu einer einzigen grossen Zentralregierung eines ungemein zahlreichen Beamtenapparats, für den eine gewisse höhere Bildung nothwendig war. So entstanden Hochschulen und Universitäten in Menge wie in keinem andern Lande Europas. Eifersucht und Ehrgeiz der verschiedenen Regierungen spielten bei dieser Entwickelung auch eine Rolle. Gleiches vollzog sich, als einige Regierungen begannen, mit dem obligatorischen Volksunterricht vorzugehen. Die Sucht, hinter dem Nachbarstaat nicht zurückzubleiben, schlug hier zum Guten aus. Das Bedürfniss nach Intelligenz steigerte sich, als die zunehmende Bildung und Einsicht Hand in Hand gehend mit der materiellen Entwickelung des Bürgerthums das Verlangen nach politischer Betheiligung, nach Volksvertretungen und Selbstverwaltung der Gemeinden weckte. Es waren kleine Körperschaften für kleine Länder und Kreise, aber sie trugen zur Schulung bei und veranlassten die Söhne der Bourgeoisie, nach einer Stelle in denselben zu geizen, darnach ihre Bildung zu bemessen.

Wie mit den Wissenschaften, so ging es mit den Künsten. Kein Land Europas hat im Verhältniss so viele Maler-, Kunst- und technische Schulen aller Art, Museen und Kunstsammlungen aufzuweisen, als Deutschland. Andere Länder mögen in ihren Hauptstädten Grösseres aufweisen können, aber eine Vertheilung über das ganze Reich wie in Deutschland besitzt keines. In Bezug auf Kunst höchstens Italien.

Diese ganze Entwickelung gab dem deutschen Geiste eine gewisse Vertiefung, der Mangel an grossen politischen Kämpfen gewährte ein gewisses beschauliches Leben. Während andere Nationen um die

Herrschaft auf dem Weltmarkt rangen, die Erde unter sich vertheilten und grosse innere politische Kämpfe führten, sassen die Deutschen zu Hause, träumten und dachten. Aber dieses Träumen, Spintisiren und Denken, das ein zum häuslichen Leben, zur Anstrengung nöthigendes Klima begünstigt, erzeugte die deutsche Philosophie, schuf den kritischen, beobachtenden Geist, durch den sich die Deutschen nachdem sie erwachten, anfingen auszuzeichnen.

Das Jahr 1848 war das Geburtsjahr für die deutsche Bourgeoisie als selbstbewusste Klasse, indem sie jezt als selbstständige, politische Partei, durch den Liberalismus repräsentirt, auf die Bühne trat. Hier zeigte sich deutlich die hervorgehobene Eigenthümlichkeit der deutschen Entwickelung. Es waren nicht Fabrikanten, Kaufleute, Handels- und Finanzmänner, die das grosse Wort führten, sondern Professoren, liberalisirende Standesherrn, Schriftsteller, Juristen und Doktoren aller Fakultäten. Es waren die deutschen Ideologen und darnach fiel denn auch ihr Werk aus. Die Bourgeoisie wurde einstweilen politisch zur Ruhe verwiesen; aber sie benutzte die Zeit umsomehr, das Geschäft zu fördern. Der Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges, der Beginn der Regentschaft in Preussen regten die Bourgeoisie von neuem an, die Hand nach der politischen Macht zu strecken. Es begann die Nationalvereins-Bewegung. Die Bourgeoisie war bereits zu entwickelt, um die vielen politischen Schranken, die zugleich ökonomische waren: Zollschranken, Verkehrsschranken, Bewegungsschranken länger dulden zu können. Sie machte Miene, revolutionär zu werden. Herr von Bismarck erkannte die Situation und benutzte dieselbe in seiner Art, um die Interessen der Bourgeoisie mit denen des preussischen Königthums, dem die Bourgeoisie nie Feind war, weil sie die Revolution und die Massen fürchtete, zu versöhnen. Jetzt fielen die Schranken, die bisher ihre grössere materielle Entwickelung gehindert hatten. Bei dem grossen Reichthum Deutschlands an Kohlen und Erzen, einer intelligenten, aber genügsamen Arbeiterklasse, nahm die Bourgeoisie binnen zwei Jahrzehnten eine Entwickelung, die riesenhaft genannt werden muss und mit Ausnahme der Vereinigten Staaten sich in keinem Lande in gleich kurzer Zeit und in solchem Massstabe vollzog. So geschah es, dass heute Deutschland in Europa als Industrie- und Handelsstaat bereits die zweite Stelle einnimmt und nach der ersten geizt.

Diese riesige materielle Entwickelung hatte aber auch ihre Kehrseite. Das bis zur Gründung der Einheit Deutschlands in fast allen deutschen Staaten noch bestehende Absperrungssystem hatte einem ungemein zahlreichen Handwerker- und Kleinbauernstande die Existenz gefristet. Mit der jähen Niederreissung aller Schutzschranken plötzlich einem zügellos sich entwickelnden kapitalistischen Produktionsprozess gegenüberstehend, kam die niedere Mittelklasse rasch in eine verzweifelte Lage. Die Prosperitätsepoche im Beginn der siebenziger Jahre liess die Gefahr Anfangs weniger gross erscheinen, sie wurde aber um so fühlbarer, als die Krise ausbrach. Die Bourgeoisie hatte die Prosperitätsepoche zu ihrer grossartigsten Entfaltung benutzt und

machte jetzt mit ihrer Massenproduktion, ihrer Ansammlung von Reichthum, den Druck verzehnfacht fühlbar. Die Kluft zwischen Besitz und Nichtbesitz erweiterte sich gewaltig.

Dieser rapide Zersetzungs- und Aufsaugungsprozess, der sich augenblicklich immer rascher vollzieht, das Wachsthum materieller Macht auf der einen, die sinkende Widerstandsfähigkeit auf der andern Seite, versetzte ganze Klassen der Bevölkerung in die grösste Bedrängniss. Sie sehen sich plötzlich in ihrer gewohnten Stellung, in ihrer behäbigen Lebenslage bedroht und sehen sich mit mathematischer Sicherheit eines Tages derselben beraubt.

In diesem Verzweiflungskampf sucht Jeder möglichst Rettung in der Veränderung des Berufs. Die Alten können diesen Wechsel nicht mehr vollziehen, Vermögen können sie in den allerseltensten Fällen ihren Kindern hinterlassen, so werden die letzten Anstrengungen gemacht, die letzten Mittel aufgeboten, Söhne und Töchter in feste „Stellungen", in Stellen mit fixem Einkommen, wozu ein Betriebskapital nicht nöthig ist, zu bringen. Dies sind zunächst alle Beamtenstellen im Staats- und Kommunaldienst; das gesammte Lehrfach, der Post- und Eisenbahndienst, die höheren Stellen im Dienste der Bourgeoisie, auf den Comptoirs, in den Waarenlagern und Fabriken: Lagerhalter, Chemiker, Techniker, Ingenieure etc., dann die sogenannten liberalen Berufe: Juristen, Aerzte, Theologen, Schriftsteller, Künstler aller Art, Architekten etc.

Tausende und aber Tausende, die früher einen gewerblichen Beruf ergriffen hätten, sehen jetzt, da keine Möglichkeit der Selbstständigkeit und auskömmlicher Existenz mehr leuchtet, sich nach irgend einer Stellung in den erwähnten Berufen um. Alles drängt zum Studium. Realschulen, Gymnasien, Polytechniken etc. wachsen wie Pilze aus der Erde und die bestehenden sind überfüllt; im gleichen Massstab wächst die Zahl der Studirenden auf den Universitäten*), die Zahl der Eleven in den chemischen und physikalischen Laboratorien, in den Kunstschulen, den polytechnischen und Gewerbeschulen, Handelsschulen, höheren weiblichen Bildungsanstalten aller Art. Schon heute stellt sich in fast allen Fächern ohne Ausnahme eine hochgradige Ueberfüllung heraus und immer stärker wird der Strom, der nach dieser Richtung drängt, immer neue Verlangen nach Gründung von Gymnasien und höheren Bildungsanstalten werden laut, um die Zahl der Kandidaten aufzunehmen.

Behörden und Private sind in Verzweiflung und erlassen Warnungen über Warnungen bald vor dem Studium dieses, bald jenes Faches. Sogar die Theologie, die im vorigen Jahrzehnt Mangels an Kandidaten einzutrocknen drohte, bekommt ihren Segen von dem

*) Auf den deutschen Universitäten studirten 1871—72 14,676, 1875—76 16,191, 1881 aber bereits 22,038. Die Studirenden sind also in 10 Jahren um 50 Prozent gestiegen, wohingegen sich die Bevölkerung um ca. 10 Prozent vermehrte. In Preussen kamen 1859 auf je 10,000 Einwohner 20 Gymnasial- und 9 Realschüler, 1876 dagegen 31 beziehentlich 22; also ebenfalls eine Steigerung von über 50 Prozent.

Ueberfluss und sieht ihre Pfründen wieder besetzen*). „Ich lehre den Glauben an zehntausend Götter und Teufel wenns verlangt wird, schafft mir nur eine Stelle, von der ich leben kann," so echot's von allen Ecken. Minister (Preussen) weigern sich, ihre Zustimmung zur Gründung neuer höherer Lehranstalten zu geben, „da die vorhandenen das Bedürfniss nach Kandidaten für alle Fächer reichlich deckten."

Dieser Zustand wird dadurch weiter verschärft, dass der Konkurrenz- und Vernichtungskampf der Bourgeoisie unter sich eine Menge ihrer Söhne zwingt, in anderer Richtung sich Stellung und Unterkommen zu suchen. Ferner führt das grosse stehende Heerwesen mit seiner Armee von Offizieren, deren Avancement nach längerer Friedenszeit in bedenkliche Stockung geräth, zu einer Menge von Pensionirungen von Leuten im besten Lebensalter, die vom Staat begünstigt, in allen möglichen behördlichen Stellungen Placement finden. Die grosse Menge der Zivilanwärter aus den niedereren Graden der Armee nimmt andern das Brot weg. Hierzu kommt weiter, dass das grosse Heer der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten aller Grade in erster Linie seine Kinder für Berufe wie die erwähnten erzieht und erziehen muss. Denn hier ist der Mangel an Vermögen am grössten, andrerseits verlangen soziale Stellung, der Bildungsstand und die Ansprüche dieser Kreise von vornherein die Fernhaltung von sog. niedereren Beschäftigungsarten, die zudem in Folge des kapitalistischen Systems auch alle überfüllt sind.

Das Einjährig-Freiwilligen-System, das bei Erlangung eines gewissen Bildungsgrads für ein gewisses materielles Opfer die Absolvirung des Militärdienstes in einem statt in drei Jahren gestattet, vermehrt weiter die Zahl der Kandidaten für alle Aemter und Stellen. Namentlich sind es viele wohlhabende Bauerssöhne, denen dann die Rückkehr auf das Dorf und zum väterlichen Berufe nicht mehr zusagt.

In Folge von alle diesem hat Deutschland mehr als jedes andere Land der Welt ein ungemein zahlreiches Gelehrten- und Künstler-Proletariat, ein starkes Proletariat in den sogenannten liberalen Berufen, das sich stetig vermehrt und die Gährung und Unzufriedenheit mit dem bestehenden Zustand der Dinge bis in die höheren Kreise der Gesellschaft trägt. —

Der idealistische Geist in jenen Kreisen wird zur Kritik des Bestehenden herausgefordert und gereizt, und hilft die allgemeine Zersetzungsarbeit beschleunigen. So wird von allen Seiten der bestehende Zustand der Dinge angegriffen und untergraben.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Deutschland in dem grossen Riesenkampfe der Zukunft die Führerrolle übernimmt, wozu es durch seine ganze Entwickelung und geographische Lage als das „Herz Europas" prädestinirt ist. Es ist kein Zufall, dass Deutsche es waren, welche die Bewegungsgesetze der modernen Gesellschaft entdeckten, den Sozialismus als die Gesellschaftsform der Zukunft wissen-

*) Auf 18 deutschen Universitäten kamen auf je 1000 Studirende protestantische Theologen: 1863—64 236, 1870—71 179, 1876—77 109. Von da an steigt die Zahl wieder langsam, so dass sie 1881 142 betrug.

schaftlich begründeten. In erster Linie Karl Marx, unterstützt von Friedrich Engels, ihnen nachfolgend, die Funken in die Massen werfend, Ferdinand Lassalle. Es ist auch nicht Zufall, dass die deutsche sozialistische Bewegung die wichtigste und bedeutendste der Welt ist, die jene anderer Nationen, insbesondere die Frankreichs, das in einer Art mittelbürgerlicher Entwickelung stecken blieb, überflügelte; dass deutsche Sozialisten die Pioniere sind, welche den sozialistischen Gedanken unter die verschiedensten Völker verbreiten.

Wenn Buckle noch vor einem Vierteljahrhundert auf Grund seines Studiums deutscher Geistes- und Bildungsverhältnisse schreiben konnte, Deutschland habe zwar eine grosse Zahl der grössten Denker, aber es gäbe kein Land, in welchem der Abstand zwischen der Klasse der Gelehrten und der Masse des Volks so gross sei, als grade in Deutschland, dann ist dies heute nicht mehr richtig. Dies galt nur so lange, als in Deutschland unsere Wissenschaft fast ausschliesslich deduktiv war, sich auf die dem praktischen Leben fernstehenden Gelehrtenkreise beschränkte. In dem Augenblick, wo Deutschland ökonomisch revolutionirt wurde, trat an Stelle der Deduktion vorwiegend die induktive Methode in der Wissenschaft. Die Wissenschaft wurde praktisch, man begriff, dass sie erst Werth habe, wenn sie auf das menschliche Leben Bezug nehme, Mittel für das Leben werde. Dementsprechend sind in Deutschland in den letzten Jahrzehnten alle Wissensfächer stark demokratisirt worden. Die grosse Zahl zu höheren Berufen gebildeter junger Leute hat mächtig dazu beigetragen und andrerseits hat die allgemeine Schulbildung der Massen, die in Deutschland höher ist, als in jedem andern Volke Europas, diesen die Aufnahme einer grossen Menge Geisteserzeugnisse aller Art erleichtert. Endlich aber hat ganz besonders die sozialistische Bewegung mit ihrer Literatur, ihrer Journalistik, ihren Vereinen und Versammlungen, ihrer parlamentarischen Vertretung und ihrer Kritik über alle Gebiete des öffentlichen Lebens, das geistige Niveau der Massen erhöht.

Das Ausnahmegesetz hat daran nichts geändert. Es hat die Bewegung in die Breite etwas eingeengt, ihr zu rasches Tempo gedämpft, wodurch die Bewegung in andern Ländern um so besser nachkommen kann. Es hat aber auch die Bewegung vertieft und eine ungeheure Erbitterung geschaffen, die zur Explosion drängt, ihre Befriedigung und ihre Opfer verlangt. Ueberdies macht die ganze soziale Entwickelung, die Auflösung der Gesellschaft, mit jedem Tage grössere Fortschritte.

So sehen wir im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts den grossen Geisteskampf auf allen Seiten hell entbrennen, der mit Feuereifer geführt wird. Neben der Sozialwissenschaft bilden insbesondere das weite Gebiet der Naturwissenschaften, die Gesundheitslehre, die Kulturgeschichte und selbst die Philosophie das Arsenal, dem die Waffen entnommen werden. Von allen Seiten*) werden die Grundlagen des Bestehenden angegriffen, werden die wuchtigsten Hiebe

*) Siehe insbesondere Mainländers Philosophie der Erlösung. I. u. II. Bd.

gegen die Stützen der alten Gesellschaft geführt, die revolutionären Gedanken dringen in die konservativsten Kreise und bringen die Reihen der Feinde des Neuen in Verwirrung. Handwerker und Gelehrte, Ackerbauer und Künstler, kurz Männer jeden Standes schliessen sich den Arbeitern an, die das Gros der Armee bilden, welche die letzte Schlacht schlagen wird, unterstützen und ergänzen sich gegenseitig.

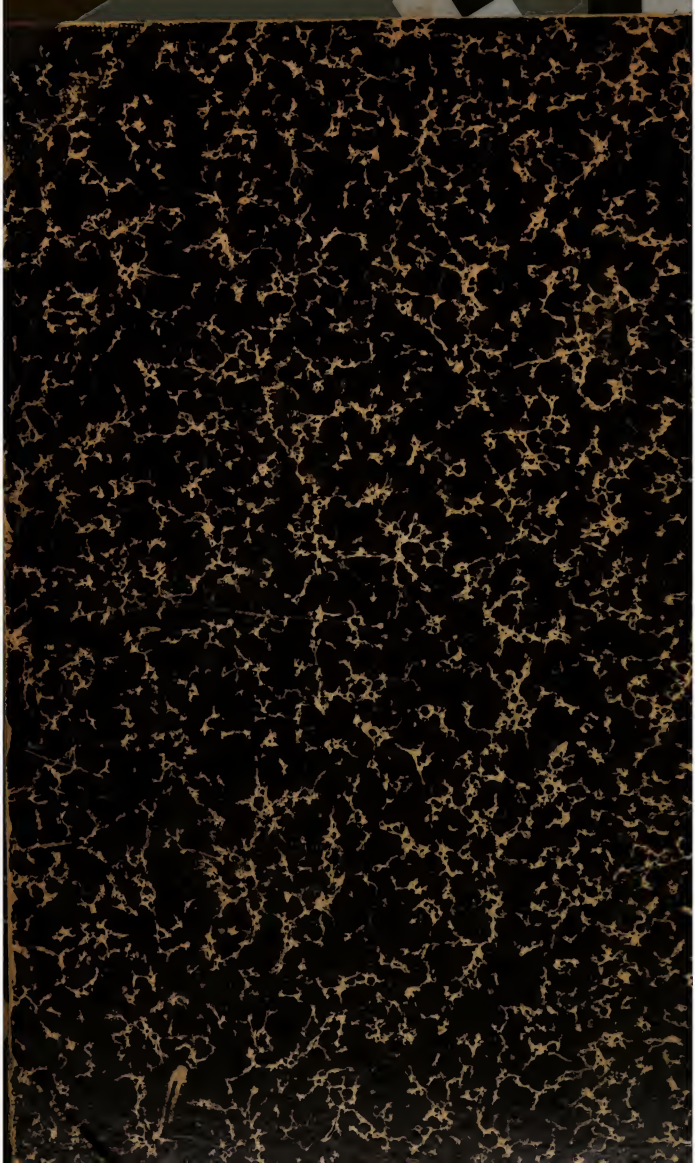
Auch an die Frau tritt die Aufforderung, in diesem Kampfe nicht zurück zu bleiben, wo für ihre eigene Befreiung und Erlösung gekämpft wird. An ihr ist es, zu beweisen, dass sie ihre wahre Stellung in der Bewegung, in den Kämpfen der Gegenwart für eine bessere Zukunft begriffen hat, dass sie entschlossen ist, daran Theil zu nehmen; an den Männern ist es, sie in der Abstreifung aller Vorurtheile und im Kampfe zu unterstützen. Niemand unterschätze seine Kraft, glaube, dass es auf eine Person mehr oder weniger nicht ankomme. Für den Fortschritt der Menschheit kann keine Kraft, und sei sie noch so schwach, entbehrt werden. Das ununterbrochene Fallen der Tropfen höhlt schliesslich den härtesten Stein aus. Und aus vielen Tropfen entsteht der Bach, aus Bächen der Fluss, aus einer Anzahl Flüsse der Strom. Kein Hinderniss ist schliesslich stark genug, ihn in seinem majestätischen Lauf zu hemmen. Genau so geht's auch im Kulturleben der Menschheit; überall ist die Natur unsere Lehrmeisterin. Handeln wir Alle darnach, so kann der endliche Sieg nicht fehlen.

Der Sieg wird einst um so grösser sein, je eifriger und energischer jeder Einzelne die eingeschlagene Bahn verfolgt. Das Bedenken des Einzelnen, ob er mit all seiner Arbeit und Mühe dem Beginn einer neuen schöneren Kulturperiode so nahe komme, deren Beginn noch zu erleben, dieses Bedenken darf ihm nicht aufstossen, es darf ihn noch weniger von dem betretenen Wege abhalten. Wir können zwar weder die Dauer, noch die Art der einzelnen Entwickelungsphasen bestimmen, so wenig wir über die Dauer unseres eigenen Lebens die geringste Gewissheit haben, aber die Hoffnung, den Sieg zu erleben, brauchen wir in einem Zeitalter wie das unsere nicht fahren zu lassen. Wir kämpfen und streben vorwärts, unbekümmert darum, „wo" und „wann", die Grenzpfähle einer neuen, besseren Zeit für die Menschheit eingeschlagen werden. Sinken wir im Laufe des Kampfes, so treten die uns Nachstrebenden für uns ein; wir sinken in dem Bewusstsein, unsere Schuldigkeit als Menschen gethan zu haben, und dass das Ziel erreicht wird, wie immer die dem Fortschritt der Menschheit feindlichen Mächte sich dagegen sträuben mögen.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

02-15-000
BOOK DUE WID
FEB 1979
JAN 24 1979
CANCELLED
STALL STUDY
CHARGE

WIDENER
BOOK DUE
NOV 28 1983
7978981